


VE
RI
TAS



Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
die Erwartungen
von einem zukünftigen Leben.

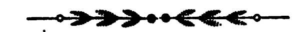
Eine Selbstbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Doktor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doktorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München.

Erster Band.



Erlangen, 1854.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Dem Herrn

Dr. Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling,

wirklichem Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Ein Greis und ein Schüler zugleich begrüßt noch einmal in dankbarer Erinnerung das Andenken aller Lehrer seiner Jugend. Er findet nur noch einen von ihnen unter den Lebenden; nur den Einen, der ihm unter allen anderen für sein inneres wie äußeres Leben der einflußreichste, gesegnetste war und geblieben ist. Denn was der alte Schüler auf Erden hat und geworden ist, das verdankt er nächst Gott diesem Lehrer.

Manche andere Erinnerung ist in dem Haupt und Herzen des Greises erloschen und verblichen, diese

aber wird mit den Thaten des Mannes, dem sie gilt, dahin kommen, wo das Zeugniß der Dankbaren ge=
hört und segnend beachtet wird.

G. H. v. Schubert.

Vorrede.

Daß ein Mensch, welcher auf dem wenig betretenen Wege seines Lebens eben so wenig von der Welt erfahren hat als sie von ihm, es unternehmen mag, mit einer Beschreibung seines Lebens vor der Welt aufzutreten, darüber bedurfte es jener Erklärung, die der Verfasser im 2. Kapitel dieses Buches gibt. Vielleicht wäre auch für das Wort Erwerb, das auf dem Titel steht, eine solche maaßgebende Erläuterung nöthig. Was man so nennt, das kann von sehr verschiedener Art und Bedeutung sein: zwei Turteltauben und zwei junge Tauben mit einem Lamme, als Erwerb des armen Mannes zu

seiner Gabe, oder eine Schiffslast an Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen wie bei jenem hochbegabten Könige, dessen Meerschiff mit Hiram's Schiffen auf Erwerb nach fernem Lande fuhr. Einer aber, ein Mann der Welt und noch von jungen Jahren, dessen Wanderschaft uns ein treuer Mund beschreibt, zog auch fern über Land, um nach seinem eigenen Belieben einen Erwerb zu machen. Er hatte sich von dem Vater seinen Antheil der Güter geben lassen, um diesen nach seinem Geschmacke zu verwerthen. Was aber war sein Erwerb dort im fernen Lande, als über dasselbe eine Hungersnoth kam? Nichts Anderes als neben dem Amte eines Hüters jener Thiere, welche „die Klauen spalten und nicht wiederkäuen", das ungestillte Gelüste, sich einmal recht zu sättigen mit dem Futter, das seine Heerde aß. Und dennoch war bei diesem Erwerbe noch ein anderer, welcher die Mühe der Wanderschaft lohnte: das Erwachen eines Sehnens, das zum erwünschten Glücke führte und welches in seinen Erwartungen von dem guten Ende der Wanderschaft nicht getäuscht wurde.

Wohl möglich, daß der Erwerb, welchen der Verfasser auf dem Titel seines Buches ankündet, einer oder der anderen solcher Arten des Erwerbes gleich ist; jenem der zwei Turteltauben und zwei jungen Tauben, oder des Sehnens eines Heimwehkranken in der Fremde. Sei es aber so groß oder so klein als es wolle, den Wenigen, die es etwa begehren, theilt der Verfasser sein Erworbenes ohne Vorenthalt mit und nennt zugleich dankbar die Begegnenden auf seinem Wege, die von ihrem Eigenen ihm gaben, was er nicht hatte. Denn wenig oder nichts von Dem, davon er sprechen wird, gilt ihm als ein Eigenes: das, was uns die Fremde zur Lust der Augen und zum Zeitvertreibe der Hände geliehen, das hat, wenn wir daheim sind, den blendenden Reiz verloren, den es als scheinbar Eigenes besessen.

Die Hauptstationen seines Lebens möchte der Verfasser in eben so vielen Bänden dieses Buches beschreiben, davon der erste, als Geschichte seiner Jugend, hier vorliegt, die beiden anderen von dem Tagwerke und den Ereignissen auf zwei folgenden

Hauptstationen seiner späteren Lebenszeit berichten sollen.

Einzelne Züge aus seiner Jugendgeschichte, die er in den Bänden III und IV seines „Alten und Neuen“ (Erlangen bei C. Heyder) mitgetheilt hat, sind hier theils übergangen, theils, wo es zum Plane des Werkes gehörte, kurz erwähnt.

Pähl im bayerischen Ammergrunde
11. Juli 1854.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Das Gleichniß von einem Ruhesitze der Natur und der Ruhezeit eines glücklichen Greisenalters.

Dem Bewohner der kahlen Kreidehügel der Champagne mag schon das fruchtbare Lothringen, noch mehr aber muß dem Holzbauer in dem armseligen Heidelande der gascognischen Küste sein nachbarliches Campanerthal als ein Paradies erscheinen. Denn die Kreidehügel der Champagne stehen doch wenigstens fest an ihrem Orte und da, wo der Hirt in dem einen Jahre das nothdürftige Futter für seine Ziegen fand, wird er es auch im nächsten Jahre finden. Dort aber, in dem Departement der Landes, im Nordwesten vom Adour, hat selbst der Grund und Boden keinen sicher bleibenden Bestand; da, wo gestern noch die Rohrdommel im Wasser auf ihren Fang ausging, oder wo der Ginster blühte, hat über Nacht der leicht bewegliche Sand den Sumpf und das Heideland zugedeckt; in dieser traurigen Wüste der Dünen und Moräste sind es die Winde, nicht die bauende Hand des Menschen, welche der Landschaft ihre wechselnde Gestalt, ihre Tiefen voll Wasser, durch die einbrechende Fluth des Meeres, ihre wellenförmigen Erhöhungen durch den Flugsand jetzt geben und dann wieder nehmen.

Wie mögen sich das Auge und das Ohr des armen Heideländers ergötzen, wenn er von der Küste landeinwärts,

im Südosten des Adour über Berg und Thal geht und hier statt des graulichen Grünes seiner vereinzelten Föhren die Wälder der Kastanien, die Hügel der Reben und Oelbäume, die Gärten der Orangen und Feigen sieht, und statt der Stimme der Krähen und Frösche das Lied der Nachtigall hört. Wie mag ihm da die reine, leichte Luft der Gebirge so wohlthuend in die Brust gehen und den Ton seiner Stimme selber zum Gesange machen!

Und dennoch wird dem Schiffbrüchigen, den die Wogen des Biskayischen Meerbusens auf einem Brette sitzend an die Küste warfen, das Leben zwischen den gascognischen Dünen und Moräften noch immerhin lieber sein, als der Tod im Meere, wenn ihm auch die Einöden der Landes gerade nicht als ein Paradies der Erde erscheinen sollten, wie die herrliche Küstengegend bei St. Jago in Chili den Seefahrern, die zuerst um die Südspitze von Amerika herumlenkend an diese liebliche Landschaft kamen. Denn wenn jene Schiffer, nach dem langen Kampfe mit den Todesgefahren zwischen den Felsenklippen und dem sturmbewegten Meere, das immer grünende und blühende Thal an der stillen, sicheren Bucht bei St. Jago ein Thal des Paradieses — Val Paraiso — nannten, so begreift man dieses wohl. War doch in Wahrheit der Abstand zwischen den öden, schwarzen Felsen des Feuerlandes, von denen der Winter niemals weicht, und dem Val Paraiso, so groß, wie der zwischen einem Vorbild der Hölle und dem der seligen elysäischen Gefilde.

Nicht so leicht begreiflich ist aber der Grund, aus welchem die Bewohner von Indien das Thal von Kaschmir als das „unbezweifelbare Paradies der Erde" preisen. Wer, wenn er nicht selber es gesehen, kann sich das grünende Meer der Gewächse an den Ufern eines indischen Flusses

auch nur in annähernder Weise vorstellen: mit dem brennenden Roth und glänzenden Gelb der blühenden Hibiscus, mit dem Dufte der Plumieren, dem Gewinde der Clitorien, die sich am weißen Stamme des Brodfruchtbaumes hoch hinanranken, während höher als sie alle die Wipfel der Palmen über den smaragdenen Teppich des Gebüsches und Niederholzes hinaufragen. Und im Gebüsche wie auf den Bäumen das muntere Gedräng der Affen, der Papageyen und anderer buntfarbiger Vögel, deren Bewegen gleich einem Tanze den cymbelartig tönenden Gesang der Cicaden begleitet. Wie in einem lebenden Leibe das Herz bei Tage wie bei Nacht ohne Aufhören schlägt, der Athem bei Tage wie bei Nacht aus- und eingeht, so steht das Getriebe der bildenden, bewegenden, lautsprechenden Lebenskräfte in einer solchen Natur, wie die indische an ihren strömenden Wassern es ist, niemals still. Gleich jenen geheimnißvollen Wesen, welche ohne Rast und Schlummer bei Tag wie bei Nacht ihr Heilig, Heilig, Heilig riefen, und deren Schwingen mit den lebendigen Rädern voller Augen ohne Aufhören rauschten, sind in jenem immer grünenden Lande hier die Blüthen, dort die Früchte, sind die Schaaren der Lebendigen, deren Augen die Herrlichkeit der Tage wie der Nächte beschauen, und welche in der Fülle der Naturgaben sich sättigen, ein niemals verstummendes Loblied auf den Schöpfer, der diese herrliche Welt gemacht.

Gleicht aber nicht auch das Leben der Hindus in der Fülle einer solchen Natur, vor den Augen des vorüberwandernden Fremdlinges einem anmuthigen Traume, darin die Seele nur von einem Genusse zum anderen sich ergeht, während die Hände und Füße, wie vom Schlafe gehalten, ruhen? Was bedarf der Bürger und Pilgrim der Erde hier in diesem Lande zu seinem genügsamen Leben, das ihm

nicht, fast ohne sein Zuthun, der milde Himmel und der überreiche Boden, so lange dieser sein freies, ungetheiltes Eigenthum ist, im Ueberflusse darreichte? Ein Obdach aus Pfählen, mit dem Dache und den Wänden eines Geflechtes von Baumblättern, ein Gewand von leichtem Gewebe reicht hin, um im ganzen Verlaufe der Jahreszeiten Schutz gegen Sonne und Wind zu gewähren; eine Hand voll Reis, ein Trunk von Reiswasser, eine Frucht oder etliche des Bananen- und des wildwachsenden Carica- oder Melonenbaumes sind genügend, um das Verlangen nach Speise und Trank für den ganzen Tag zu sättigen, und zum Lager für die Nacht ist die selbstgeflochtene Matte da.

Dies ist für den hier eingeborenen Bewohner, Indien, in der Fülle seiner Natur, in seinen Reizen für die Sinne, in der überwältigenden Macht seiner irdischen Gaben und Genüsse. Ein Land, da ohne Aufhören Frühling und Sommer und früchtereifender Herbst beisammen wohnen, dessen Volk, wie sein von ihm vergötterter Strom durch alle Zonen der Erde lustwandelnd, aus der Gluth des tropischen Sommers sich hinauf zu flüchten vermag in die beständige Kühle des Frühlings, ja in den Mutterschooß des Winters, aus dessen Gletschereis der Ganges entspringt, und dann wieder hinabzutauchen in die Kräfte des Sommers.

Und was ist das Engthal von Kaschmir im Vergleiche mit Indien? Ein Vorhof nur von dem reichen Wunderlande des Südens; ein Vorhof, so umschlossen von hohen Mauern, wie eine Feste, darin ein König, fern von dem Throne seiner Herrlichkeit, gefangen sitzt. Der Fremdling, welcher die Mauer der Hochgebirge, von Indien herkommend, übersteigt, sieht, noch ehe er den hohen Pir-Penjah-Paß erklommen hat, Indiens Naturfülle und Sinnenreize allmälig, bis auf ihre letzte Spur verschwinden. Die Gerippe

von Lastthieren und die gebleichten Menschenschädel, welche hin und wieder auf den abgestürzten Trümmern der Bergfälle liegen, auf denen der Weg sich hinanzieht, bezeugen die noch fortwährende Todesgefahr, welche der plötzliche Einbruch der Schneestürme dem kühnen Wanderer bringen kann. Die Sage kennt noch jetzt an der vormaligen Straße, die Akbar (der Große) erbaute, jene Stelle, an welcher zu Bernier's Zeiten ein Theil des weiblichen Gefolges, das den Zug des Kaisers begleitete, mit seinen Lastthieren hinabbrach in den Abgrund. Allerdings selbst hier, wo die Lebenskräfte der äußeren Natur tief in den Schlaf des Winters versunken sind, wacht noch die Lebenskraft des Geistes, die in der inneren Natur des Menschen wohnt. Ein Reisender unserer Zeit, dem die Augen und das Gemüth für die Werke der Natur und die Thaten des Geistes geöffnet sind*), fand auf jenen winterlich kalten Höhen einen fast nackten indischen Fackhir, der, seinem Gelübde treu, das Anerbieten eines Obdaches im Zelte, sowie das einer wollenen Decke zum Schutze gegen die Kälte der einbrechenden Nacht von sich wies. Es war, als ob in diesem Menschen die Wärme seines vaterländischen tropischen Himmels einen Herd gefunden hätte, dem der kalte Hauch des Winterfrostes sich nicht zu nahen vermochte, denn mit einer lauten, wahrhaft schönen Stimme sang er während der Stille der Nacht seine Loblieder zu Gottes Ehre, und erst bei Sonnenaufgang, zur Zeit der stilleren Gebete, verstummte er. In der That, dieses ist ein ernster Kampf des Menschengeistes mit dem Dunkel der Nacht, das ihn umgibt; ein solcher Ernst, mitten in seinen Irren, scheint es werth, daß ihm die Sonne aufgehe.

---

*) Freiherr C. v. Hügel nach seinen Briefen über Kaschmir.

Müssen wir uns aber etwa von dem Sinn eines Fackhirs, eines Abgeschiedenen aus dem Getümmel der Welt, in das Hochthal von Kaschmir begleiten lassen, um hier das Paradies zu finden, das der Traum der Hindus und ihrer Brahminen dahin versetzt? Fast könnte dies dem besuchenden Fremdling, der die Trunkenheit der Sinne auf Ceylon wie in Indien auf längere Zeit gekostet hat, so erscheinen, wenn er von der Höhe der südlichen Gebirgsmauer herab dem Thale sich nahet.

Zwar das Alpengebirge von Tübet mit seinen Tausenden von Schneekuppen erhebt sich, seinem Blicke gegenüber in unvergleichbarer Majestät, und von seinen Abhängen strömen und stürzen die frischen Wasser der Bäche und Flüsse in das grünende Land; dieses aber, mit all' seinen Naturgaben, erscheint nur wie ein Garten, dessen Boden der Mensch im Schweiß seines Angesichtes anbauet, und mit seinen Gemüsen und Obstbäumen bepflanzt, nicht so wie Indien, als das irdische Abbild eines Paradieses, von dessen Früchten der Bewohner, fast ohne Mühe und schwere Arbeit sich ernährt. Denn mit Recht erweist noch jetzt das Volk des Landes jenem Meister der Weberzunft, der vor mehreren hundert Jahren zum Segen Vieler hieher kam, seine dankbare Verehrung, wenn es das Grabmal des fleißigen Mannes alljährlich mit Blumen umkränzt; noch jetzt ist es die Kunst des Webens, welche Tausenden der Bewohner des Landes das tägliche Brod gibt. Da kann man sehen und lernen, was die Ausdauer und Geduld der Arbeit sei, wenn je drei Weber an einem Stuhle sitzend in taktmäßiger Bewegung der Hände und zugleich des Kopfes ihre Fäden, mit unglaublicher Geschwindigkeit durch das Gewebe eines künftigen Shawles schießen, zu dessen Vollendung sie die Zeit eines halben, ja vielleicht eines ganzen

Jahres bedürfen, während das Taglohn der Mühe kaum den Geldwerth von 6 kr. erreicht. Und nicht nur die Weber allein, sondern auch die anderen Bewohner des Landes müssen es erfahren, daß sie hier in ihrem Kaschmirthale noch nicht im Paradiese, sondern auf einem Arbeitsfelde sind, auf welchem der Mensch nur das erntet, was er säet. Muß doch ein ansehnlicher Theil der Bewohner sein tägliches Brod nicht nur auf dem festen Boden seiner Felder und Gemüsegärten, sondern tief, im Schlamme seiner nachbarlichen Seen, suchen, daraus er die nahrhaften Knollen der zweistachlichen Wassernuß mühsam herausgräbt, deren mehlreicher Inhalt das ganze Jahr hindurch sein fast einziges Nahrungsmittel ist. Und ein anderer Theil der Kaschmirener lebt von dem Ertrage, nicht seiner Felder und Gärten, sondern jener mit Erde gefüllten geflochtenen Körbe, in denen er seine Melonen und andere der Wässerung bedürftige Früchte zieht. Wenn aber auch die Gärten, in der Fülle ihrer duftenden Rosen und ihrer Granatäpfel, Pfirsichen, Birnen und Trauben, sowie neben ihnen die Wiesen voll üppiges Grün, die Felder voller Saaten, das Auge des Fremdlings, der im Sommer hieher kommt, entzücken, so muß er dennoch, bei längerem Verweilen es erfahren, daß all' diese Herrlichkeit und Pracht nur für einige Zeit dem Lande verliehen ist, dann aber auf lange Zeit wieder dahin schwindet. Denn Kaschmir hat seinen Winter, während dessen Monate lang die Seen mit Eis, der Boden des Thales mit allen Wiesen, Gärten und Feldern von Schnee bedeckt sind; die Bäume stehen dann entlaubt da, der Gesang der Vögel im Rosengebüsch ist verstummt.

Was mag es nun sein, das dem Sprüchwort der Hindus, welches Kaschmir ein Paradies der Erde nennt,

dennoch, selbst in unseren Augen eine Wahrheit gibt? Wir finden dieses leicht, wenn wir nicht das hier wohnende Volk, welches unter dem unmenschlichen Drucke und der Habgier seiner Herrscher dahinstirbt, sondern die Natur seines Landes betrachten, welche in ihren Hauptzügen eine auf Erden fast einzig dastehende Erscheinung ist. — Hier in diesem Thale der Thäler findet sich ein Friedensreich der Elemente, ein Wohnsitz der Ruhe und der Stille, zu welchem die Schrecknisse der Natur mit ihren plötzlichen Einbrüchen keinen Zugang gewinnen.

Kaschmir ist ein vormaliger Seekessel, der in der Höhe der Alpen *) von dem Gewässer des Dschilun und seiner Nebenflüsse gefüllt war, bis er zur Zeit jener großen Fluth, welche der Oberfläche der Festländer ihre jetzigen Umrisse gab, seinen Durchbruch und Ausgang zwischen dem Baramulla und Pir Panjahlgebirge fand, hinab nach dem Stromgebiet des Indus, in welches der Dschilun sich ergießt **). Noch jetzt deutet auf den früheren Bestand als See: See des Kaschah, eines mythischen Ansiedlers der Urzeit, sein Name hin. Wie die strömenden Wasser, wenn sie von allen Seiten her, aus den hohen, schneebedeckten Gebirgswänden herabsinken, in dem vormaligen Seekessel hier zum ersten Male ein ebenes Bette erreichen, auf dem ihr stiller Zug mit kaum merklichem Falle, langsam dahin geht, während ihr Verlauf von dem Quell an bis hieher ein beständiger Sturz über die Felsen war; so findet auch der Wanderer, der über die Alpenmauern dorthin kam, zum ersten Male, seit langen Mühen einen Ruhepunkt, ein

*) Seine Ebene liegt fast 6000 Fuß hoch über dem Meere.

**) Nach Buckland's wohlbegründeter Ansicht von dem Entstehen der Entblößungsthäler.

Stillestehen für seinen Fuß, der durch das wechselnde steile Hinan- und Hinabsteigen auf die Bergreihen, über die ihn sein Weg führte, zum Tode ermüdet war. Und welcher Unkundige des Landes hätte da noch einen solchen Garten der Natur, einen solchen Ruheort erwartet, in einer wilden Einöde der Schneegebirge, darin weder für das Auge noch für den Fuß ein Ausruhen zu hoffen schien? Denn wenn er noch kurz vorher auf seiner Reise jenseits Thanna, von der Höhe aus die Züge der Gebirge überblickte, da sah er diese nirgend in einem rundlichen Gipfel, sondern nur in scharfe Schneiden auslaufen, darauf die beständigen Stürme weder Baum noch Gesträuch aufkommen ließen, und wo der Weg des mühseligen Aufsteigens alsbald zum eben so steilem Hinabsteigen nach der anderen Seite sich absenkt.

Aber nicht nur die ermüdeten Glieder, auch die Sinne des Wanderers finden im Kaschmirthale einen Ort des lieblichen Ausruhens, welcher, je unerwarteter, desto wohlthuender ist. Auf seinem ganzen Wege über das Gebirge hieher war vielleicht der Sturm sein beständiger Reisegefährte, und er mußte es für ein seltenes Glück halten, wenn mit dem Blitz und Donner der Gewitter keine reissende Fluth die engen Thäler überströmte, oder wenn kein Orkan die Höhen mit den Schneegewölken überzog und mitten am Tage die Aussicht wie den Fortgang der Reise hemmte; ein Orkan, welcher, wenn er die Reisenden und ihre Thiere auf der obdachlosen Höhe ergreift, sie hinabschleudert in den Abgrund oder in seine Schneewogen sie begräbt.

Wie nimmt doch so auf einmal all' dieser Kampf der Elemente ein Ende, und es wird die Natur so paradiesisch still und friedlich, wenn nun der Fuß seinen ebenen Weg, zwischen den Alleen der hohen Platanen am Dschilun wan-

delt. Hier in diesem von Hochgebirgen umgürteten Thale könnte, selbst mit der einheimischen Weberzunft wetteifernd, ein Heer der zartesten Spinnen ungestört seine Fäden von dem Gipfel der einen Platane zu dem der anderen hinüberziehen. Fast so still, als wäre die ganze Pflanzenwelt ein großes Gemälde, stehen die Aeste und Zweige da und nur leise, wie vom Hauche eines Schlafenden, bewegen sich die Blätter. Denn der Weg der Wetter und der Stürme geht hoch über dem Boden des Landes von dem Scheitel der einen Gebirgswand nach dem anderen hinüber und den Bewohner des Thales läßt es nur die Bewegung der Wolken in der weit abgelegenen Höhe errathen, daß dort ein Wind aus Nord oder Ost, Süd oder West wehet, während die Luft in der Tiefe so unbewegt ist, daß die Schiffe auf dem Dschilun, die Fahrzeuge auf den Seen ohne Hülfe der Segel nur durch die rudernde Menschenhand bewegt, über den Wasserspiegel dahingleiten. Nur selten wirft eine vorüberziehende Wolke auf das Thal und seine Seen ihren Schatten, noch seltener sind hier die Gewitter und man erinnert sich nicht, daß jemals der Blitz ein Haus oder einen Baum, ein Thier oder einen Menschen unten auf der bewohnten Fläche traf. Nur das Licht der Sonne strahlt in fest abgemessenem Verlaufe vom Winter bis zum Sommer höher steigend, vom Sommer bis zum Winter wieder sinkend, auf das Thal und sein sommerliches Grün oder seinen Schnee herunter; die Wärme des Frühlinges wird in ihrer allmäligen Steigerung zur Wärme des Sommers durch keinen rauhen Nord- oder Ostwind gehemmt, kein Spätfrost zerstört oder beschädigt die Blüthen der Bäume, kein anhaltendes Regenwetter hält die jungen Schwärme der Bienen in ihrem Mutterstocke zurück oder verspätet und verkümmert das Reifen der Früchte. Ganz

in derselben Woche eines Frühlingsmonates, in welcher der Urahn die Aussaat der Felder und Gärten bestellte, die Rosen zur Bereitung des köstlichen, kaschmirenischen Rosenwassers brach, die reifen Aprikosen und Pfirsichen, Birnen und Aepfel, Granaten und Trauben für seinen Haushalt sammelte, oder den Mais, den Reis und den Waizen erntete, thut dieses auch der jetzt lebende Nachkomme regelmäßig. Aber auch an seine feststehende Zeiten gebunden, wie der des Sommerhalbjahres, ist der Verlauf des Winters; gegen die Mitte des Novembers beginnen die Nachtfröste, am 11. Dezember fällt der Schnee, welcher dann, weil kein Südwind ihn schmilzt, kein Nordwind ihn erneut, unverändert liegen bleibt bis in den März.

Wie feucht war unten in dem Tieflande der indischen Küstengegend die drückend heiße Luft und wie ist sie auch bei uns so oft mit Dünsten erfüllt, welche dem Gefühle sich verrathen und als Hochnebel den Himmel auf lange Zeit trüben; und wie ganz anders ist dieses in Kaschmir. Die Luft ist hier fast immer so trocken und so rein, wie das Auge eines alten, muthigen Helden, das für den Schmerz keine Thräne hat. Die tropischen Regen erreichen das Thal nicht; im März allein, wenn die Wärme des Frühlinges den Schnee zum Thau erhebt, befeuchtet dieser als niederträufelnder Regen das Erdreich und nur selten schüttet im Sommer ein Gewölk, das von einem Gebirgsrande zum anderen zieht, einen Theil seiner wässerigen Last als schnell vorübergehenden Schauer herunter. Das Wasser, dessen es zu seiner Nahrung bedarf, zieht das Gewächsreich aus dem Boden, dessen Quellen und Flüsse nie versiegen; vergeblich sucht man in den Gärten und Wäldern nach einem faulenden Baum, oder nach den Schwämmen und anderen Ausgeburten der feuchteren Luft. Selbst jener nebelige

Dampf, der im Herbst von den dürren Kräutern, welche der Hirt verbrannte und vom Staube des Bodens gebildet, die niedere Fläche des Thales überzieht, ist nur ein Zeichen der unbeweglichen Ruhe und der Trockenheit der Luft; schon in der Höhe eines Thurmes sieht man das klare Blau des Himmels mit dem Lichte seiner Sterne und der Sonne.

Und zu einer solchen Höhe, welche auch im Herbst weit über den trübenden Dampf des Thales hinausragt, erhebt sich der Einheimische wie der Fremde leicht und gern auf dem nahe bei der Stadt gelegenen Berg, welcher den Namen Thron des Salomo (Tacht=i=Soliman) führt. Hat doch eine solche Lust der Augen, als hier gefunden wird, niemals, auf seinem Throne sitzend, der weiseste der Könige genossen, denn welche Schönheit der Erde kann der majestätisch hohen gleichen, zu deren Betrachtung hier der Blick des Menschen und sein denkender Geist erhoben wird. Das sind die Gedanken einer schaffenden Allmacht und harmonisch ordnenden Weisheit, welche auch der kühnste Flug der nachbildenden Seele durch eigene Kraft nicht zu finden und zu erdichten vermag, wenn sie nicht durch die Sinne den allgewaltigen Eindruck des Urbildes empfing. Weit hinschattend und hoch erhebt sich zwar die alte Platane dort bei den Resten von Akbars, des großen Kaisers Lustsitz, höher aber noch als die Cedern des Libanon über die Platane erhebt sich dort am Abhang des Gebirgsrandes die Ceder des Himalayahgebirges: der Deodar baum, an dessen Waldungen selbst im Winter das Grün des Sommers nicht verbleicht. Hoch und hehr ist zwar die Landschaft unserer heimathlichen Alpen; was ist aber ihr schmaler Höhendamm gegen den unübersehlich mächtigen Aufbau der Bergmassen, die sich von Norden nach Ost

und Südost, nach West und Südwest ausbreiten, wie ein Meer, das der Odem des Allmächtigen zu Wogen aufregte, die zur doppelten Höhe unserer heimathlichen Alpen hinansteigen und deren Scheitel für immer unter der Decke des Winters ruhen.

Wie der Fuß unten, auf dem ebenen Boden des Thales, so hat das Auge an diesen Hoheiten der irdischen Natur ein Ausruhen gefunden, zu welchem es beständig gern wieder zurückkehrt. Sind dies nicht die Starken, welche das Thal auch im Sommer vor der sengenden Hitze, im Winter vor der Heftigkeit des Frostes behüten, und dem Lande seine Milde und Stille, seinen beständigen Zufluß der lebendigen Wasser erhalten? Wenn der Fremdling selbst an einem der Tage des Winters, deren Sonnenschein fast nie getrübt wird, oder wenn er in der wärmeren Zeit des Sommers auf den Hochgebirgen von Tübet oder des Hindukusch ein vorüberziehendes oder ein länger verweilendes Gewölk sieht, dann weiß er wohl, denn er hat es auf seinem Wege nach Kaschmir erfahren, welcher furchtbare Kampf der Elemente dort gekämpft wird. Das sind die Orkane, welche die Schneestürme mit sich führen, oder welche mit Blitz und Donner über das Hochland hinfahren, mit einer Gewalt, welche nicht nur die Carawanen mit dem Zuge ihrer Lastthiere und Menschen fortreißt, sondern fast wie ein Erdbeben die Felsenpfeiler erschüttert. Schon der Anblick aus der Ferne weckt die Erinnerung an die Gefahren und Todesschrecken, welche der Wanderer vorhin bestand. — Aber wohl ihm, der Weg der Kämpfe und der Mühen ist vollendet, hier in diesem Lande eines Friedens der Natur fühlt er sich so abgeschieden von dem Gedräng der überstandenen Furcht und Sorgen, wie der Schiffer, der sich und sein Gut in einem siche-

ren Hafen geborgen sieht, während draußen auf dem Meere die Stürme toben.

Der Ruheplatz, dort am Gemäuer des alten Tempels, auf dem Salomos-Thron, weckt aber nicht nur den Gedanken an den stillen, sicheren Hafen, dahin der Schiffer aus dem bewegten Meere sich gerettet hat, sondern, wie vielleicht schon der Name des Berges es that, darauf er steht, Gedanken an einen Friedhof des inneren Lebens, auf welchem der Geist des Menschen noch hier auf Erden ein Ausruhen findet, ehe man seinen Leib zum Friedhofe der Gräber trägt.

Allerdings hat das Greisenalter der Tage viele, von denen der Pilger und Fremdling der Erde, wie der Einwanderer aus Indien, wenn ihm in Kaschmir der Winter begegnet, sagen möchte: sie gefallen mir nicht. Denn vielleicht war seine Jugend an Kräften und Genüssen der Naturgaben so reich, so lebendig bewegt, daß sie im Vergleich mit dem Greisenalter wie Indiens Naturfülle gegen das hohe, winterlich stille Gebirgsthal erscheint. Wohin sind dann die Gebüsche mit der Farbenpracht der blühenden Hibiscus und dem Dufte der Plumieren, wohin die Wälder der Palmen und der gewürzreichen Bäume mit ihren Blüthen und Früchten, mit dem munteren Volke der Papageyen und des anderen buntfarbigen Geflügels, mit dem muthwilligen Spiele der Affen? Wenn auf dem Scheitel des Greises der Mandelbaum blüht, wenn die Glieder des Leibes — die Hüter des Hauses — zittern und sich krümmen die Starken, wenn jetzt, wie in einem von hohen Gebirgswänden umschlossenen Thale die Thüren nach den Gassen der Welt geschlossen werden und die Lust, die auf diesen Gassen ihre Heimath hatte, vergeht, dann allerdings lautet dem schon früher erwachten Ohre der Gesang

des einsamen Vogels auf dem Dache wie der Spruch des Predigers, welcher König war zu Jerusalem; wie der Spruch: es ist Alles ganz eitel, ja eitel und vergänglich ist alle Lust des Menschenlebens mit seiner Last und Mühe.

Aber dennoch ist das Greisenalter, mitten in der herbstlichen oder winterlichen Abgestorbenheit seiner äußeren Natur ein Friedhof, auf welchem das Sehnen des Menschenherzens, wenn es zur inneren Stille gelangt, gerne ausruht und noch einmal seine Kräfte sammelt, ehe denn der Staub wieder zu der Erde kommt, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Denn wie in Kaschmirs Hochthale die kämpfenden Elemente der Höhen wie der Tiefen den Frieden auf immer geschlossen haben, wie die Gluth der dünstereichen Tiefe, welche dort unten in der heißen Ebene öfters die athmende Brust beengte und das Herz fieberhaft bewegte, hier oben zwischen den Schneebergen ihre Macht verloren hat und die Mühen des Heransteigens mit all' ihren Gefahren und Aengsten beendigt sind, so ist auch in der Brust des Greises die Gluth erloschen, die ihm öfters seine Ruhe nahm; die Stimme des Treibens von einer Eitelkeit, von einer vergeblichen Mühe und Lust der unersättlichen Sinne zur anderen ist verstummt; der Himmel über ihm, vorhin so oft von schwülen Dämpfen getrübt, ist heiter und klar geworden. Und wenn auch die Lichter der äußeren Sinne, welche „durch die Fenster schauen, finster werden,“ so reicht doch der innere Blick desto ungehemmter und weiter von dem hochgelegenen Friedhof des Alters hinunter auf das ebene Land, in welchem unter den duftenden Blüthen, bei dem Tanze der bunten Vögel und Affen die Kindheit ihr Spiel trieb, und auf den Abhang der Gebirge über deren leichter ansteigenden Fuß, der Jüngling über deren steile Felsenpässe, der Mann seinen Weg der Gefahren nahm.

Ja selbst dann, wenn am Abend die winterliche Sonne schon hinter das Gebirge sank und der Nachtfrost von allen Seiten in die alte Hütte dringt, flammt im Inneren noch ein Herd, an welchem sich der Geist, gleich jenem Fackhir bei Allihabad (nach S. 5) zu Lobgesängen erhebt, welche erst verstummen, wenn ihm der Morgen in dem ewigen Osten anbricht.

2. Ein Stillstehen vor dem Anfang.

Das Sprüchwort: aller Anfang ist schwer, hat wohl auch der Jüngling wie der kräftige Mann öfters gehört und im Munde geführt; in seiner vollen Bedeutung aber erfährt es erst der Greis. Dieser will auf einen Berg führen und den begleitenden Freunden eine Aussicht zeigen; aber die Kraft zum Ersteigen des Berges ist gering und das Licht der Augen ist so schwach geworden, daß es nur noch den Schnee der Alpen, weil er so weiß ist und die Eiche, weil sie so groß und hoch ist, deutlich erkennt, die Steine aber am Wege und das Gebüsch, so wie die Herde der munteren Ziegen, die im Schatten weidet, kaum noch sieht. Und die Aussicht, auf welche er hindeuten kann, ist sie der Mühe des Steigens werth? Viele werden sagen, sie sei dieses nicht, und in einer gewissen Hinsicht haben sie Recht dazu, in anderer aber nicht.

Das, was der alte Führer den Freunden, die mit ihm gehen, zeigen kann und will, gleicht der Fernsicht auf einen Weg, welcher unter vielfachen Krümmungen über Thal und Hügel, zuweilen auch durch Sumpf und Sand, so wie durch dunklen Wald zu einem höher gelegenen Wohnorte hinführt, bei dessen Mauern er endet. Zwar die Abendsonne bescheint das alte Gemäuer, doch wird der Fremd-

ling im Lande es kaum unterscheiden, ob das der Bau einer Kirche, oder ein vormaliger Wachtposten an der Gränze des Landes, oder ein Zufluchtsort der Hirten gegen Sturm und Regen sei. Auch die Landschaft, durch die der Weg hinführt, und in welcher er endigt, hat für ein fremdes Auge nur wenig Reiz; sie war selbst im Frühling und Sommer weder von großartigem Umriß, noch reich an seltenen Blüthen und Früchten, sie kann jetzt noch weniger Reiz haben, wo der Reif die abgemäheten Wiesen und Fluren deckt, und das bald abfallende Laub sein Grün verloren hat.

Und dennoch hat das eigene Auge des Wanderers auf jenem Wege und in seiner Nähe Vieles gesehen und erfahren, was ein anderes Auge aus der Ferne nicht bemerkt; die Hütten, an denen er vorüberkam und darin er ein Obdach fand, mögen wohl unbedeutend erscheinen und klein, was ihm jedoch unter ihrem Dache geschehen und geworden, das war für ihn nicht unbedeutend und klein, denn es ist das, was den Erinnerungen an den zurückgelegten Weg ihre bleibende Kraft, ihre Lieblichkeit und ihren Ernst gibt.

Diese Erinnerungen denn an sein vergangenes Leben will ein Greis hier niederschreiben. Aber was war dieses für ein Leben? Seine Ereignisse, in so weit sie einer Mittheilung werth scheinen mögen, sind mehr innerliche als äußerliche gewesen; es war das Leben eines Menschen, das wie ein Traum begann, und mitten im Wachen wie ein Traum sich fortsetzte; in welchem keine besondere That, keine seltenen Schicksale, keine auffallenden Wechsel der Leiden und Freuden vorkommen, — eines Menschen, der zwar seine Lust und Freude von Jugend auf an der Betrachtung der großen, sichtbaren Werke seines Gottes fand, dem es jedoch bei dem Lesen in dem Buche dieser sichtbaren Werke meist so erging, wie dem Leser eines Buches von Menschenhand

geschrieben, dessen Inhalt in ihm Gefühle weckt und Gedanken, welche den aufmerkenden Sinn von dem Aeußeren, das er vor Augen hat, hinweglenken auf ein inneres Bewegen, das sein ganzes Gemüth und Wiss n dahin nimmt. Es war dieser innere Zug, der ihn aus den Irrwegen einer materialistischen Versunkenheit zu einem anderen Buche als das der sichtbaren Werke, zu dem Buche der Offenbarung hinführte, dessen Inhalt nicht mit vergänglichen Buchstaben, sondern mit Kräften der Ewigkeit geschrieben ist. Da fiel ihm ein Licht auf das Dunkel, in welchem sein sinnliches Erkennen und Verstehen befangen war, er fand in der Welt des Geschaffenen seinen Schöpfer, er erkannte in dem sichtbar Offenkundigen das Walten des verborgenen Rathes seines Gottes und Herrn zum Leben der Seelen. Denn auch über das, was die Seele ist und werden soll, was ihre Gegenwart und ewige Zukunft, was der Traum des Lebens und seine symbolische Bedeutung sei? war ihm eine Gewißheit gekommen, in welcher er Ruhe fand und Trost.

Wenn nun der alte Schreiber dieser Blätter hier auch die innere Führung seines Lebens, zugleich mit der äußeren, weil diese zum Verständniß von jener gehört, in treuer Aufrichtigkeit aufzeichnet, wenn er Beobachtungen mittheilt, die er mehr nur an sich selber als an der Welt gemacht hat, die ihn umgab, und in deren Genuß und Mühen er lebte, so möge man dieses wenigstens jener Beachtung nicht unwerth halten, mit welcher man aufrichtige Selbstbeobachtungen auch eines Kranken, eines Gefangenen im Kerker, ja selbst eines zur besseren Erkenntniß gelangten Verbrechers aufnimmt.

3. Der letzte Brief eines Veterans im Felde des menschlichen Wissens und seiner Ehren.

Der Greis, aus dessen Nachlaß der Brief, den wir hier mittheilen, zu uns kam, ist der Vielen bekannte und ehrenwerthe Major K. C. von Knebel. Auch ich habe diesen Mann gekannt und lieb gewonnen. Er war es, der damals schon tief in den achtziger Jahren stehende Greis, der mir, als ich den letzten Abschied auf Erden von ihn nahm, eine Lehre, eingekleidet in die Form eines orientalischen Mährchens, mit auf den Weg gab, die ich schon bei anderer Gelegenheit (in meinen Erzählungen Bd. III) öffentlich mitgetheilt habe. Ich war im Begriffe, dem äußeten und inneren Rufe an einen edlen Fürstenhof, zum Geschäft eines Lehrers der Kinder zu folgen, die den Tod einer treuen, an Geist und Gemüth hochbegabten Mutter betrauerten. „Zum Abschied", so sprach mein alter in der Welt viel erfahrener Freund, „gebe ich Ihnen noch eine kleine Geschichte mit. Es war einmal ein Derwisch, der bei seinem Herrn, dem Schach von Persien, in gar große Gunst und Gnade kam. Eines Tages, da die Stimmung des Schachs gegen den Günstling eine ganz besonders überfließend günstige war, sagte er: jetzt, mein Derwisch, darfst du dir eine Gnade von mir ausbitten; sie sei groß oder klein, ich will sie dir gewähren. Da fiel der Derwisch vor dem wohlgewogenen Herrn nieder auf seine Kniee und sprach: Erhabener Herrscher der Gläubigen, darf ich mir denn eine Gnade von dir ausbitten, so soll es die sein, daß du mich niemals zum Vertrauten eines deiner Geheimnisse machest. Denn es könnte ja leicht geschehen, daß auch ein Anderer als ich von dem Geheimniß Kunde bekäme und es ausplauderte, dann käme vielleicht der Ver-

dacht auf mich, oder ich könnte in einer schwachen Stunde meiner Taube etwas von deinem Geheimniß sagen und die Taube ließe ein Wörtlein davon gegen die Sperlinge fallen und diese schwatzten es auf den Dächern aus. So hat der Derwisch, und ich meine, es war weislich von ihm gethan." —

Wie mir der gute Alte damals zum Anfang eines neuen Schrittes auf dem Wege meines Lebens diese lehrreiche Geschichte gab, so lasse ich hier einen Brief, den er als neunzigjähriger Greis (am Ende des Jahres 1833) schrieb, dem Anfang der Beschreibung meiner inneren und äußeren Lebensführungen vorausgehen, weil sich auch in diesen die Wahrheit kundthun wird, welche Knebel nach seiner Weise in Worten ausspricht: Daß sich im Leben der Menschen ein vom Anfang bis zum Ende durchgeführter Plan erkennen lasse, der nicht von uns vorausbedacht und von unseren Willen angelegt ist, sondern in einem höheren Rathe beschlossen, durch einen höheren Willen als der menschliche ist, entworfen ist. Der Brief, an einen alten Freund gerichtet, ist, wenn auch nicht der letzte gewesen, den der gern sich mittheilende Greis schrieb, doch der letzte, zugleich aber auch anerkanntermaßen von allen der beste, den die Herausgeber der Knebel'schen Briefsammlung zu ihrer öffentlichen Mittheilung vorfanden *). Er lautet so:

„Man wird bei genauer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der, durch eigene Natur, oder durch die Umstände,

*) K. v. K. L. von Knebel's litterarischen Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense. Dritter Band.

die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist. Die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt."

„Ich habe dieses, bei meinem hohen Alter, unter den mancherlei Umständen, die mein Leben leiteten, sonderlich bemerkt. Es ist nicht meine Absicht, und würde sich auch nicht sonderlich belohnen, solche einzeln hier anzuführen; aber wenn ich zusammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben also gewürfelt hat, so finde ich in dem Facit meist vollkommene Uebereinstimmung."

„Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich auch genau, sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt sein; ja widersprechende Gründe bewegen sich oftmals in ihrer Richtung."

„So verwirrt auch der Lauf ist, so zeigt sich doch immer Grund und Richtung durch."

4. Der verborgene Anfang.

Das Erscheinende ist überall aus einem Nichterscheinenden, der sichtbare Verlauf des Lebens aus einem unsichtbaren Anfang hervorgegangen, und wie der Anfang unseres Seins aus dem Dunkel hervorgeht, so verläuft sich auch sein Ende wieder in dem Dunkel einer Welt des sinnlich Nichterscheinenden.

Ein berühmter Engländer hat gesagt, daß die Erziehung des Menschen für die Thaten und die Bestimmung seines Lebens schon sieben (man kann sagen neun) Monate vor seiner Geburt beginne. Die Seele der Mutter, mit all' den Anregungen und Bewegungen ihres Geistes und Gemüthes, mit ihren Neigungen und Abneigungen, ja mit

den lebhaften, oft wiederkehrenden Wahrnehmungen ihrer äußeren Sinne, übt schon vor der Geburt das Geschäft einer Erzieherin an der Seele des Kindes, so wie selbst mit Hülfe der Einbildungskraft und des Mitgefühles auf die Gestaltung oder Entstellung des Leibes ihrer ungebornen Frucht *).

Allerdings bleibt für den geheimnißvollen Anfang des Menschenlebens der Spruch wahr: Deine Hand hat mich gemacht und bereitet, und für sein inneres, geistiges Wachsthum und Gedeihen gilt vor Allem nur die Bitte: unterweise du mich, daß ich deine Gebote lerne. Wenn aber auch der väterliche und mütterliche Einfluß auf unser irdisches Sein und Werden unmittelbar unter dem Walten eines göttlichen Rathschlusses steht, so ist dennoch jener für die Lebensgeschichte eines einzelnen Menschen von so großer Bedeutung, daß sie der Beschreiber einer solchen Geschichte nicht außer Acht lassen darf, am wenigsten dann, wenn er sich die Betrachtung der inneren, geistigen Entwicklung eines Menschen zur Hauptaufgabe gestellt hat. Nicht nur das Geschäft der ersten Ernährung, sondern auch des Anfanges der Erziehung ihres Kindes ist der Mutter anvertraut; diese hat ihr mütterlich bildendes Werk an uns schon begonnen, noch ehe sie uns gebar.

Die Liebe zur Mutter ist das erste Gefühl, das in der Seele des Menschen erwacht, und zugleich das natürlichste. Jede Mutter, dem Kinde ihrer Sorgen und Schmerzen gegenüber, hat ein Recht auf diese Liebe, die meinige aber ein mehr als gewöhnliches. Ich bin schon vor meiner

*) M. v. hierüber mein Buch: Geschichte der Seele, VI. Abschnitt, in dem Kap. von der Macht der Seele über den Leib, (vierte Aufl. S. 669 u. ff.)

Geburt meiner Mutter ein Kind der sehr schweren Sorgen und großen Schmerzen gewesen.

Wir sind wohl Alle, wir mögen reich oder arm sein, Gäste und Fremdlinge auf Erden, die nur eine Nachthütte zum Ausruhen auf kürzere oder längere Zeit, keine bleibende und sichere Wohnstätte haben; meine lieben Eltern aber sind dieses in der Zeit, darin ich ihnen geboren wurde, in ganz besonders beschränktem Sinne gewesen. Mein seliger Vater war aus dankbarer Liebe zu seinem kranken Schwiegervater, dem Pfarrer Gotthilf Werner, Amtsgehülfe (Substitut) bei diesem geworden, hatte in jener Liebe alle Aussichten auf eine nahe bevorstehende Weiterbeförderung von seiner kleinen, armen und doch segensreichen Lehrerstelle für Schule und Kirche aufgegeben, um dem alten geliebten Vater die Last seiner letzten Tage zu erleichtern. Denn dieser Vater war solcher Liebe werth. Aber die Stellung des armen Substituten in den Pflichten gegen die Seinigen und für sein Amt war nicht leicht. Die Pfarrerwohnung in meinem Geburtsorte war vor 74 Jahren ein altes Haus, das gar vieler Ausbesserungen und anderer Einrichtungen bedurft hätte, um nur für eine Familie recht bequem wohnlich zu werden. Nun aber sollte es für zwei Familien ausreichen, denn der Substitut brachte schon eine Heerde kleiner Kinder mit sich in das Haus herein und die Zahl derselben nahm fast von Jahr zu Jahr zu; die Familie seiner Schwiegereltern aber bestand außer ihnen beiden sowie dem jüngsten, unversorgten Sohne auch noch aus mehreren anderen Personen. Da blieb nur ein gar kleiner Raum zur Wohnung des Amtsgehilfen übrig, und weil, wie billig, die Eltern als die eigentlichen Besitzer des Hauses, auch schon um des kränklichen Vaters willen die besten und gesundesten Zimmer für

sich und ihre besuchenden Gäste behielten, mußte ein kleines im Erdgeschoß gelegenes Stübchen, in das niemals ein Sonnenstrahl hereinfiel, für die Meinigen zum Wohnzimmer, dem Vater, mitten unter dem Lärmen der Kinder, zum Studierzimmer genügen; die Schlafkammer für die Großen und Kleinen war oben unter dem Dache.

Das tägliche Brod, das die Meinigen genossen, war zwar Gott Lob! kein Brod der Thränen, wohl aber ein recht spärliches Brod; denn bei einer Einnahme von kaum 200 Thalern hatte eine Familie mit 7 Kindern, auch in damaliger wohlfeilerer Zeit kein leichtes Haushalten.

Aber der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von jedem Wort, das von dem Munde Gottes ausgehet. Und dieses Wort aus dem Munde Gottes muß für meine Eltern und ihre Kinder ein sehr kräftiges und gesegnetes gewesen sein: sie wurden von ihrem Roggenbrod und Mehlgericht in Milch und Wasser satt, blieben dabei freudig und vergnügt; denn sie hatten Gott und sein werthes Wort zu ihrem Trost.

Dennoch sollte über den armen Amtsgehilfen und seine treue Genossin auch eine Zeit kommen, in welcher es ihnen sehr schwer wurde, bei freudigem Muthe zu bleiben. Mein Vater war schon 12 Jahre als Substitut bei seinem kranken Schwiegervater gewesen *), da fing er, der sonst so kräftige Mann, auch an zu kränkeln. Sein jüngstes Kind, ein Töchterchen, das mit seinen seltenen Gaben frühe für den Himmel reif wurde, der Liebling seines Herzens, die Lust seiner Augen war ihm gestorben; dies mag wohl auch sein Heimweh nach jener Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen ist, sehr verstärkt haben. Er sprach

*) Im Ganzen blieb er 16 Jahre in dieser Stellung.

jetzt oft und besonders gern von Tod und Ewigkeit, und meiner lieben Mutter blieb es nicht verborgen, daß er für sich selber mit Sterbensgedanken und mit den Sorgen umging: was soll aus meiner armen Wittwe und ihren Waisen werden?

Zu der Last der Sorgen, welche damals auf dem liebenden Herzen meiner Mutter ruhete, sollte noch unerwartet eine neue kommen. Sie hatte schon seit manchen Jahren nicht mehr erwartet, Mutter zu werden, denn meine ältesten Schwestern waren schon erwachsene Jungfrauen und auch die jüngste Schwester war fast kein Kind mehr. Da, mitten in ihren Sorgen um den Vater, fühlt sie, daß sie noch einmal in Hoffnung sei. Sie weinte ihre Thränen im Verborgenen vor Gott, und in der stillen verschlossenen Kammer, wo sie oft und gern mit Gott allein war, bereitete sie auch die Wäsche und Bettchen für das noch ungeborene Kind ihrer Sorgen. Ihre Kinder und Hausgenossen, mit Ausnahme des Vaters, mochten wohl lange nicht wissen, was die Mutter that, wenn sie in der Dachkammer sich einschloß und man sie da, mit sanfter Stimme ihre Lieder, namentlich das: „Es geh' mir wie Gott will" singen hörte, und weshalb sie so oft mit rothgeweinten Augen aus der Kammer herabkam. Später, da die Ursache nicht mehr verborgen war, ging ihr einmal meine älteste Schwester an die Kammer nach. Sie hört die Mutter singen, sie klopft an die Thür, diese wird geöffnet. „Liebe Mutter, so fragte meine Schwester, warum weinen Sie doch so viel?" — „Meine Tochter, sieh, der Vater ist schon alt und oft so kränklich, und ich bin alt, wer wird das arme Kind erziehen?"

So habe ich schon vor meiner Geburt meiner lieben, treuen Mutter viele und schwere Sorgen gemacht, ich habe

ihr diese nicht mehr in ihrem Leben, durch Freuden, die ich ihr gewährte, vergelten können, aber Gott hat ihre Thränen gesehen und ihre Gebete gehört; sie wird in Freuden ernten, was sie in den Tagen ihres Fleisches unter Schmerz und Sorgen, in des Glaubens Kraft gesäet hat.

5. Das Geschenk des Lebens und seine Erhaltung.

Der 26. April des Jahres 1780 ist für die Bewohner des Pfarrhauses zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge ein sehr schwerer Tag gewesen. Selbst draußen im Freien war derselbe für Menschen und für Thiere kein Tag des Frühlinges, sondern ein Tag der Schrecknisse der Natur, denn es tobte, namentlich in den Nachmittagsstunden, ein so furchtbarer Sturm, daß er, wie man mir später oft erzählt hat, Ziegeln und Schindeln von den Dächern warf, an unseren Kirchthurm oben in der Höhe eine schwere Thüre mit ihren Angeln abriß und eine Strecke weit in den Grasgarten hinausführte, Aeste zerbrach und Bäume entwurzelte. Drinnen im Pfarrhaus bemerkte man wohl nur wenig von dem Sturme, denn meine liebe Mutter lag im schweren Weh darnieder; das Kind unter ihrem Herzen war gekommen an die Geburt, und war keine Kraft da, zu gebären. Während die Mutter mit der Angst und der Gefahr des Todes rang, rang der Vater im Gebet mit seinem Gott um Erbarmen; der alte Schwiegervater that dasselbe, und die Schwiegermutter war bei ihrer Tochter, am Bette der Schmerzen. Meine Geschwister hatten sich in einem Winkel des Wohnzimmers zusammengedrängt und weinten. Denn der Vater war zu ihnen heruntergekommen und hatte gesagt: ihr Kinder, kniet euch nieder und betet um eure Mutter, daß euch Gott sie erhält, denn sie ist in

großer Lebensgefahr, und wenn Gott nicht hilft, wird sie uns sterben.

Es war jetzt so weit gekommen, daß es nach menschlichem Rath und Einsehen scheinen mußte, als ob nur noch ein Mittel zur Rettung der Mutter übrig bliebe: die gewaltthätige Kunst des Arztes, welcher in so dringend nöthigem Fall das Kind als einen kleinen verstümmelten Leichnam zur Welt bringt, damit die Mutter am Leben bleibe. Aber meine treue Mutter wäre lieber für ihr Kind oder auch mit ihm gestorben, als daß sie das Leben desselben statt in Gottes-, in Menschenhand dahingegeben und geopfert hätte.

Und das Seufzen der Geängsteten, die ihr Leben zusammen mit dem Leben des Kindes nur allein in Gottes Hand stellen wollte, das Gebet: „Hilf Helfer, hilf in Angst und Noth; erbarm' dich mein o treuer Gott," das wurde erhört; bald konnten meine beiden Eltern mit den Worten eines alten Liedes sagen: „Gott ist und bleibt getreu; Er tröstet nach dem Weinen, er läßt nach trüber Nacht die Freudensonne scheinen. Der Sturm, der Kreuzessturm geht ja gar bald vorbei, sei Seele nur getrost; Gott ist und bleibt getreu."

Mochte es nun draußen stürmen und brausen, in dem Hause meiner lieben Eltern war der Friede, mit Lob und Dank gegen Gott, eingekehrt; die Mutter dachte nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren war; der Vater aber, nachdem er zuerst im freudigen Gebet mit seinem Gott gesprochen, kam zu seinen Kindern und rief sie hinauf zur Mutter. Sehet, so sagte er, uns ist ein Knäblein geboren, stark und gesund, und Gott hat euch eure Mutter erhalten.

So hat sich schon bei meiner Geburt, an der Erhaltung

und Rettung meines Lebens die Liebe einer Mutter erwiesen, welche das eigene Leben dahinzugeben bereit war, damit ihr Kind nicht sterben möge. Und ich habe damals schon die Wahrheit des Spruches erfahren: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?“ Nachmals aber habe ich auch noch die anderen Worte, die an den Spruch sich anschließen, durch die Gnade und Erbarmung meines Gottes recht verstehen lernen, die Worte: „und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen.“ Und die Freude der Meinigen über meine leibliche Geburt nach vieler Angst und Sorge, möge sie doch ein Vorbild gewesen sein von der Freude Derer dort oben, über einen Sünder, der Buße thut, über einen Verirrten, der wieder gefunden ward.

6. Die Wiege des sinnlichen Erkennens.

Der Mensch ist von der Erde genommen und soll wieder zur Erde werden; er ist für diesen seinen Wohnort und das Reich der Dinge, die auf demselben sind und leben, geschaffen, und die Erde für ihn. Es gilt dieses zuerst und zunächst im Allgemeinen, denn wir kennen kein Geschöpf unserer Sichtbarkeit, das so geeignet wäre wie der Mensch, in allen Gegenden seines Planeten, welche Sonnenlicht und Luft haben, zu wohnen und zu leben; unter den Palmen und bei den Affen und Papageyen der heißen Zone, wie bei den Eisbären und Robben der Polargegenden. Auch ist selbst der leiblichen Gestalt des Menschen in ihrer mittleren Größe, Geschwindigkeit des Schrittes und Lebensdauer in Abbild der Erde und ihrer Verhältnisse zu Raum und Zeit in recht unverkennbarer Weise aufgeprägt und sein

denkender Geist ist zum Erforschen wie zum Erkennen der gesammten Sichtbarkeit gemacht.

Neben diesem allgemeinen Verhältniß der Natur des Menschen zu der Natur seiner Erde, besteht auch noch ein besonderes, ganzer Völker wie der einzelnen Menschen zu dem Lande, das sie bewohnen. Das verlorene Paradies unseres Geschlechtes wird freilich weder im kalten, noch im gemäßigten oder im heißen Erdgürtel, überhaupt nicht außer uns, sondern nur in uns, in dem Bereich unseres Geistes wieder gefunden; dieser kann sich überall seine unsichtbare Heimath erschaffen, darin es ihm wohl wird, und mit den Gaben des Guten und Schönen sie ausschmücken. Erleichtert aber oder erschwert kann ihm dieses Geschäft durch die Natur des Wohnortes werden, auf dessen Umkreis sein Blick wie sein wandelnder Fuß beschränkt ist.

Denn was ist es, das der Seele des Menschen ihre Gedanken bildet? Sind es nicht die Gedanken ihres Schöpfers, welche in der Welt der Sinne zur That und zum Werk geworden, in ihr Inneres den fruchtbaren Saamen der Gedankenbilder ausstreuen und die Bewegungen der Gefühle wecken, daraus sich der Geist die Welt seines Denkens bildet? Allerdings kann schon das Wort allein, durch welches alle Dinge geschaffen sind, dem Geiste des Menschen, der zum Verstehen des Wortes gemacht ist, zum Werke jener inneren Schöpfung die Kraft geben. Aber am leichtesten und kräftigsten erwacht das orpheische Lied, das in seinem Inneren schläft, zum lauten Gesange, wenn der Geist des Schöpfers in seinen Thaten und Werken die Tonweise anstimmt, welche der Stimme ihren Laut gibt. Und wenn auch nur das eröffnete Ohr eines Pindar die Harmonie vernimmt, deren für andere Ohren stumme Tonzeichen die Felsenhäupter des Cythäron sind, wenn auch

nur das eröffnete Auge eines Pythagoras die majestätische Schönheit des Cercetiusberges auf Samos, und das Auge eines Raphael den natürlichen Liebreiz der Landschaft von Urbino so auffaßt, daß sie zum fruchtbar fortzeugenden Keime der eigenen Gedankenbilder werden, so bleibt dennoch der bildende Einfluß der umgebenden Sinnenwelt auf Leib und Seele auch der anderen Menschen ein unverkennbarer und entschiedener. Man darf deshalb sagen, daß die Beschreibung des Vaterlandes eines Menschen bei der Beschreibung der inneren und äußeren Entwickelungsgeschichte desselben eine gewisse, wenn auch keineswegs zu überschätzende Beachtung verdiene.

Die Landschaft, in welcher mein Geburtsort: Hohenstein im Sächsischen Erzgebirge liegt, steht zwar an Schönheit und Erhabenheit der Natur weit hinter den Gegenden in der Nachbarschaft der Alpen oder den Küstengegenden des Meeres; sie hat nicht die Naturfülle der ebeneren Landstriche des mittleren Deutschlands, durch welche ein Fluß seinen Lauf nimmt, denn nur ein kleiner Bach schlängelt sich unten im Thale durch die grünen Wiesen; dennoch hat sie der eigenthümlichen Schönheiten so viele, daß selbst der weitgereiste Fremdling mit Vergnügen, länger vielleicht als es seine Absicht war, in ihr verweilen mag. Die Kirche liegt etwas höher, die Stadt selber mit ihren Gassen tiefer am Abhang eines Berges, dessen Felsart vorherrschend der Glimmerschiefer ist. Schon aus weiter Ferne fällt deshalb die kleine Wohnstätte eines arbeitsamen, fleißigen Völkleins in das Auge des Vorüberreisenden und von den höher gelegenen Häusern, noch mehr aber von dem Berge aus, an dem Hohenstein liegt, genießt man eine Fernsicht, die nach Westen hin über die Gegend des Muldenthales bis an die Berge des Voigtlandes reicht, nach

Süden aber den größten Theil des Höhenzuges umfaßt, welcher unter dem Namen des Erzgebirges zwischen Sachsen und Böhmen verläuft. Nach Norden schaut man weithin über die große, fruchtbare Ebene, aus der sich tief am Horizont die Porphyrberge bei Rochlitz und der Petersberg bei Halle erheben. Eine große Zahl von Dörfern und mehrere Städte werden, zum Theil schon mit bloßem Auge, noch mehr aber durch das Fernrohr auf der fruchtbaren Ebene um Altenburg und gegen Leipzig hin gesehen.

Nicht die Aussicht in die Ferne allein, auch die nächste Umgebung der kleinen Stadt hat ihre besonderen Annehmlichkeiten und Schönheiten, welche das Aufmerken der Sinne und die Freude an der Natur erwecken können. Gegen Osten hin tritt der Berg weiter in das Thal herein, was er aber hierdurch der Aussicht in die Ferne entzieht, das ersetzt er durch seinen eigenen Gehalt. Denn in älterer Zeit war hier ein Bergbau betrieben worden, der zwar bereits während der Nothjahre des siebenzehnten Jahrhunderts ganz in Verfall gerathen und auch später mehrmals demselben Schicksal erlegen war, der jedoch in den Zeiten meiner Kindheit auf einmal wieder in lebhafte Aufnahme kam. Denn so gering auch der Gehalt an Gold sein mochte, der sich, bereits nach älteren Angaben in dem Kupfererz (Fahlerz) jenes Revieres gefunden hatte, so unbedeutend selbst der Silbergehalt, so schien dennoch der dortige Bergbau eines neuen Angriffes werth, weil schon das Gewinnen des Arsenikkieses, der in reicher Menge die Kupfererze begleitet, den Kostenaufwand zu decken versprach. Für mich ist dieser nachbarliche Bergbau von großer Wichtigkeit gewesen, er hat mich, ohne daß ich oder Andere es gedachten, auf den Weg der Vorbereitung für meinen späteren, äußeren Lebensberuf hingewiesen.

Am Abhang des Berges, darauf mein Geburtsort liegt, selbst bei meines Vaters Garten, gab es Steinbrüche; die Anhöhe war, bis in die Nähe der Stadt, vor siebenzig Jahren noch von Wald bewachsen, in dessen Schatten die Quellen ihren Ursprung nahmen, welche die Brunnen des Ortes reichlicher als jetzt, wo die Waldungen zum großen Theile abgetrieben sind, mit laufendem Wasser versorgten. Gegen Westen hin findet sich ein Gesundbrunnen, der durch seine schöne Lage und durch seinen Gehalt — namentlich an Eisen — schon früher, sowie noch jetzt, seine heilsame Wirksamkeit gegen manche langwierige leibliche Leiden erwiesen hat und erweist. Schon die reine gesunde Luft des hochgelegenen Ortes macht einen Sommeraufenthalt in der Nähe dieses Heilbrunnens, im Schatten der Bäume, anziehend und lieblich, und die Bewohner der einförmigen Ebene, wenn ihre Ansprüche auf gesellige Unterhaltung nicht allzuhoch gespannt sind, verweilen hier gerne, und nehmen dankbare Erinnerungen mit sich an die Stärkung und Erheiterung, welche sie gefunden.

Vormals wenigstens, als der Hochwald noch stand mit seinen Buchen und Eichen, über die sich hin und wieder die Edeltanne erhob, und mit denen der Fichtenwald sich mischte, da war die Landschaft im Frühling und Sommer von dem Gesang der Vögel belebt, deren Konzert die Stimme nur einer deutschen Sängerin: der Nachtigall, abging. Desto ununterbrochener hörte man das Lied der Musikdrossel und vieler Verwandten der Grasmücke, so wie anderer deutschen Sylvien.

Die Pflanzenwelt, in der Nachbarschaft meines Geburtsortes ist reich ausgestattet; manche der schönsten und selteneren Formen des Gebirges werden da gefunden, selbst in den Teichen zeigt sich, neben dem merkwürdigen Gewächs

der Wassernuß (Trapa natans) manche nicht gemeine Pflanze.

Von dem berühmten Linné ist es bekannt, daß sein Vater ihm, da er noch als Kind in der Wiege lag, Blumen zum Spiel der Hände und zum Vergnügen der Augen hingab, wodurch schon frühe in dem nachmals so Großes schaffenden Geiste der Zug nach dem Element seines wissenschaftlichen Wirkens geweckt wurde. Der Greis, welcher diese Blätter schreibt, ist kein großer Linné, aber auch er in dem kleinen, engen Kreise seiner Lebenserfahrungen kann es bezeugen, daß eine, wenn auch nicht sichtbare, so doch unsichtbare, Vaterhand uns Merkzeichen in die Wiege unseres sinnlichen Erkennens: in die natürliche Wohnstätte unserer Kindheit lege, welche in mehr oder minder bedeutsamer Art uns auf den Weg der Bestimmung hinweisen.

Wenn sich aber die umgebende Natur, in der wir zum Leben der Erde erwachen, mit einer Wiege vergleichen läßt, darin dieses Leben seinen für die Zukunft vorbedeutenden Traum träumt, dann erscheint uns der Einfluß des Elternhauses oder des Familienkreises, der uns in seine Pflege nahm, wie ein Wiegenlied, durch dessen Inhalt und Töne der anfängliche Traum des Lebens zu einem angehenden Erwachen wird.

7. Bilder aus dem Gebiete des Stilllebens.

Die Beschreibung der Familie, in welcher ich geboren wurde, beginnt, wie billig, von oben, bei dem Altvater und Oberhaupt des Hauses: meinem mütterlichen Großvater. Dieser zur Zeit meiner Geburt achtzigjährige Greis: der Pfarrer Gotthilf Werner stammte aus Dedeleben im Halberstädtischen, wo sein Vater, ein Freund des August Hermann Francke in Halle, Pfarrer war. Ein

Schüler Francke's, von diesem zum Hauslehrer empfohlen, legte in der Seele des Knaben einen guten Grund der Erkenntniß und des Glaubens, auf welchem nachmals die Lehrer in Halle fortbauten. Mein Großvater verlor schon früh seinen Vater, welcher bei seinem Tode den Seinen nur den väterlichen Segen, sonst aber kein äußerliches Erbtheil hinterließ. Es war aber eine Frucht dieses Segens, daß der verwaiste Jüngling in der unerwarteten Durchhülfe, die ihm bei jeder Gelegenheit widerfuhr, so kräftig und lebendig Gott als seinen Vater und Versorger suchen und finden lernte. So viel ich von der Jugendgeschichte meines seligen Großvaters weiß, hat er von seiner Kindheit an unter einer heilsamen Zucht der Demüthigungen gelebt, hat aber auch recht frühe Trost und Stärke in der Gnade seines Gottes gefunden. Neben der äußeren Armuth, die ihm bis zu seinem männlichen Alter Manches zu schaffen machte und zu sorgen gab, lastete auch auf seinem zarten Körper der Druck einer öfteren Kränklichkeit, welche die Erhaltung seines Lebens bis zu einem so hohen Alter, in den Augen Aller, die ihn kannten, zu einem wahren Wunder machte *). Aber seine Armuth machte und erhielt ihn nüchtern und bescheiden, die Kränklichkeit leitete ihn zur Wachsamkeit und zur sorgfältig treuen Anwendung der gesunderen Stunden an. Beide aber zusammen, die Kränklichkeit und die Armuth, förderten ihn in der Geduld eines Gott ergebenen Sinnes, in der Selbstbeherrschung und in der Kraft des Gebetes. Denn diese Kraft war ihm in einem besonders reichen Maaße verliehen,

*) Bei seinem Einzug zum Pfarramte in Hohenstein hatten Viele für den kränklich aussehenden Mann ein baldiges Ende durch Abzehrung gefürchtet und dennoch hat er fast ein halbes Jahrhundert in seinem Amte gelebt.

zum Troste und zur Erweckung Anderer, wie zu seiner eigenen Stärkung. Und einer solchen bedurfte er, wie wenig Andere. Die Mißdeutungen und Verfolgungen, welche damals in Sachsen die Freunde Spener's und August Hermann Francke's trafen, ergingen auch über ihn, und waren in dem kleineren Kreise des Kirchenregimentes, unter welchem er als gräflich Schönburgischer Pfarrer stand, fühlbarer und drückender als anderswo. Von einer großen Schaar von Kindern, womit sein Hausstand gesegnet wurde, starben die meisten schon im Aufblühen der Jugend, einige in reiferem Alter, so daß nur drei davon ihn überlebten. Er aber, der Vater, selbst bei dem Tode seines reichbegabten Sohnes Gabriel, der vor meinem Vater sein Amtsgehülfe war, betete laut zu seiner und der Seinigen Glaubensstärkung die Worte: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet. Die anderen Worte seiner kindlich treuen Gottergebenheit redete er in der Stille vor seinem Herrn.

Man konnte auch bei jeder anderen Gelegenheit an diesem Manne sehen, was die Kraft des Glaubens und des Gebetes vermöge. Ein leibliches Leiden, das seinen wenig kräftigen Körper in späteren Jahren überfiel, war von überaus heftigen Schmerzen begleitet, die ihn zuweilen plötzlich, wie ein Gewappneter, überfielen, und ihn, wenn er ruhig in seinem Hause war, zu jeder Bewegung lähmten. Wenn er aber vor seiner Gemeinde oder bei dem Geschäft der Seelsorge im Gebete war, da blieb die geistige Kraft seiner Worte dieselbe, wenn sich auch im Ton der Stimme und am Erbleichen des Angesichtes der Kampf des Geistes mit der leiblichen Natur verrieth. Es war dies eine Aeußerung derselben Glaubenskraft, die ihm die Worte des Segens über die, welche ihm fluchten, in das Herz und

in den Mund gab. Denn in meines Großvaters ganzem Wesen stand mit der That der Spruch (2. Petri 1. V. 5—7) geschrieben: Reichet dar in eurem Glauben Tugend und in der Tugend Bescheidenheit und in der Bescheidenheit Enthaltsamkeit, in der Enthaltsamkeit Geduld, in der Geduld Gottseligkeit, in der Gottseligkeit brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe. Wie sein Leben ein stilles, in Gott ergebenes, so war es auch sein Ende.

Eine sehr verschiedene, diesem Wesen äußerlich ganz entgegengesetzte Natur hatte meine selige Großmutter. Diese war sehr lebhaft, konnte sogar heftig sein, dabei von immer fröhlichem Gemüthe, eine vielbeschäftigte Martha in ihrem Beruf als Hausmutter, als Pflegerin ihres kränklichen Mannes und der Kinder, als freundliche Rathgeberin und Helferin Aller, denen mit ihrer Hülfe gedient war. Wenn in einigen ihrer Enkel eine Gabe des Humors sich zeigte, so möchte man diese als ein Erbtheil dieser Großmutter betrachten, welche selbst noch in ihrem Alter die Ihrigen mit heiteren Einfällen und Geschichten erfreute. Ihr Vater, Großvater und Urgroßvater waren Prediger gewesen, nach dem frühen Tode der Eltern hatte sie im Dienste einer frommen Gräfin von Schönburg gelebt und sich die besondere, wahrhaft mütterliche Liebe ihrer Herrschaft erworben. Auch aus dieser Zeit wußte sie Vieles zur Unterhaltung und Belehrung ihrer Enkelinnen zu berichten. Was aber dem Umgang mit dieser Großmutter seinen höchsten Werth gab, das war der Geist der kindlichen Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit, den sie mit ihrem Ehegemahl gemeinsam hatte, den aber beide täglich, durch ihr Anhalten im Gebet, von dem Herrn empfingen.

Auch mein theurer Vater, Christian Gottlob

Schubert, erschien seinem Aeußeren nach als eine Natur von ganz anderem Schlag und Wesen, als der Groß-vater Werner. Er war ein Mann im rechten Sinne des Wortes, kräftig an Leib wie an der Seele. Sein Ge-burtsort: Schwarzenberg am Schwarzwasser liegt hoch im sächsischen Erzgebirge unweit Johanngeorgenstadt, in einer Gegend, deren großartige Naturschönheit selbst in dem Schweizer liebliche Erinnerungen an sein Vaterland weckt. Dort an dem kleinen Flusse hinaufwarts hört man den taktmäßigen Schlag der Eisenhämmer, sieht man bei Nacht die aufsteigende Lohe der Hochöfen, denn hier lebt ein fleißiges Volk, welches ungleich mühsamer und tiefer in die Erde graben muß, um sein bescheidenes, tägliches Brod zu finden, als der Landmann nach seinen Kartoffeln und Rüben. Außer den anderen Erzen ist es vorzugsweise das Eisen, an dessen Gewinnen und Bearbeiten ein Theil der Bewohner seine Kräfte übt. Auch meine Voreltern väter-licher Seite haben dort im Schweiß ihres Angesichtes mit saurer Arbeit, aber mit einem in Gott vergnügten Herzen, ihr Brod gegessen und ich meine fast, als ein Erbstück aus dieser Abstammung war auch in mir eine solche Lust und Freude am Schmelzen und Hämmern des Eisens ge-blieben, daß ich, noch als Gymnasiast in G., den Wunsch hegte, ein Zeugschmied zu werden, auch bei meinem Wirthe, der dieses Handwerk betrieb, in müßigen Stunden fleißig den Hammer und die Feile führen lernte. Und so oft ich auf meinen Wanderungen an einen Eisenhammer oder Hochofen kam, ist mir es zu Muthe gewesen, wie Einem, der in seine alte Heimath kommt; ich habe länger und lie-ber dabei verweilt, als bei dem Besehen der schönsten Paläste.

Neben dem mühsameren Erwerb der Männer gab es

für die Frauen und Kinder in jenen ärmeren Gegenden des Erzgebirges einen anderen, der die gewöhnlich sehr zahlreiche Familie mit erhalten half: das war das kunstreiche Klöppeln der Spitzen. Dies ist eine Arbeit, daran der, welcher sie betreibt, Fleiß lernen kann und Geduld, und es hat mich oft zum Mitleiden bewegt, wenn ich Kinder, von jenem zarten Alter, darin das Herumspringen im Freien noch ein Bedürfniß der Natur ist, vom Aufdämmern des Tages am Morgen bis zum Abend auf ihrem Schemel sitzen und ihre schmalen Spitzen klöppeln sah. Denn die Freudenzeit des Jahres, darin jenes arme Volk seinen Haber und Roggen und seine Kartoffeln aus dem steinigen Acker erntet, ist gar bald vorbei, weil das kleine Stückchen Feld, das zum Hause gehört, nur wenig Tage zu seiner Aussaat und Ernte bedarf. Und die Ziege geht mit den anderen Ziegen des Dörfchens, unter der Obhut eines einzigen kleinen Hirten auf die Weide.

Die Spitzen, welche aus den fleißigen Händen des erzgebirgischen Volkes kamen, hatten früher, als man noch nicht ein ihnen ähnliches Gewebe mit leichterer Mühe zu wirken verstand, einen hohen Werth und wurden durch den Handel in weite Ferne ausgeführt. Mit diesem Handel befaßten sich einzelne unternehmendere Leute, die dabei, wenn sie fleißig waren und genügsam, und Gottes Segen auf ihrem Tagwerk ruhte, in wohlhabendere Umstände kamen. Meinen lieben Großeltern, als sie vor nun mehr als hundert und zwanzig Jahren ihr Hauswesen anfingen, gelang dieses auch. Denn sie waren beide fleißig und genügsam und von gottesfürchtigem Gemüth, so daß der Segen des Herrn und sein Friede bei ihnen wohnte bis an ihr Ende.

Mein Großvater, väterlicher Seite, ist in seiner Ju-

gend noch mit dem Schubkarren gefahren, wenn er seine Waaren nach Schneeberg, zu den reicheren Kaufherren brachte. Seine liebste Beschäftigung war die mit dem Landbau, denn mit dem Hause in Schwarzenberg zugleich hatte er auch einige Felder und Wiesen ererbt und durch späteren Ankauf sie vermehrt. Bei allen hierbei nöthigen Arbeiten legte er selber seine rüstige Hand an und behielt hiezu bis in sein hohes Alter die nöthigen Kräfte. Denn als mein Vater einstmals mit meiner Mutter zum Besuch nach Schwarzenberg fuhr, hörte er außen vor der Stadt, von dem Dache einer Scheune, den Gruß von der wohlbekannten Stimme seines Vaters, der hier mit eigener Hand das Dach decken half. Mit glücklicherem Erfolg als Stilling's Großvater; denn obgleich der meinige damals auch schon von mehr als achtzigjährigem Alter war, stieg er dennoch, so frisch wie ein Vierziger, von dem Dache herunter und begleitete seine willkommenen Gäste fröhlich in sein Haus hinein.

Meine Großmutter väterlicher Seite ist schon viele Jahre vorher, ehe ich oder eines meiner Geschwister auf der Welt waren, zu ihrer Ruhe eingegangen. Das ist eine seltene, theuere, erwählte Seele gewesen, an welcher der Christenglaube durch und durch zur That und zum Leben geworden war. Eine Mutter der Armen, die immer bereit war, mit der fremden Noth auch ihr letztes Brod zu theilen; ein Vorbild aller Jungfrauen und Frauen, die sie kannten in all' der Ehrbarkeit und Tugend, die einer Christin geziemen. Ich kenne von ihr kein Bild, das ein Maler gemacht hat, aber mit Worten steht eines von ihr beschrieben im letzten Kapitel der Sprüche Salomo's. Einer ihrer liebsten Wahlsprüche war Matth. 6 V. 33: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit“ und

nach diesen Worten war ihr Wandel auf Erden eingerichtet. Sie, vorzugsweise führte neben der Aufsicht über das ganze Hauswesen das Geschäft des Handels, bei dem es gar häufig einen Verkehr mit armen Leuten gab, welche Vorschüsse an baarem Gelde und aus dem Hause meiner Eltern allerhand anderes zur Kleidung und Nahrung Nothwendiges empfingen. Wenn dieses Alles Vorausgaben für künftige Arbeiten waren, dann pflegte meine Großmutter den Betrag in ein Rechnungsbuch zu schreiben, das für solche Leute, die nichts besaßen als ihre fleißigen Hände und viele Kinder und hungrige Mägen dazu, ganz besonders eingerichtet war. Denn weder der Titel noch der Inhalt desselben war im Geschäftsstil abgefaßt, indem jener darauf hindeutete, daß die verzeichneten Anlehen auf eine höhere als menschliche Bürgschaft gemacht seien und die Empfänger derselben nicht mit Namen genannt, sondern durch Beiworte bezeichnet waren, die nur meine Großmutter verstehen konnte.

Als ein Hauptwerk ihres Lebens erschien dieser rechtschaffenen Mutter die Erziehung ihrer beiden Söhne. Sie gewöhnte diese schon in der frühesten Kindheit an das Gebet, an Fleiß, an Ordnung und Sauberkeit. Ganz besonders nach ihrem Sinne war ihr mein Vater durch sein löbliches Benehmen in Schule und Haus, durch seine große Freude am Lesen von Gottes Wort und anderer Bücher von ernstem, gutem Inhalt, durch seinen kindlichen Gehorsam und seine Treue in jedem ihm aufgetragenen Geschäfte. So jung er noch war, unterhielt sie sich dennoch gern und oft mit ihm über das, was er in Schule und Kirche gehört oder gelesen hatte, am liebsten über das, was in Zeit und Ewigkeit zum Frieden führt. Ihn, als den ältesten der beiden Söhne und als den, nach ihrer

Meinung hiezu brauchbarsten, hatte sie zu ihrem Gehülfen im Geschäft des Handels bestimmt und sobald er der Schule entwachsen war, stellte sie ihn bei diesem Geschäfte an. Er war immer gern bei seiner Mutter und that sonst mit Freuden Alles, was sie wollte und wünschte, aber zum Handel fühlte er keine Freudigkeit. Die Mutter bemerkte wohl, daß ihn ein Kummer drücke, sah, wie er sich an den Sonntagen und an Werktagen, ehe das Geschäft im Laden begann, oder wenn es zu Ende war, mit einem Buch in einen stillen Winkel zurückzog und, wie die Nachbarin sagte: „so eifrig darin studirte, als ob er ein Pfarrer werden wollte." Aber die verständig berechnende Mutter wußte zur künftigen Versorgung ihres Sohnes keinen anderen, scheinbar besseren Rath, als den, welcher von ihr schon längst bedacht war: den Eintritt in das Handelsgeschäft seiner Eltern.

Gottes Rath jedoch ist ein anderer als der Rath der Menschen und wenn auch wunderlich, führt Er ihn dennoch herrlich hinaus. Ich werde es später erzählen, durch welche merkwürdige Anregung meine liebe Großmutter bewogen wurde, ihren Sohn von dem Geschäfte, das sie ihm auferlegt hatte, zu entbinden und ihm selber nicht nur seinen Beruf klar zu machen, sondern auch auf den Weg zu demselben hinzuleiten.

Von dem Augenblicke an, wo sie zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Abneigung meines Vaters gegen das Geschäft des Kaufens und Verkaufens und seine Neigung zu den Büchern, vor Allem zu dem Buch der Bücher, nicht von menschlich irrender Art, sondern von Gott sei, setzte sie alle weiteren Bedenklichkeiten zur Seite. Mochte dann auch der Kostenaufwand, den das Studiren auf der Schule und an der Universität erforderte, den jährlichen

Betrag der Ersparnisse vom Handel und vom Feldbau übersteigen, Gott will es, so dachte sie, und der wird's versorgen.

Mein lieber Großvater kannte seine Ehegenossin. Er hatte es zur Genüge oft erfahren, daß ihr verständiger Rath und ihr Gottvertrauen immer den rechten, guten Weg getroffen hatten, er gab auch dießmal zu dem Willen der Mutter seine Zustimmung. Bei dieser aber, wenn sie sich einmal für eine gute That entschieden hatte, hieß es stets: was du thun willst, das thue bald; noch an demselben Tage, an dem sie zu ihrem Entschluß kam, wurden, weil ohnehin ein neues Studienhalbjahr begann, ihres Christian Gottlob Bücher, Kleider, Wäsche und andere zugehörige Sachen eingepackt, dem Fuhrmanne übergeben und mein lieber Vater, mit dem Lobe seines Gottes im Herzen und auf der Zunge, zog an einem der nächsten Tage fröhlich seine Straße nach Schneeberg, wo er als Schüler in das Gymnasium eintrat.

Die treue Mutter begleitete ihren Sohn, nicht nur, nach all' ihrem geringen Vermögen mit tausendfältigen äußeren Beweisen ihrer mütterlichen Vorsorge, sondern vor Allem mit ihrem herzlichen Gebete auf den Wegen seines Berufes. Die guten Zeugnisse seiner Lehrer, noch mehr aber das Zeugniß der Gnade seines Gottes, welches an seinem ganzen Wesen sich kund gab, erhielten sie bei freudigem Muthe. Als mein Vater seine Schulzeit in Schneeberg vollendet hatte, da wanderte die Mutter selber mit ihm zu Fuße nach Leipzig. Es war die erste größere Reise, die sie in ihrem Leben machte und die Stadt Leipzig, von der sie so viel gehört hatte, wäre wohl für viele andere Mütter ein Ort der Beachtung gewesen, der sie auf mehrere Tage angezogen und festgehalten hätte. Sie aber

dachte wenig an die Belustigung ihrer Augen, sondern nur an das geistige Wohlergehen ihres Sohnes, das sie im kindlich gläubigen Gebete Gott anbefohlen hatte, und nachdem sie für diesen die Wohnung bei frommen Bürgersleuten, an die man sie empfohlen, genommen hatte, eilte sie alsbald wieder zu den Ihrigen und zu dem Geschäfte ihres Hauses zurück.

Mein Vater, dessen Jugendgeschichte hier mit der Lebensgeschichte seiner Mutter zusammenfällt, hat es bis an sein Ende mit Dank gegen Gott erkannt, was diese Mutter durch ihre Vorsorge, ihre treuen Ermahnungen und wohl vor Allem durch ihr Gebet an ihm gethan, als er so einsam und von öfterem Heimweh geplagt seine Wege ging in dem Athen an der Pleiße (so nannten damals Einige die Universitätsstadt Leipzig). Die Tage, wo ein Brief von seiner lieben Mutter kam, waren ihm rechte Festtage und mit den Briefen brachte der erzgebirgische Landfuhrmann auch öfters ein kräftiges Hausbrod und andere Lebensmittel aus der lieben Heimath. Aber die Geldsendungen zum Bestreiten der nöthigen Ausgaben waren freilich keine Kalifornischen oder Australischen, sie reichten zwar aus zum Bezahlen der Kollegiengelder, der Bücher, des Hauszinses und Holzes, was jedoch für das tägliche Brod überblieb, das war sehr wenig. Mein Vater wußte, daß ihm die Eltern gaben, so viel sie geben konnten, er verlor kein Wort darüber, ihnen vorzurechnen, wie viel seine nöthigen Ausgaben, wie wenig im Verhältniß dazu die Einnahmen betrugen. Er bezahlte redlich seinen Lehrern, was ihnen gebührte, blieb niemals auch nicht eine Kleinigkeit schuldig, wenn aber seine Bekannten und Studiengenossen ihn fragten, wo er zu Mittag äße, sagte er gewöhnlich: draußen vor dem Thore, in der Sonne. Es war aber nicht, wie

die Anderen das Wort deuteten, im Gasthof zur Sonne, sondern es war die liebe Sonne am Himmel, unter deren hellen Strahlen mein Vater sein Mittagsessen zu sich nahm. Denn wenn um 12 Uhr die vormittägigen Vorlesungen geschlossen waren und seine bemittelteren Bekannten, der eine da, der andere dort, in ein Speisehaus gingen, nahm mein Vater ein Stück Brod in die Tasche, ein Buch in die Hand, wanderte zum Grimma'schen Thore hinaus und aß da, lesend in seinem Buche, sein Brod. Er pflegte uns Kindern, wenn er dieses, so wie manch' Aehnliches, aus seiner Jugendzeit erzählte, öfters ähnliche Sprüche hinzuzufügen, wie der: „ein trockener Bissen und Ruhe dabei ist besser, denn ein Haus voll Geschlachtetes mit Hader." „Unter meinen Mitstudirenden," so sprach er weiter, „gab es oft Hader und sehr sündhafte blutige Händel und die Veranlassung dazu war fast jederzeit im Speise- oder im Trinkhaus gegeben worden. Ich aber, wenn ich außen in der Sonne oder wenn's regnete, in meinem stillen Zimmer, mein Brod aß, kam in keine solche Versuchung. Wenn ich jedoch auch dieses nicht geachtet hätte, denn durch Gottes Gnade wußte ich meinen Mund nicht bloß von der Lüsternheit, sondern auch vor unnützen, anstößigen Worten zu bewahren, so wäre meine Neigung, wenn ich das Geld dazu gehabt hätte, doch lieber nach dem Ankauf von guten Büchern, als nach kostbaren Speisen gegangen. Denn wenn der Bissen gegessen ist, schmeckt meine Zunge nicht mehr, ob das, was über sie hingegangen ist, Gänsebraten oder ein Stück gutes kräftiges Brod gewesen ist, der Geschmack aber an guten Büchern, deren ich mir doch in meiner armen Studentenzeit manche und viele gekauft habe, hält nach. Kein Geld ist auch schlechter angelegt, als das auf gute Bissen und Leckereien, denn

das Süße davon wird gar leicht für Leib und Seele zur bitteren Galle. Darum wollen wir es, so lange wir leben, mit dem Spruche halten: „Eitelkeit und Lügen laß ferne von mir sein; Armuth und Reichthum gib nicht; laß mich aber mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen.“

Für die geistige Richtung meines Vaters mag es bezeichnend sein, daß ihn der ernste, tiefblickende Christian August Crusius, ein Philosoph im rechten Sinne des Namens, ganz besonders lieb gewann, und als einen seiner besten, tiefest eingehenden Schüler betrachtete. Auch zog ihn eine besondere Neigung und Anlage zu den Studien der Naturwissenschaft und selbst der Medizin hin, denen er die freie Zeit zuwendete, die ihm die Vorbereitungen zu seinem künftigen Berufe übrig ließ. Er machte sich hiedurch nicht nur zum geistlichen, sondern auch zum leiblichen Helfer und Rathgeber der Kranken und Armen geschickt, was für seine Gemeinde, in der sich lange Zeit kein eigentlicher Arzt fand, ein großer Gewinn war.

Die Universitätsjahre waren jetzt zu Ende, mein Vater hatte die Zeit, nach dem Zeugniß seiner Lehrer und der ehrenhaft bestandenen Prüfungen, mit gewissenhafter Treue benutzt. Da trat die gute Mutter die zweite große Reise in ihrem Leben an; sie kam zu Fuße nach Leipzig, um ihren Sohn in die Heimath abzuholen. Als die Beiden an einem schönen Frühlingsmorgen, fast um dieselbe Zeit, in welcher sie vor vier Jahren in Leipzig einzogen, außen vor der Stadt in's Freie kamen, sprach die Mutter: siehe mein Sohn, dort hinter dem Gebüsch, im Angesicht der Stadt, habe ich vor vier Jahren Gott noch einmal auf meinen Knieen recht herzinniglich angerufen, daß er dich hier in der Fremde an Leib wie an der Seele behüten

und bewahren und deine Studien wohlgerathen lassen möge, zu seines Namens Ehre. Jetzt laß uns mit einander zu dem Platze hingehen und auf unseren Knieen Gott loben und Ihm danken, denn Er hat mir mein Gebet erhört; Er hat dich behütet und gesegnet.

Mein Vater blieb nur kurze Zeit im Elternhause; auf Empfehlung eines seiner Lehrer berief ihn der Graf von Schönburg zu sich nach Rochsburg, als Lehrer und Erzieher seiner Kinder. Gottes Segen war auch hier mit ihm und ließ das Werk seines Unterrichtes wohl gerathen. Wie und in welcher Weise er hier seine geliebte Mutter zum letzten Male sah, das will ich nachher erzählen. Der unerwartet schnelle Tod dieser werthen Frau war die einzige Trübung, die sein damaliges heiteres Leben traf. Der Schmerz war tief; ein Band, das zwei Seelen durch innige Gleichartigkeit der Gesinnung und Gefühle zur gegenseitigen Liebe vereint hatte, war zerrissen; mächtiger aber als dieses, war das der gemeinsamen Liebe beider Seelen zu dem Herrn und dieses Band war nicht zerrissen.

Der Gedanke der Liebe zu seiner Mutter hatte den treuen Sohn nicht verlassen, als dieser einmal, durch besondere Führung Gottes, eine Jungfrau sah, die, wie ihm mit Recht schien, an äußerlicher Anmuth und seelenvollem Ausdruck eines kindlich stillen, frommen Gemüthes alle Jungfrauen übertraf, die er jemals gesehen hatte. „Das wäre eine Tochter für deine Mutter gewesen“ so dachte er, aber die Mutter war todt und das Mädchen da, wer weiß für welches glückliche Haus dieses schon bestimmt ist. Indeß erfuhr mein Vater doch Namen und Wohnort des lieblichen Kindes und eine gute Gelegenheit ergab sich dem Vater desselben: den alten Pfarrer Gotthilf Werner in Hohenstein zu besuchen, da mein Vater mit dem Sohne

desselben, dem jungen, gelehrten Orientalisten Gabriel Werner, bekannt war.

Die Gedanken der Menschen begegnen sich zuweilen in wunderlicher Art, und wie mein Vater, als er das „schöne Lenchen" (so hieß meine Mutter im Kreise ihrer Bekannten) sah, gedacht hatte, das wäre eine Tochter für meine Mutter gewesen, so gedachte meine Großmutter, die Frau Pfarrerin Werner, als sie bemerkte, mit welch' besonderer Theilnahme der Hofmeister aus Rochsburg ihre Tochter betrachtete: das wäre ein Schwiegersohn für mich und meinen Mann, wie wir ihn gerne hätten. Denn beide Eltern hatte mein Vater durch sein männlich festes, ernstes, bescheidenes Wesen, wie durch seine treuherzige Offenheit sehr für sich eingenommen. Am meisten aber hatten sich die beiden jungen Männer: Gabriel Werner und mein Vater einander genähert, die sich in Leipzig, wegen der Verschiedenheit des Alters und der anhaltenden Geschäftigkeit, in welche jeder von ihnen einsam und abgeschieden lebte, nur wenig gesehen hatten. Diese Beiden schlossen nun ein Bündniß der Geister und Herzen, das für das ganze noch übrige Zusammenleben ein unwandelbar herzliches blieb.

Da die Eltern und der treffliche Bruder, welcher zugleich der hochgeachtete Lehrer und geistige Führer dieser jüngeren Schwester war, so viel Gutes von dem Hofmeister aus Rochsburg sprachen, wagte es die schüchterne Jungfrau Magdalena, als derselbe bald einmal wieder kam, um ihrem Bruder ein Buch zu bringen, auch ihn anzusehen, ja selbst, da er zu ihr sprach, ihm Rede und Antwort zu stehen. Und da man im Pfarrhaus wußte, daß die jungen Grafen in Kurzem als Offiziere in's Militär treten sollten, und daß mein Vater dann, seines Hofmeisteramtes entbunden,

von der gräflichen Familie, die ihn sehr hoch achtete und liebte, baldmöglichst mit einer Versorgung bedacht werden würde, sahen die beiden Eltern mit vollkommener Zustimmung, ihr Sohn Gabriel aber mit herzinniger Freude, wie in Lenchens Herz allmählig etwas erwachte, das der unverkennbar lebhaften Zuneigung des Rochsburger Hausfreundes nicht entgegen war.

Mein Vater erhielt als vorläufigen Lohn für seine treuen, anerkannt gesegneten Dienste im Haus des Grafen, seinem Wunsche gemäß die zweite Pfarrstelle in dem kleinen, an der Mulde gelegenen Städtchen Lunzenau, mit welcher zugleich eine Lehrerstelle an der dortigen Schule verbunden war. Arbeit wenigstens gab es da genug, und das Einkommen wäre für einen ledigen Herrn auch ausreichend genug gewesen, nicht jedoch für eine Familie. Aber mein lieber Vater hatte sich bei seinem Geschäft als Hofmeister etwas erspart, und bei der Aussicht auf eine „möglichst baldige Beförderung" an eine andere einträglichere Stelle, für welche der Graf ihn bestimmt hatte, war er reich an Hoffnung, vor Allem aber an Gottvertrauen.

Aus der still Geliebten wurde jetzt bald eine öffentlich erklärte Braut und kurz darauf (i. J. 1762) eine Gefährtin des Lebens, die ihre Freuden ohne Aufhören aus dem Himmel zog, während ihr von der Erde her gar manches Kreuz und Leiden kam. Bei dem liebenden Ehepaar fanden sich mehrere Kinderchen ein; das älteste Töchterchen kränkelte lang und bedenklich, das älteste Söhnchen starb, die Kleinen bedurften der Wartung; es war Geldnoth im Lande, Geldmangel im Hause. Denn obgleich die treue, fleißige Mutter für die Frauen ihrer Gemeinde und ihre Kinderchen Kleider, Putzsachen für die Bräute fertigte, so brachte dieses dennoch, außer dem herzlichen Danke und Vergelt's Gott, so

wie manchen Naturaliensendungen für die Küche und den Tisch, nur einen sehr spärlichen Zuschuß zu den Ausgaben des Hauses ein. Aber mit alle dem gab es in diesem Hause der Freuden ungleich mehrere, als der Sorgen, denn diese störten seinen inneren Frieden nicht.

Es mögen wohl wenig Söhne in ihrem ganzen Thun und Wesen so viel Aehnlichkeit mit ihrer Mutter gehabt haben als mein Vater mit der Seinigen. Was diese in ihrem Hauswesen und in dem Kreise ihrer Bekannten gewesen, das wurde mein Vater in seiner Gemeinde. Dieser war es, als er bei ihr in sein Amt trat, als ob ein frischer, wohlthuender Wind erwacht wäre, der die faulenden Dünste hinwegnimmt und in der Schwüle des Mittags die Baumblätter eines Waldes in Bewegung setzt. Nicht bloß die Alten, aus dem Städtchen so wie von den benachbarten Dörfern gingen jetzt mit einem vorher nie gefühlten Vergnügen in die Kirche, sondern selbst die Kinder bekamen Freude an ihrer Schule. Der neue Kaplan war für alle Besseren ein Mann nach ihrem Herzen, denn er sprach zu ihrem Herzen und verstand dieselbe Sprache der wahren Liebe auch für die Herzen der Kinder.

Wer aber auch seine Wirksamkeit im Amte der Kirche nicht gekannt hätte oder von ihr unberührt geblieben wäre, der würde doch dem praktischen Verstande und der wohlwollenden Thätigkeit haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, womit der Mann in allen Angelegenheiten seiner Gemeinde sich des Ganzen wie der Einzelnen annahm. Er brachte Ordnung in solche Angelegenheiten der Gemeinde und der einzelnen Haushaltungen, wo vorhin keine war, denn was die Letzteren betrifft, so regte das zuweilen eine Art von Eifersucht bei den Bemittelteren und Angeseheneren auf, wenn der neue Pfarrer, der doch von ihnen als Lehrer

ihrer Kinder so manche Erweise von Erkenntlichkeit erhielt, weniger sich um sie zu bekümmern schien, als um die ärmsten nicht nur, sondern auch um die gering geachtetsten und unordentlichsten Leute. Er aber hatte darin das Naturell seiner Mutter, die sich auch mit den ärmsten und geringsten unter denen, welche mit ihr im Handelsverkehr standen, mehr zu schaffen machte als mit den reichen Handelsherren in Schneeberg und Annaberg. Denn, so pflegte die Mutter zu sagen: „jenen kann ich mit einem Groschen und einer Düte voll Reis mehr Vergnügen machen als den reicheren Leuten, die uns besuchen, mit einem Gericht, das viele Thaler kostete, und wenn sie mich auch dafür mit einem eben so delikaten ja noch besseren Gerichte regaliren wollten, so habe ich lieber ein dankbar freundliches Gesichte als ein leckeres Gerichte. Ja wenn ich's auch überhaupt nicht auf mich und mein Vergnügen absehen wollte, so scheint mir doch das eher der Zeit und Mühe werth, wenn ich mich zu einer armen Nachbarin hinsetze und sage zu ihr: siehe, so mußt du deinen Haushalt einrichten, so mußt du gegen deinen Mann und deine Kinder dich aufführen, dann wird dir's besser gehen, als wenn ich mich zu der Frau Stadtrichterin hinsetze und mit der, bei drei Stunden lang von den Hauben und Spitzen reden muß, welche die Kaufmannsfrauen in St. Annaberg tragen. Ueberdies, so raisonnirte meine Großmutter weiter, muß Jeder sein Vergnügen für sich besonders haben. Ich hätte meines schon auch an schönen Blumen und Gewächsen, und würde mich freuen, wenn ich die Tulipanen, davon mir mein Sohn Christian Gottlob die Zwiebeln geschickt hat, so schön fortbringen könnte wie in Leipzig. Aber in unseren Garten verdirbt mir sie bald der Hagel, bald der Frost und die Nässe, und neue kommen zu lassen,

das kostet immer ein Paar Thaler. Da habe ich nun meine Freude daran; wenn ich ein Paar armen Leuten, die ihren Hausstand mit Gottesfurcht, aber mit gar zu wenig Geld anfangen, durch ein Paar Thaler so aufhelfen kann, daß der Mann, wie mein fleißiger Nachbar, der Schuster, sich Leder und besseres Handwerkszeug, die Frau das nöthigste Hausgeräthe anschaffen kann, und wenn ich dann sehe, daß mit Gottes Segen der armselig angefangene Hausstand besser aufkommt und gedeiht, dann freut mich das eben so sehr wie einen Anderen das Gedeihen seiner schönen Tulipanen.

Mein Vater schien denselben Geschmack zu haben wie seine Mutter. „Ihr guten Leute, sagte er zu den wohlhabenderen und ordentlicher eingerichteten Bürgern, bedürft meines Rathes und meines Zuspruches, so gern ich auch bei euch bin, nicht so wie manche eurer Nachbarn. Denn ihr seid durch Gottes Gnade selber gescheit genug, um das zu thun, was für euer Hauswesen das beste ist. Aber manchen eurer Nachbarn kommt es mehr zu gute, wenn ich den Einen oder die Eine unter vier oder sechs Augen recht abkanzle, wegen ihrer schlechten Wirthschaft und Kinderzucht, oder wenn ich Anderen sage: seht, ich weiß, ihr seid fleißige Leute und haltet auch eure Kinder in christlich guter Zucht. Aber woran fehlt es, daß ihr auf gar keinen grünen Zweig kommt, daß ihr immer in Schulden steckt und euer Anwesen wohl bald auf den Gant kommen wird? Wenn ich dann höre, der Mann oder die Frau oder eines der Kinder waren lange krank, Doktor und Apotheker haben viel gekostet, oder es hat einem armen Anfänger an einem ausreichenden Betriebskapital gefehlt, und er hat müssen Geld aufnehmen, da suche ich, wenn auch hinter meiner Thüre nichts zu haben ist, andere Thüren, nament-

lich die unserer frommen, gutthätigen Frau Gräfin auf, klopfe an, und ein gutes Wort findet da immer eine gute Statt. Uebrigens verstehe ich mich auch, weil ich in dem armen Erzgebirge erwachsen bin, so ziemlich auf die Art, wie der Broderwerb betrieben werden muß, und habe es bei meinen armen Bergleuten gelernt, wie viel man dem Fleiße eines Mannes oder einer Frau zumuthen darf oder nicht. Die neue Einrichtung der Webestühle aber, die ich bei etlichen armen, hiesigen Webern, mit Hülfe der Frau Gräfin eingeführt habe, die habe ich in Hohenstein, wo meine Schwiegereltern wohnen, gesehen, und mir dort sagen lassen".

Die alten Leute in Lunzenau wußten noch dreißig und vierzig Jahre nachher davon zu erzählen, wie anstellig und entschlossen hülfreich mein Vater bei öffentlichen Gefahren, durch Feuer oder Wasser gewesen sei. Bei einer Feuersgefahr, die mitten zwischen den hölzernen Häusern eines engen Gäßchens ausgebrochen war, saß er auf einem brennenden Balken und leitete mit starkem Arme den Feuerhaken zum Einreißen des schon glimmenden Daches eines Nachbarhauses und den langen Wasserschlauch der Spritzen. Mit versengtem Gewand und Haaren kam er glücklich, nach wohlgelungenem Werk, herab, und daß er auch an der Schulter verletzt sei, das kam erst in seinem Hause an den Tag. Mit derselben Entschlossenheit und Besonnenheit ordnete er auch, bei dem plötzlichen Eintritte eines Hochwassers die Anstalten zur Rettung einer Müllersfamilie, deren Haus dem Einsturze ganz nahe war. Denn die sonst kleine Mulde war, ich weiß nicht mehr, ob durch den thauenden Schnee oder durch einen Wolkenbruch im Gebirge, so furchtbar angelaufen, daß sie Balken von eingerissenen Häusern und Brücken, ja selbst eine Wiege mit sich brachte, darin ein schlafendes Kind lag.

Größer noch und betrübender für meine Eltern, als diese Schrecknisse der Natur, war ein anderer Schrecken, den ihnen die Nachricht aus Hohenstein machte, daß meiner Mutter Bruder, meines Vaters innigst geliebster Freund, der Gabriel Werner, der jetzt als Substitut seinem kranken Vater zu Seite stand, selber schwer erkrankt und allem Anscheine nach dem Tode nahe sei. Sie eilten sogleich zu den Eltern, und es war leider so, wie die Botschaft lautete: sie fanden den theueren Kranken schon nahe am Sterben.

Welcher Entschluß in meinem Vater an diesem Sterbebette, bei dem Anblicke des großen Herzeleides des alten Vaters, und vielleicht auch auf ein bittendes Wort des sterbenden Freundes erwachte, und wie dieses bald nachher zur That wurde, das habe ich vorhin S. 23 gesagt.

Als meine Eltern mit den von ihnen damals schon lebenden blühenden Kindern in Hohenstein einzogen, da war große Freude. Man kannte sie beide, denn der Vater hatte öfters da gepredigt, ein guter Ruf ging von ihm her, und die Aussaat, welche sein frommer, so oft durch Kränklichkeit niedergebeugter Vorgänger, unter Schmerzen und manchem Leide gesäet hatte, die konnte der neue Pfarrer mit gesundem, freudigem Muthe pflegen. Und dieses that er auch in seiner kräftigen Wirksamkeit für Kirche und Schule wie für die ganze Gemeinde und ihre einzelnen Glieder.

Es hat damals in meiner kleinen Vaterstadt unter der Leitung des Rektor Seidel, eines durch Kenntnisse und Frömmigkeit auserlesen seltenen Schulmannes, eine Schule gegeben, welche für die Bildung der Jugend eben so viel, ja noch mehr leistete als manches hochgestellte Gymnasium. Vor Allem freilich lag jenem treuen, fleißigen Schulmanne

es an, daß in den jungen Seelen, die ihm der Herr in seine Pflege gab, Kenntniß des Wortes Gottes und die Furcht des Herrn begründet würden, nächst diesem aber auch die Anleitung zu all' jenem Wissen und Erkennen, welches ehrbar, im Leben nöthig, und für den Geist des Menschen, der zum Erkennen gemacht ist, erfreulich ist. Es machte ihm deshalb großes Vergnügen, einzelnen seiner befähigteren Zöglinge (z. B. Waisen von achtbaren Lehrern) in all' den Schulstudien weiter zu fördern, welche zum Uebertritt an die Universität erfordert wurden. Und dieses ist ihm nicht nur bei mehreren sehr wohl gelungen, sondern sein Unterricht war auch für Andere so anziehend, daß Söhne der Bürger und selbst einzelne wohlhabende Bauern an ihm Theil nahmen. So lebte noch zur Zeit meiner Kindheit ein Leinweber in Hohenstein, der sein altes Testament in der hebräischen Grundsprache las, und in einem benachbarten Dorfe hat es zwei Bauern aus Seidel's Schule gegeben, die, wenn man sie lateinisch anredete, keine Antwort, in derselben Sprache schuldig blieben, obgleich sie für gewöhnlich, so wie andere Bauern ihren Pflug durch die Furchen und die Sense zum Mähen des Grases und Getraides in rüstiger Hand führten.

Ich habe den Rektor Seidel, diesen auserlesenen Mann aus einer alten Zeit, nicht mehr mit Augen gesehen, denn er ist noch vor meiner Geburt gestorben, aber sein Bild war so unvergeßlich tief in die Seele seiner Schüler eingeschrieben, denen er lieb war wie ein leiblicher Vater, daß er mir durch den Bericht von diesen wie ein persönlicher Bekannter geworden ist. Er war der Meinung, daß wohl an jedem Menschenherzen, wenn es auch noch so verdunkelt und verschlossen aussehe, ein dünnerer, heller Fleck gefunden werde, durch welchen ein Lichtstrahl hineindringen

könne, und man müsse sich, wenn man es mit den Menschenseelen gut meine, nur die Mühe nicht verdrießen lassen, den dünnen Fleck aufzusuchen, und da in Hoffnung auf guten Erfolg das Licht recht oft und nahe hinhalten, wenn auch die Nähe der Lichtflamme etwas wehe thun sollte. Und diese Mühe ließ er sich denn auch nicht gereuen; er ging den jungen Knaben in allen ihren eigenthümlichen Richtungen nach, faßte zwar Alle mit Liebe an, manche aber allerdings auch zugleich mit der derben Hand der Strenge, denn ein Vater, der seinen Sohn lieb hat, wird sich, wenn dieser in's Wasser fiel, auch nicht lange bedenken, ob er ihn bei den Haaren, wo es freilich etwas wehe thut, herausreißen aus der Fluth oder ihn lieber darinnen ersaufen lassen soll. Wenn aber auch der gestrenge Rektor im Werke der Schulzucht, da wo es Noth that, weder des zerbrechlichen Stockes, noch der empfindlichen Haut seiner Schulknaben schonte, so schonte er dagegen mit einer wahrhaft zärtlichen Vorsorge jenes tief im Menschenherzen liegenden Gefühles für Recht und Unrecht, durch welches schon das zarte Kind an den Züchtigungen der Lehrer oder Eltern es wohl unterscheidet, ob diese dabei nur sein Bestes wollten, oder ob sie es mit liebloser Härte und im Zorne bestraften. Denn die Bitterkeit des menschlichen Zornes ist ein Gift, welches, wohin es trifft, wieder Zorn erweckt.

Erweist sich doch diese ansteckende Gewalt des menschlichen Zornes sogar an den Seelen der Thiere und ich erinnere hierbei nur im Vorbeigehen an eine Beobachtung, welche Scheitlin in seinem Werke über Thierseelenkunde anführt. Ein Hufschmied, der sich oft von wildem Jähzorn beherrschen ließ, hatte so eben sein kleines, dreijähriges Kind, das ihm von ungefähr zwischen die Füße gerathen

war, grausam gemißhandelt und mit Füßen getreten, als er ein schon dazu bereit stehendes Pferd beschlagen sollte. Das Thier, ganz gegen seine sonstige Art und Gewohnheit, stieß ihn mit dem Kopfe um und stampfte mit den Vorderhufen so zornig auf ihm herum, daß man ihn bluttriefend unter demselben hervorzog. Und so weiß man auch, daß Pferde von guten Anlagen durch die rohe, zornmüthige Behandlung eines Stallknechtes oder Wärters ganz bösartig werden können, während dagegen die freundliche Pflege und Zucht der Araber das edle Thier zu einem Familiengliede, zu einem sanften Gespielen der Kinder, macht.

Nun, der alte Schulrektor Seidel wußte sich, auch wenn er den Stab Wehe in seiner Schulzucht brauchte, vor Zorn und Bitterkeit zu bewahren, denn sein Thun und Denken stand selber unter der Zucht der Furcht, so wie der Liebe seines Herrn, darum war er auch so geachtet und geliebt, daß die Zeichen der ehrerbietigen Achtung, die Jeder, der ihm begegnete, dem ehrenwerthen Manne erwies, aus dem Herzen kamen.

An einem solchen ernsten Manne wie der Rektor war und in seiner nach außen wie nach innen so genau abgemessenen, würdigen Haltung sollte man es kaum für möglich halten, daß dennoch ein Zug an ihm gewesen sei, welcher schon den damals lebenden Bekannten komisch und des Belächelns werth erschien. Dieser Zug mag wohl im Zusammenhang gestanden sein mit der gewissenhaften Pünktlichkeit, womit der treffliche Schulmann alle seine einmal angefangenen Arbeiten bis zu ihrem Ende betrieb. So wie er nämlich seine römischen und griechischen Klassiker, wenn er mit einem oder dem anderen ihrer Werke begonnen, in einer gewissen Zeit ohne dazwischen mit einer anderen Privatlektüre abzuwechseln, durchlas, wie er diese fortlau-

fende Ordnung des Lesens in den gemeinsamen Hausandachten mit den Seinigen an den Büchern der heiligen Schrift beobachtete, so hielt er dieselbe mit ihnen sogar in der Benutzung des Gesangbuches fest. Denn außer dem willkührlich ausgewählten Liede, das etwa am Morgen gesungen wurde, ließ er an jedem Abend nach der Ordnung, in welcher die Lieder Seite nach Seite sich folgen, eines oder etliche singen, so daß wohl mitten im Winter die Reihe an die Lieder zur Zeit der Ernte oder großer Gewitter, mitten im Regen die Reihe an die bei großer Dürre kam. Mit seiner Frau hatte er zwar in einer langen, glücklichen, aber ganz kinderlosen Ehe gelebt, dennoch sang das alte Ehepaar, wenn die Reihe im Gesangbuch daran kam, auch die Lieder einer Kindbetterin und ihre Wiegenlieder.

Mochten sie doch singen, die guten Leute, wenn es ihnen Vergnügen machte! Sie thaten es nach ihrem Sinn zu Gottes Ehre und der Rektor führte dabei mit seinem ihm wohlgebührenden Ansehen den Satz durch, den er oft im Munde führte, daß in den Sammlungen unserer alten geistlichen Lieder ein Schatz läge, welcher wohl Stück vor Stück der Betrachtung und Benützung werth sei.

An dem Freunde des alten Rektors, an meinem seligen Vater, ohne es diesem gerade als ein besonderes Verdienst anzurechnen, hätte wohl auch das schärfest beobachtende Auge keinen solchen zum Belächeln geeigneten Zug auffinden können. Ich habe in meinem Leben wohl nur wenig Menschen gesehen, die sich in ihrem ganzen Thun und Wesen so gleich blieben, deren Gesinnung und äußere Haltung so ganz aus einem Stück war. Wenn er, was er zuweilen für seine Pflicht hielt, den Einladungen seiner Gemeindeglieder zu einem ihrer Hochzeits- oder Kindtaufs-

mahle folgte und die anwesenden Gäste mit Erzählungen, mit Länder- und Reisebeschreibungen, aus der alten und neuen Geschichte, mit Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer oder Frauen unterhielt, oder mit ihnen über Landwirthschaft und Gärtnerei, über allerhand naturgeschichtliche Dinge sprach, da blieb er dabei derselbe, der er auf der Kanzel und im Religionsunterricht der Kinder war, würdig und mittheilend heiter. Wenn er in seinen freien Stunden mit der Urbarmachung eines wüsten, mit Gebüsch und Gestein bedeckten Grundstückes, das nahe bei der Kirche gelegen, zum Pfarrhaus gehörte, beschäftigt war, wenn er hier den Boden, dessen großer Flächenraum vorhin ganz nutzlos gewesen, durch Bepflanzung mit Obstbäumen und Anlagen von Gemüse und Blumenbeeten, in einen nutzbaren Garten umwandelte, dann war es, nur unter anderer Form, derselbe thatkräftige Sinn, der ihn in der Sorge für seine Gemeinde, für die Kirche und Schule, beseelte.

In der Ordnung unseres Hauses, wie bei der Erziehung der Kinder, herrschte keinesweges eine republikanische, noch weniger eine demokratische, sondern eine streng monarchische Verfassung. Der Vater war der unbeschränkte Selbstherrscher in seinem Hause und die herzliche Liebe seiner Kinder zu ihm war mit einer Achtung verbunden, welche vielleicht manchem modernem sogenannten Kinderfreund als Furcht erschienen wäre. Sie war dieses aber nicht, sondern eine Ehrfurcht, welche schon frühe gewöhnt war, in dem Inhalt des vierten Gebotes die Stimme eines Anderen zu erkennen, als die des sichtbaren Vaters.

Unser Vater gebot und verbot uns nur selten etwas, noch seltener aber strafte er. Es lag in seiner liebevoll ernsten Haltung gegen uns eine stillschweigende Anforde-

rung zur Zucht und Ordnung, wie zum Gehorsam, der wir nicht widerstehen konnten. Nur wenn, selbst in den Kleinsten von uns, der Eigenwille in unverkennbarer Weise hervortrat, dann pflegte er diesen durch ernste Züchtigung so zu brechen, daß derselbe für lange Zeit, wenigstens in seiner Gegenwart, nicht wieder aufzukommen wagte. Dem vorlaut kindischen Geschwätz war er nicht hold; wir hatten in seiner Gegenwart Schweigen gelernt. Müssiggang war ihm zuwider, er hielt uns alle schon in frühester Kindheit zu einer, zugleich für uns angenehmen Beschäftigung an, und ein Lob aus seinem Munde war uns, je seltener wir ein solches vernahmen, ein desto größerer Lohn. Lügen und Unredlichkeit ahndete er streng; Eitelkeit und Putzsucht an seinen Töchtern haßte er sehr, und man hat mir erzählt, daß er einst, als er meine älteste Schwester unvermuthet mit dem französischen Narrenputze, der sogenannten Poschen, die sie sich um ihr durch Stickerei selbstverdientes Geld gekauft, in der Kirche gesehen hatte, beim Nachhausekommen sich diesen Flitterstaat von ihr bringen ließ und schweigend ihn zur Küche trug, mit dem Beile zerhackte und verbrannte. Es war nicht nöthig, daß er hiebei ein beschämendes Wort sprach, die That sprach aus, was er darüber dachte, wenn seine Kinder in solchen Narrheiten der vereitelten Menge sich gleichstellten.

Ueberhaupt pflegte mein Vater im gewöhnlichen Leben meist nur wenig Worte zu machen. Er, der vor seiner Gemeinde, wenn es galt, dieser den Weg der Wahrheit zu zeigen, so kräftig beredt war, versparte das, was er über seinen Schmerz und seine oft vergeblich scheinenden Mühen, über seine Hoffnungen und inneren Freuden zu sagen hatte, auf sein von Menschen verborgenes Alleinsein mit dem

eigentlichen Herrn und Vater der Gemeinde und mit seiner treuen Lebensgefährtin.

Dennoch habe ich ihn auch im geselligen Verkehre mit Anderen in einer sehr einnehmenden und eindringlichen Weise beredt gefunden. Sowohl dann, wenn er vor theilnehmenden Ohren etwas Belehrendes und zugleich Unterhaltendes erzählte, vorzüglich aber dann, wenn es galt, die Zweifel oder die Einwürfe gegen die ewigen Wahrheiten des Glaubens zu lösen und zu widerlegen. Schon zu damaliger Zeit berief man sich bei solchen Zweifeln und Einwürfen nicht nur an das Urtheil der Vernunft, sondern auch der Naturkunde. Alle tieferen Denker und große Naturforscher würden, so sagten die Zweifler, ihren Einwürfen Recht geben. Mein Vater hatte in der Schule des alten Crusius wohl gelernt, was tieferes Denken sei, kannte die Ansichten und das Leben solcher Naturforscher, wie Neuton, Boerhave, Albrecht von Haller und de Luc es waren; er blieb deshalb den Zweiflern keine Antwort auf ihre Einwürfe schuldig, und brachte hiedurch auch die Beredtesten von ihnen zum Schweigen.

Er hätte wohl, wenn dieses damals schon bekannt gewesen wäre, zu den Beispielen solcher großer Naturforscher, die an der Wahrheit der Offenbarung festhielten, das des Humphry Davy anführen können, aus dessen Leben mir so eben eine Anekdote einfällt, die ich, um hier die Schilderung meines elterlichen Hauses nicht zu unterbrechen, als Anhang zu diesem Kapitel in einem folgenden mittheilen will.

Von meiner theueren Mutter habe ich schon bei anderer Gelegenheit ein öffentliches Zeugniß gegeben. Das war ein sanfter, stiller Geist, voll Demuth und Liebe, der

in seinem Wirken auf Alle, die in seine Nähe kamen, an jenes sanfte, stille Säuseln erinnerte, in welchem dort auf dem Horeb der Herr war. Im Aeußerlichen lebte sie nur für die Ihrigen und für ihr Haus, aus welchem sie so selten ohne dringende Veranlassung hinaus, selbst in ihren lieben Garten an dem Berge kam, daß ein solcher Ausgang für uns Kinder ein eben so freudig aufregendes Ereigniß war, als wenn die Bienenkönigin aus ihrem Stocke ausfliegt und der ganze Schwarm ihr folgt. Uebrigens gab es, wie ich schon andeutete, dringende Veranlassungen, die sie aus ihrem lieben Hause von Zeit zu Zeit hinausführten: das waren die Besuche der kranken Frauen und Kinder. Sie brachte an diese Krankenbetten nicht nur guten Rath aus dem Schatze ihrer eigenen und meines Vaters Erfahrungen, nicht nur allerhand einfache und doch wirksame Hausmittel und leibliche Erquickungen, sondern vor Allem innere und geistige Stärkungen. Mehrere Kranke, die sehr zur Ungeduld und zur Verzagtheit geneigt waren, sprachen es aus, daß, wenn meine Mutter sich nur zu ihnen hingesetzt und angefangen hätte zu reden, da wäre auf einmal ihre Ungeduld und ihre Angst wie weg gewesen. Denn man hätte meine Mutter fast nur anschauen dürfen mit ihrem sanften und gelassenen Wesen, um sich der Ungeduld zu schämen, und wenn sie Muth zusprach, da sei dies gewesen als habe sie die Hand der verzagten Kranken angefaßt und sie aus dem Sorgenbette hinausgeführt in die liebe Sonne.

Ich habe viele solche einfältig schöne Zeugnisse über meine selige Mutter gehört, und wenn man wollte, könnte man noch jetzt dergleichen vernehmen, denn die, welche sie gekannt haben, sind noch nicht alle im Grabe verstummt. Unter andern hörte ich oft von ihr sagen: diese Frau hat

keine Feinde auf der Welt gehabt, denn wer sie nur kannte, der mußte sie hochachten und lieben.

Von einer Frau, die sich in keinem Stücke der Welt gleichstellte, sondern welche nur Gott und seinem Dienste in Werken des Glaubens und der Liebe lebte, lautet dieses Zeugniß allerdings sehr seltsam, und ich selber, obgleich mir von irgend Etwas, das ihm widerspräche, gar Nichts bekannt ist, möchte seine Wahrheit nicht durchaus verbürgen. Dennoch kann ich es mir leicht denken, wie dasselbe entstehen konnte. Meine Mutter hatte gewiß auch, wie Alle, denen es ein rechter Ernst ist um ein Gott wohlgefälliges Leben, ihre inneren Feinde, mit denen sie in beständigem Kampfe sein mußte, aber was da im Inneren vorging, das sah die Welt nicht, weil sie mit dieser, so weit nur möglich, niemals oder nur selten in Verkehr kam, und wo dies unvermeidlich, war durch ihre Herzensdemuth und Bescheidenheit ihre Zunge bewahrt, daß sie nicht Böses redete, ihre Lippen, daß sie nicht Falsches sprachen und es ging den Gesunden da eben so, wie nach dem, was ich vorhin sagte, den Kranken, es war jenen, ohne daß sie sich's selber recht bewußt waren, als ob mit meiner Mutter noch Jemand Anderes zugegen wäre, vor welchem man Achtung haben müßte. Denn eine solche Seele wie diese war, ist auch beredt, wenn sie schweigt.

Auch wir Kinder fühlten das bei unserer Mutter, welche, obgleich sie nur wenig oder keine Worte von der Gottesfurcht machte, doch durch das Vorbild ihres Wandels uns dazu anleitete und hinzog. Ich weiß noch recht gut, wie ein einziger Blick meiner Mutter, zu dem sie kein Wort sprach, mich tief beschämt und durch und durch bewegt hat. Es lag darin ein Ausdruck von tiefem Ernste und Betrübniß, der mir mehr sagte als eine lange Straf-

predigt hätte thun können, denn dergleichen ließ sie nicht vernehmen, wohl aber bei Gelegenheit einzelne Worte, die nicht leicht verloren gingen.

Meine Schwestern erzog diese treue Mutter von Kindheit auf zum Gehorsam, zum Fleiß und zu ehrbarer Ordnung. Es war eine liebliche kleine Gemeinde, diese Mutter mit ihren Töchtern, wenn sie am Morgen, nach der gemeinsamen Morgenandacht und dem Frühstücke sich an ihre Arbeit setzten und dabei mit sanfter Stimme ihr Morgenlied, oder wenn sie Abend nach vollbrachter Arbeit ihr Abendlied sangen, und wenn jeder Blick der Mutter auf ihre Kinder und der Kinder auf ihre Mutter es sagte, wie lieb sie einander hätten und wie froh sie da beisammen seien.

Zwei meiner Geschwister habe ich im Leben nicht gesehen, denn diese sind vor meiner Geburt gestorben; das eine, die kleine Friedensreiche (Friederike) in ihrem vierten Jahre, als ein Kind von seltsam früher Reife des Verstandes und von wahrhaft himmlischem Sinne, das andere, ein Knabe, schon in seinem ersten Lebensjahre. Auch von einem Bruder, den ich zwar noch kannte, sind mir wenige Erinnerungen geblieben, denn er war so viel älter als ich, daß er zu der Zeit, in welcher meine deutlichen Erinnerungen erwachten, schon an die Schule nach Altenburg kam und daß ich ihn von da an nur während seiner kurzen Besuche im Elternhause sahe. — Auch er ist schon als Jüngling gestorben.

Desto deutlichere, liebe, theuere Erinnerungen habe ich an meine vier Schwestern. Diese alle haben das reifere Alter erlebt und sind in ihrem Ehestande durch einen heilsamen Wechsel von Leid und Freuden, Sorgen und Tröstungen hindurchgeführt worden. Sie sind nun alle zu

ihrer Ruhe eingegangen; die Jüngste, der ich am meisten verdankte und die meinem Herzen am theuersten war, ist erst vor wenigen Jahren, von dem Krankenstuhle, auf dem sie von der Gicht und ihren Schmerzen gelähmt, gar lange Zeit saß, erlöst und hinweggenommen worden.

Dieses sind die Lebensbilder, die mir von meinen Großeltern und Eltern, so weit ich sie durch eigenen Umgang und aus fremder Beschreibung kenne, in der Erinnerung blieben. Indem ich sie betrachte, wandelt mich ein Bedenken an, welches ich hier, wo ich so gerne nur die ungeschmückte Wahrheit reden möchte, nicht verschweigen darf. Wenn diese meine guten Alten, selbst in der Zeit, wo sie noch von der Schwachheit des Fleisches befangen waren, das hätten lesen können, was ich hier von ihnen sagte, sie würden, so wie es ist, dasselbe nicht gebilligt haben. Sie sahen sich und ihr Thun in einem Lichte, in dessen Klarheit sich auch die Schatten, und zwar um so schärfer und dunkler zeigten, je heller das Licht hervortrat. Sie kannten sich selber und was in ihnen war, ich aber, als ich noch mit ihnen unter einem Dache wohnte, kannte weder mich noch mein Inneres, sah nur, was vor Augen ist. Hätten jene über sich ein Zeugniß zu geben gehabt, das würde, wenn auch in kürzeren Worten, doch viel anders gelautet haben als das meinige. Wenn ich das Sandkorn mit dem Felsen vergleichen darf, dann erinnere ich an die Lebensbilder, welche ein Moses, ein Samuel, ein Nathan, von ganz anderen Alten uns gegeben haben als die meinigen waren. Hätten ein Plutarch, ein Cornelius Nepos, ein Livius das Leben des Vaters der zwölf Stämme oder das Leben eines Saul, eines David, eines Salomo; ja das Ganze der Geschichte des Volkes Israel beschrieben und wäre dieses Volk, wären jene Väter ihre eigenen ge=

wesen, sie würden ihre Bilder in einem dem Menschenauge wohlgefälligeren Lichte, ohne die einzelnen Züge, welche den Eindruck des schönen Ganzen stören, ohne die trübenden Schatten gezeichnet haben. Dieses wäre ihnen auch bei dem besten Willen, nur das Wahre zu reden, geschehen, denn die Liebe des natürlichen Menschen, sowie sein parteiischer Haß, sind zur Verblendung, ja zur Blindheit geneigt.

Mag aber auch meine dankbare Liebe gegen die Eltern, welche mir Gott gab, von jener natürlichen Schwachheit nicht frei gewesen sein, so weiß ich dennoch, ich habe das von ihnen gesagt, was nicht allein ich, sondern Alle, die sie näher kannten, an ihnen vor Augen sahen. Meine Eltern würden freilich, wenn sie noch mit uns lebten, sagen: das, was ihr an uns sahet, war nicht unser eigen, es war nur ein uns aus Gnaden verliehenes Gewand, ein Schatz, gelegt in ein armes irdenes Gefäß. Wohl aber ihnen, sie haben fest gehalten, was sie empfangen hatten, bis an's Ende.

8. Der weltberühmte Gast *).

Als ein solcher erschien mit Recht der große Naturforscher Humphry Davy, als er auf seiner Reise durch Irland, nach Portruth in das Haus des ehrwürdigen Dr. Richardson zum Besuche kam. Humphry Davy, der Stolz von England, auf den die Augen des ganzen wissenschaftlich gebildeten Europas mit Bewunderung gerichtet waren, der für den vornehmsten, glänzendsten Salon in Paris und London eine Erscheinung gewesen wäre, auf die sich alle Augen gerichtet hätten, war jetzt in dem

*) M. v. die Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy by his Brother John Davy. Lond. 1836 Tom I p. 271, 273.

kleinen Portruth im Pfarrhause eingekehrt. Das seltene Ereigniß war bald in der ganzen Umgegend bekannt geworden. Jeder hätte den berühmten Wandersmann gerne gesehen, vor Allem aber wollte der Doktor Richardson seinem hochverehrten Freunde, dem trefflichen Bischof von Raphoë an der seltenen Freude und Ehre Theil nehmen lassen, die seinem Hause widerfahren war; er lud diesen ein und der Bischof mit seiner Schwester, der nachmaligen Lady Brownrigg, folgte der Einladung gerne.

Aber das Gerücht von der Anwesenheit eines so seltenen Gastes im Pfarrhause zu Portruth hatte sich in der Nachbarschaft weiter als zum Hause des Bischofs verbreitet. Als man nach dem Abendessen noch in freundschaftlichem Gespräche beisammen saß, da fand sich ungebeten und unangemeldet ein Herr aus der Nachbarschaft bei der Gesellschaft ein, welcher den Doktor Richardson bat, ihn mit Herrn Davy bekannt zu machen. Dieser Herr, ein bedauernswerther Halbwisser, zweifelte an Allem, nur nicht an seinem eigenen Verstande, der sich seine vermeintliche Weisheit aus den Schriften des Voltaire und der anderen diesem gleich gesinnten Encyklopädisten gezogen hatte. Der Mann, in dieser seiner vermeintlichen in der Vernunft und Natur begründeten Weisheit, gedachte heute einen recht glänzenden Sieg über seine Nachbarn, die beiden Gottesgelehrten, davon zu tragen. Denn daß der berühmte Davy, so hoch stehend durch vernünftige Einsicht und Naturkenntniß, ihm Stück vor Stück in seinen Behauptungen Recht geben und zur Seite stehen werde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Sobald sich deshalb die Damen von der Tafel entfernt hatten, hob er seinen Spruch an, und brachte, wenn auch nur als ein nicht immer glücklicher Nachbeter, alle die Einwürfe und Gegen-

gründe vor, welche gegen die Wahrheit des Christenglaubens von ehrlicheren Heiden und unehrlichen Christen zur Welt gebracht worden sind. Doktor Richardson saß wie auf Kohlen, er konnte den Ausbruch seines Unmuthes kaum zurückhalten, da aber Davy mit aufmerksamem Schweigen dem Gerede des Anderen zuhörte, das zunächst nur an ihn, nicht an die beiden Geistlichen gerichtet war, verhielt auch er sich schweigend. Der Herr hatte seine Lektion geendet und erwartete nun mit triumphirender Miene die zustimmende Antwort des großen Naturforschers. Aber wie erstaunte er, wie fühlten die beiden Freunde sich so freudig erhoben, als Davy die Wahrheit des Christenthums mit der innigsten Wärme eines kindlich frommen Gemüthes und mit unwiderstehlicher Beredtsamkeit vertheidigte. Der Bischof war so ergriffen, daß er ehrfurchtsvoll von seinem Stuhle aufstand, wie man wohl in den Kirchen zu thun pflegt, wenn ein Prediger in Bourdaloues oder Massillons Kraft und Geist die Zuhörer zur feurigsten Andacht aufregt. Davy aber, nachdem er alle Behauptungen seines Gegners, dieses unverständigen Feindes des Christenthums, vollkommen zu Schanden gemacht, bat in bescheidenem Tone die beiden Geistlichen um Vergebung, daß er sich der Waffen angemaßt habe, die sie so viel geschickter hätten führen können als er. Man begab sich zur Ruhe. Vergeblich wartete man am anderen Morgen bei dem Frühstück auf den streitbaren Herrn. Dieser hatte sich bei guter Zeit davon gemacht nach seinem vierzig englische Meilen von Portruth entfernten Wohnsitze.

Derselbe Naturforscher Davy, einer der größten der ganzen neueren Zeit, spricht die gleiche Gesinnung, die er an jenem Abende kund gab, auch in einem seiner Werke: der Salmonia, in folgenden Worten aus:

„Ich beneide Keinen um irgend eine Gabe des Gemüthes oder des Verstandes, möge sie Genie, Geschicklichkeit, Witz oder Phantasie heißen. Dürfte ich mir aber wählen, was mir das Liebste und für mich das Beste wäre, dann würde ich den Glauben eines frommen Herzens allen anderen Segnungen vorziehen. Denn dieser macht das Leben zu einer Schule der Heiligung, schaffet neue Hoffnungen, wenn alles irdische Hoffen dahin ist, läßt auf das Dahinwelken und auf die Vernichtung des irdischen Daseins seine hellsten Strahlen fallen. Der Glaube ist es, der das Leben aus dem Tode, Verherrlichung aus dem tiefsten Untergange hervorruft; er kann die Marterkammer und den Schandpfahl zu einer Himmelsleiter nach dem Paradiese machen, und da, wo der Sinnenmensch und der Zweifler nur Dunkel, Zerstörung und Verzweiflung sehen, vermag er den Geist mit den Vorahndungen einer Welt des Friedens und der ewigen Freuden zu erfüllen, in welcher, gleich wie unter Palmen und Amarathen die Schaar der Sieger und der Seligen wandelt."

Diese Züge aus des edlen Davy's Leben sollten, wie ich vorhin sagte, nur ein Nachtrag zu dem sein, was ich von den Gesprächen meines Vaters mit den Verächtern Dessen, was ihm das Heiligste war, erwähnte. Davy's Lebensbild steht in jenen Zügen wie ein schöner, hoher Berg mitten in dem niederen Flachlande vor uns, durch welches wir jetzt, so gut die Kräfte es erlauben, unseren Weg weiter fortsetzen wollen.

9. Der erste Lichtpunkt der Erinnerungen.

Fast sechs und zwanzig tausend Male geht, in der frischeren Zeit des Lebens, an einem Tage der Athem in

uns aus und ein, hundert tausend Mal schlägt unser Puls und wir fühlen es nicht; wir bemerken nicht eher, daß wir athmen, bis der Odemzug auf einen Augenblick, etwa durch einen plötzlichen Schrecken, gehemmt wird. Der Punkt der Erde, auf welchem ich jetzt ruhe, ist mit mir schon nach einer Minute um mehrere Meilen von West nach Ost gerückt, ja meine Erde, auf der ich wohne, macht mit mir in jeder Minute, bei ihrem Gang um die Sonne, einen Weg von 249 Meilen. Das ist noch weiter als von Berlin nach Petersburg, weiter als von München nach Neapel, fast dreimal so weit als von Dresden nach Warschau. Und dennoch verräth kein zitterndes Blatt am Baume mir die Sturmeseile, mit welcher ich durch den Weltraum geführt werde, denn der Baum wie ich sind ein Ganzes mit der Erde, sind nur Theile von dieser, wie die Brust, in welche der Odem eingeht, das Herz, welches den Pulsschlag anregt, in unabscheidbarer Weise nicht ein Lebendes und Bewegendes für sich, sondern ein in dem Gesammtleben meiner Leiblichkeit verschlungenes Mitbewegtes sind, dessen Regungen von der empfindenden Seele nicht bemerkt werden, weil sie wie der Schatten eines der Sonne entgegengehenden Wanderers dem bewegenden Antriebe des inneren Lebens nicht vorangehen, sondern ihm folgen.

Daß der Punkt der Erdfläche, auf dem ich stehe, ohne Rast und Ruhe von West nach Ost durch den täglichen Umschwung meines Planeten um seine Axe fortrücke, das bezeugt mir schon der Auf- und Niedergang der Sonne; daß aber die Erde mit Allem, das auf ihr wohnt und lebt, in noch viel tausendmal größerer Eile durch den Weltraum zieht, das läßt uns, wenn die Sonne niederging, der Anblick des Sternenhimmels erkennen. Denn noch viel mehr als die Sonne sind die Vestensterne des Himmels im Ver-

hältniß zur Erde ein Unbewegtes, an dessen Stillstand der Wandel des Planeten durch den Raum bemerkbar wird.

Wäre nicht etwas Höheres und Mächtigeres da, als meine Seele mit all' ihren Kräften es ist, dann würde die Seele ihres eigenen Lebens und Wesens eben so wenig gewahr werden, als unser leiblicher Sinn der Bewegungen der Erde, wenn diese in einem ewigen Dunkel des Weltraumes, darin keine Sonne und kein Stern schiene, den Umschwung um die eigene Axe und den Lauf ihrer Bahn machte. Wie das Herz und die athmende Brust an dem Gesammtbewegen der bildenden und erhaltenden Lebenskraft ihres Leibes Theil nehmen, ohne ihr besonderes Bewegen zu empfinden, so ist das Seelenleben des Kindes vor seiner Geburt in dem Walten der mütterlichen Lebenskraft und auch nach der Geburt, bei seinem Eintreten in die Welt der Sinne, in einem Strome des allgemeinen Naturlebens befangen, der es auf seinen Wogen mit sich fortführt, wie die Erde den Menschen, der auf ihr wohnt, mit sich fortträgt durch den Weltraum, ohne daß er dessen gewahr wird. Spurlos geht das, was der Neugeborne sieht, das, was er hört und fühlt, an seiner Seele vorüber; es konnte nicht sein eigen werden, weil er selbst nicht sein eigen war, sondern ein angehöriger Theil der Natur, die ihn erhält und nährt.

Gebt mir, so sprach ein Naturkundiger und Mathematiker des Alterthums, einen festen Stützpunkt außer der Erde und ich will diese bewegen. Damit die Seele des Menschen nicht mehr nur ein dienendes Glied und Eigenthum der äußeren Natur sei, damit vielmehr die Sinnenwelt ihr, nach dem Maaße ihrer Kräfte zum dienenden Eigenthum werde, bedarf sie einer Anregung, welche mächtiger ist als das ruhig fortwogende Strömen des allge-

meinen Naturlebens, in das sie bis dahin, ohne aus ihm aufzutauchen, versenkt war. Ein Anhaltspunkt außer und über dem Strome muß ihr gegeben werden, damit sie über diesen sich erheben könne.

Schon die Weisheit des Alterthums hat die Wahrheit erkannt, daß der Geist des Menschen durch das Gefühl der Bewunderung (und des Staunens) zum Erwachen der Erinnerung und des eigenen selbstthätigen Lebens komme und ein tiefer Denker der neueren Zeit (Montesquieu) erkennt in der Abnahme, der Fähigkeit, zu bewundern, eines der betrübenden Zeichen der Geistlosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts, in welchem er lebte. Was kann aber die Bewunderung des Geistes erregen, als ein Etwas, das mächtiger ist und höher, denn er selber, was kann das Staunen des sinnlichen Menschen erwecken, als ein Etwas, das in überwältigender Kraft und Größe seiner eigenen Natur entgegentrat.

So mag die früheste Erinnerung, welche dem einen oder dem anderen Menschen aus seiner ersten Kindheit blieb, die sein, welche ein plötzlicher Schrecken der äußeren Natur in ihm weckte. So war es etwa der Zusammensturz eines alten Thurmes in der Nähe des Elternhauses, dessen sich ein Mann aus der Zeit seiner ersten Jahre und hiermit zugleich der Gestalt erinnerte, welche der Thurm vor seinem Zusammensturze hatte. Oder die Bombe, welche bei der Belagerung der Vaterstadt in den Hofraum hereinfiel und in demselben Augenblicke zersprang, war das früheste Gedankenbild, das eine andere Menschenseele in das Gebiet ihrer Erinnerungen aufnahm und darin festhielt, und in einem noch anderen Falle war es die majestätische Naturgewalt des Blitzes, der mit dem Krachen des Donners zugleich in das Obdach einbrach, was den Traum der Be-

wußtlosigkeit verscheuchte. Nicht aber nur die laute Stimme der Naturschrecknisse pflegt in dem Geiste des Menschen das Leben der Erinnerung zu wecken, sondern dieses geschieht auch bei vielen Menschenseelen durch ein stilleres, darum aber nicht minder mächtiges Anregen, welches nicht sowohl als Staunen, denn als Bewunderung betrachtet werden muß. Eine Mutter trägt mit jenem Muthe, den die Liebe gibt, ihr Kind bei einem feindlichen Ueberfalle des Wohnortes, mitten durch das Getümmel und die drohenden Gefahren hinaus in's Freie und das Gefühl der anschmiegenden Liebe an die Mutter blieb als früheste Erinnerung dem ganzen späteren Leben (nach einem von Moritz erzählten Falle). Aber das Gebiet der Erscheinungen und der Handlungen der Menschen, der Thaten ihrer Liebe oder ihrer Kraft, daraus der erste zündende Funke in die Seele eines Kindes kommt, ist zu groß, wir geben hier nur das, was die eigene Erfahrung bezeugt.

Das früheste Gedankenbild, das mir aus der Zeit meiner ersten Kindheit in der Erinnerung geblieben ist, war das Bild eines alten Mannes. Es war eine stumme Erscheinung, denn der Mann sprach nicht mit mir, sondern mit einem Anderen, den ich nicht sah, und ich hörte auch die Worte nicht, die er sprach. Dennoch ging mir der Anblick des Alten so tief zu Herzen, daß mir der Eindruck davon noch jetzt, nach 72 Jahren, lebendig geblieben ist, obgleich ich zu der Zeit, als ich ihn empfing, so viel ich das zu berechnen vermag, nur wenig über zwei Jahre alt war.

Der Mann, welchen ich damals mit einem Gefühle betrachtete, das allerdings dem der Bewunderung gleichen mochte, war mein Großvater mütterlicher Seite: der alte Pfarrer Gotthilf Werner. Ich hatte ihn gewiß vorher

schon oft, ja fast täglich gesehen, und war wohl manchmal auf seinen Armen und seinem Schooße gesessen; habe ihn auch nachher, bis zu seinen letzten letzten Tagen, und selbst noch im Sarge gesehen und dennoch kann ich mich nur jenes einen Males ganz deutlich erinnern, wo ich so aufmerksam ihn anblickte und ihn das thun sah, was er eben that?

Und was that der Greis, das mir gerade in jenem Augenblicke so eindrücklich wurde? Ich wußte und verstand dieses damals nicht, aber das Bild seines Erscheinens steht noch jetzt vor mir. Ich verstand später und weiß es jetzt, was er that: er betete stille und in so kindlich dringender Andacht, daß selbst die Seele des unmündigen Kindes von einem Mitgefühle und von der Ahndung ergriffen ward, daß hier Etwas geschehe, welches von höherer Art sei als die liebkosenden Worte und Thaten, womit die beiden alten Großeltern ihren jüngsten Enkel, so oft er zu ihnen kam, empfingen und erfreuten.

Der Anblick eines andächtig Betenden konnte mir nicht ungewohnt sein. Meine frommen Eltern und meine Schwestern beteten täglich vor meinen Augen und thaten dieses mit Innigkeit und Ernst. Es konnte nicht in der Neuheit, auch nicht in der Kraft des äußeren Eindruckes allein liegen, es mußte diesem aus der Seele des Kindes eine andere Kraft entgegenkommen, damit derselbe zu einem festen Punkte werde, an welchem die Erinnerung den ersten Faden ihres künftigen Gewebes anlegte. Von dieser inneren Welt unseres Seins und Lebens gilt aber dasselbe, was wir von der äußeren Welt der Sinne sagen können: ihr Bestehen und ihre Erhaltung sind das Werk einer fortwährenden Schöpfung. Wie unser Leib nach seinem beschränkten Maaße ein Gleichniß der äußeren Sichtbar-

keit, so ist der denkende Geist in uns nach seinem Maaße ein Gleichniß des Schöpfers. Nach dieser seiner abbildlichen Macht erschafft der uns innewohnende Geist die Gedankenbilder der Erinnerungen und diese seine Schöpfermacht gibt sich nicht minder in der Erhaltung unserer Erinnerungen kund. Ein Beispiel, das wir nächsten Kapitel betrachten wollen, mag uns vielleicht dieses scheinbar doppelte und dennoch einfache Verhalten des Geistes zum Erschaffen und Erhalten der Gedankenbilder deutlicher machen. Vorläufig fügen wir hier, dem Inhalte dieses Kapitels, das von der Erweckung des Menschengeistes zu der schöpferischen That seiner Erinnerungen handelt, ein scheinbar nur zur Seite liegendes Ereigniß bei, aus welchem erkannt wird, wie in dem Geiste überhaupt, namentlich aber in dem denkenden Geiste des einen Menschen, die Macht liege, selbst durch die stille, verborgene That ihres Denkens in einem anderen Menschengeiste die gleiche That des Denkens zu wecken.

Der Engländer Rich, gewesener Resident zu Bagdad, theilt in dem Bericht über seinen Aufenthalt in Kurdistan*) (Bd. I S. 144) eine Begebenheit mit, die er aus dem Munde des redlichen Pascha Mahmud von Suleimanie, mit welchem sie sich zugetragen, selber vernahm.

Ich war, so erzählte der Pascha seinem Freunde, als Geisel zu Kermanschah in Persien, als mein Vater durch Umstände genöthigt wurde, das ihm aufgenöthigte Bündniß mit den Persern zu verlassen und sich wieder zu den Türken zu halten. Mein Leben war demnach verwirkt, und der Vizekönig ließ mich holen, um mich zu tödten. Es war Nacht. Ich wurde vor ihn geführt, die Arme auf

*) Narrative of a Residence in Koordistan u. f. Lond. 1836.

den Rücken gebunden. Der Prinz saß in seiner Halle; Kerzen brannten in der Mitte; der Scharfrichter stand da, gerüstet, sein Amt an mir zu vollstrecken. Es war ein erschreckender Anblick (möge Gott dich davor bewahren) und ich gestehe, mein Muth war dahin. Doch blieb mir in der Todesangst so viel Besinnung, daß ich den Namen Gottes anrufen konnte; und, gepriesen sei sein Name, alsbald wurde er mir offenbart. Ich fühlte eine Gewalt an meinem Herzen, als würden ihm folgende Worte eingeprägt: Bin ich nicht der, welcher dich aus dem Leibe deiner Mutter gebracht, und in allen Gefahren, bis auf diese Stunde behütet hat? Konnte ich dich nicht in jedem Augenblicke hinwegnehmen? Warum fürchtest du dich also jetzt? Vermag dieser Mann dir ein Leid zu thun, wenn ich nicht will? In diesem Augenblicke fühlte ich mich beruhigt, mein Herz empfing Kraft und ich stand vor dem Prinzen furchtlos und unerschrocken. Gelobt sei Gott! anstatt mich tödten zu lassen, wie er fest entschlossen gewesen war, sandte mich der Prinz in das Gefängniß zurück und mir widerfuhr kein Leides.

War diese stille Einwirkung des einen Menschengeistes auf den anderen nicht ganz jener gleich, welche der gewesene dänische Resident und Missionär auf den Nikobar-Inseln, Johann Gottfried Hänsel in dem 8. seiner Briefe an Latrobe aus eigener Erfahrung beschreibt? Es war hier nicht ein einzelner Scharfrichter, es war eine ganze Schaar von malayischen Raubmördern, die mit ihren Mordgewehren dem Manne, der für seines Königes Eigenthum sein Recht behauptete, den augenblicklichen Tod droheten. Er stand hülflos unter ihnen da, hatte gar keine äußere Waffe, wohl aber die innere des denkenden Geistes, deren sich selbst der Pascha von Suleïmanie gegen

den persischen Gewalthaber mit Glück bediente. Schon drangen die Mörder mit ihren Spießen auf ihn ein, jeder wollte der erste sein die vergiftete Spitze ihm in den Leib zu stoßen, da auf einmal ergreift sie eine andere Regung; die vordersten treten von dem Manne, der so muthig und getrost vor ihnen steht, zurück, die anderen folgen, einer nach dem anderen weicht aus dem Zimmer hinaus. Ihr Führer: der malayische Nacata, erzählte zu Tricut: Der dänische Resident zu Nancauvery sei ein großer, mächtiger Zaubermeister; er habe durch Zauberkraft ihre Hände gebunden und sie hätten ihm nichts thun können.

Dies ist die stille Macht des einen Menschengeistes auf den anderen; eine Macht, welche jedoch der Mensch nicht in sich selber findet, sondern wie die Lunge ihren Athem aus dem allgemeinen Athem der Luft, aus einem höheren Quell aller geistigen Belebung empfangen muß.

Was der bloße Anblick eines andächtig Betenden zu wirken und zu wecken vermöge, das hat der Erzähler nicht allein in seiner unmündigen Kindheit, sondern auch in einer späteren Zeit seines Lebens mehrmals erfahren. Wir nehmen aber hier den vorhin abgebrochenen Faden unserer Betrachtung von neuem auf.

10. Ein Panorama der Erinnerungen.

Die merkwürdige Erfahrung, welche ich hier mittheilen will, ist keine eigene, mir selber zugehörige, sondern eine fremde. Der Mann aber, welcher sie machte, ist nicht nur den Seeleuten, sondern auch den Freunden der Naturkunde und Erdbeschreibung rühmlichst wohlbekannt: es ist der englische Admiral F. Beaufort, der sie in dem nach-

stehenden Briefe an seinen Freund, den berühmten Dr. William Hyde Wollaston beschreibt*).

Mein lieber Doktor! Die folgende Erzählung der Umstände meines Unfalles ist nach Ihrem Wunsche aufgezeichnet worden. Diese sind mir nicht so merkwürdig vorgekommen, als sie Ihnen zu sein scheinen, weil ich von zwei oder drei Personen, welche, wie ich, aus einer ähnlichen Gefahr errettet wurden, eine Schilderung ihrer Gefühle gehört habe, die so genau den meinigen ähnlich waren, als es bei der Verschiedenheit der körperlichen und geistigen Anlagen möglich war.

Vor vielen Jahren, als ich noch Cadet auf einem königlichen Schiffe in Portsmouth war, fuhr ich einst in einem sehr kleinen Boote herum und suchte dann dasselbe an der Seite des Schiffes an einen der Luckenringe zu befestigen. In thörichter Hast trat ich auf den Sahlbord des Bootes, welches natürlich umschlug; ich fiel in das Wasser, und da ich nicht schwimmen konnte, waren alle meine Versuche, das Boot oder die herantreibenden Ruder zu ergreifen, vergeblich. Der Unfall war von der Schildwache am Aussteig nicht bemerkt worden und daher machte erst, als die Fluth mich ziemlich weit hinter das Schiff getrieben hatte, ein Matrose, der vom Vormars herab mich im Wasser arbeiten sah, Lärmen. Der erste Lieutenant sprang sogleich muthvoll über Bord; der Zimmermann folgte seinem Beispiele und der Stückmeister eilte in ein Boot und ruderte ihnen nach.

Bei der heftigen aber vergeblichen Anstrengung, um Hülfe zu rufen, hatte ich viel Wasser verschluckt; ich wurde

*) London and Paris Observer, N. 1228, Nov. 5 1848.

bald erschöpft, und ehe noch Hülfe kam, war ich versunken — alle Hoffnung war verschwunden, alles Ringen hörte auf, ich fühlte, daß ich ertrinke. Diese Umstände kamen theils mir, nach meiner Rettung und Herstellung in's Gedächtniß, theils wurden sie von denen bemerkt, welche mir zusahen; denn während eines solchen Kampfes ist ein Mensch zu sehr bemüht, nach jedem vorbeischwimmenden Strohhalme zu haschen, oder zu sehr versunken in abwechselnde Verzweiflung und Hoffnung, als daß er mit einiger Klarheit die Aufeinanderfolge der Begebenheiten bemerken könnte. Nicht so verhält es sich mit dem, was sogleich folgte: mein Sinn hatte dann jene plötzliche Umwandlung erfahren, welche Ihnen so merkwürdig erschien und deren gesammte Umstände noch jetzt so lebendig frisch in meinem Gedächtnisse sind, als ob sie erst gestern mich betroffen hätten.

Von dem Augenblicke an, da die Anstrengung aufgehört hatte, in Folge von wahrscheinlich vollständiger Erstickung, überwand ein ruhiges Gefühl der vollkommensten Gelassenheit die früheren, stürmischen Empfindungen; man mag es Gleichmuth heißen, aber gewiß nicht Ergebung, denn das Ertrinken erschien mir nicht länger als ein Unglück; ich dachte nicht mehr an Errettung, noch fühlte ich körperliche Schmerzen. Im Gegentheile waren meine Empfindungen eher von angenehmer Art: ähnlich jenem Gefühle von Mattigkeit und Befriedigung vor dem Einschlafen nach großer Arbeit. Die Sinne waren auf diese Weise getödtet, aber nicht der Geist, dessen Thätigkeit vielmehr in unbeschreiblicher Weise erhöht schien, denn ein Gedanke erstand nach dem anderen, in so schneller Folge, daß, wer nicht selber in einer ähnlichen Lage sich befunden hat, sich wahrscheinlich gar keine Vorstellung davon machen kann. Die Reihe dieser Gedanken kann ich auch jetzt noch ver-

folgen — der Unfall, der mich eben betroffen — die Ungeschicklichkeit, welche ihn veranlaßte, die Unruhe, welche er bewirkte (denn ich hatte zwei Menschen vom Bord springen sehen), der Eindruck, den er auf meinen Vater machen, die Weise, in welcher dieser die Nachricht den übrigen Familiengliedern mittheilen werde und tausend andere Umstände, innig verknüpft mit meiner Heimath, waren die erste Reihe der in mir aufsteigenden Betrachtungen. Sie nahmen dann einen weiteren Lauf: unsere letzte Kreuzfahrt, eine frühere Reise und ein Schiffbruch; die Schule, die Fortschritte, die ich in ihr gemacht und die Zeit, die ich verschwendet hatte; meine knabenhaften Streiche und Erlebnisse. So schien jede Begebenheit meines Lebens in umgekehrter Ordnung ihrer Zeitfolge über mein Erinnerungsvermögen zu streichen, jedoch nicht in bloßen Umrissen, wie ich sie hier aufzeichnete, sondern als Gemälde, ergänzt von geringfügigen und mittelbaren Einzelheiten; kurz, die ganze Zeit meines Lebens schien vor mir gestellt zu sein in eine Art von Panorama-Ueberblick, und jeder Akt desselben schien begleitet von einem Bewußtsein von Recht oder Unrecht oder von einer Betrachtung über seine Ursache und Wirkung. In der That, viele unbedeutende Vorfälle, welche ich längst vergessen hatte, drängten sich meiner Vorstellung so lebhaft wieder auf als wären sie kürzlich erlebte.

Mag nicht dies alles eine Andeutung sein von einer beinahe unendlichen Stärke des Gedächtnisses, aus welcher wir in einer anderen Welt erwachen werden und gezwungen sein, unser vollendetes Leben zu betrachten? Oder möchte es nicht in gewissem Grade zu dem Schlusse berechtigen, daß der Tod nur eine Veränderung oder ein Wechsel unseres Daseins sei, worin weder Stillstand noch

Unterbrechung stattfindet? Mag dieses sein wie es wolle, ein Umstand war in jedem Falle höchst merkwürdig, nämlich der, daß die unzähligen Ideen, welche in mir aufstiegen, alle rückblickend waren. Und doch war ich in der Furcht Gottes aufgewachsen, meine Hoffnungen und Befürchtungen von der anderen Welt hatten nichts von ihrer früheren Stärke verloren, und zu jeder anderen Zeit würde mir die bloße Möglichkeit, daß ich an der Schwelle der Ewigkeit angekommen sei, eine furchtbare Bangigkeit verursacht haben; in diesem unerklärlichen Augenblicke aber, als ich die vollste Ueberzeugung hatte, daß ich diese Schwelle bereits überschritten, wanderte nicht ein einziger Gedanke in die Zukunft; ich war ganz vertieft in die Vergangenheit.

Die Länge der Zeit, welche die so eben beschriebene Fluth der Gedanken einnahm, oder vielmehr die Kürze der Zeit, in welche sie zusammengedrängt waren, kann ich nicht mehr mit Bestimmtheit angeben; aber sicherlich konnten nicht zwei Minuten verstrichen sein von dem Augenblicke der Erstickung bis zu dem meiner Errettung aus dem Wasser.

Die Gewalt der Fluth machte es rathsam, das Boot an ein anderes Schiff zu bringen, wo ich die gewöhnliche rohe Behandlungsweise, das Wasser durch Stellen auf den Kopf auszuleeren, dann Aderlassen, Reibungen und selbst Einflößen von Branntwein erfuhr; aber ich war wirklich eine so kurze Zeit versunken gewesen, daß nach der Erzählung der Augenzeugen meine Wiederbelebung sehr schnell eintrat.

Meine Gefühle, während das Leben zurückkehrte, waren in jeder Hinsicht ganz das Gegentheil von denen, die ich oben beschrieben habe. Ein einziger, aber verwirrter Gedanke, ein jämmerlicher Wahn, daß ich im Begriffe

sei zu ertrinken, erfüllte jetzt meinen Geist, statt der Menge klarer und bestimmter Gedankenbilder, welche soeben noch in Sturmeseile ihn bewegt hatten; eine hülflose Bangigkeit, wie von einem langanhaltenden Alpdrücken, schien auf jedem meiner Sinne zu lasten und das Entstehen irgend eines bestimmten Gedankens zu verhindern, und nur mit Schwierigkeit kam ich zu der Ueberzeugung, daß ich noch wirklich am Leben sei. Und noch mehr: statt ganz frei zu sein von körperlichen Schmerzen, wie in dem Augenblicke des Ertrinkens, peinigten mich nun diese in allen meinen Gliedern. Ja ich kann sagen, daß meine damaligen Leiden, namentlich durch mitleidenschaftliche Ausbreitung über alle Theile meines Leibes, viel größer waren als bei jenen späteren Vorfällen, wo ich an verschiedenen Stellen Verwundungen erlitt und mich schweren chirurgischen Operationen unterziehen mußte. Das eine Mal, wo ich einen Schuß in die Lunge bekommen hatte und mitten in der Nacht, auch noch aus anderen Wunden blutend, mehrere Stunden lang auf dem Verdecke gelegen war, fiel ich endlich in eine Ohnmacht. Da ich damals fest überzeugt war, daß eine Wunde in der Lunge tödtlich sei, mag es als das Natürlichste erscheinen, daß mir das übermannende Gefühl einer Ohnmacht als das Eintreten des Todes vorkommen mußte. Dennoch ging nichts in mir vor, was nur im Geringsten jenen Gefühlen beim Ertrunkensein ähnlich war, und als ich aus der Ohnmacht erwachte, hatte ich sogleich wieder eine klare Vorstellung von meiner Lage."

Wir wollen hier vor der Hand von all' den zuletzt erwähnten Unterschieden zwischen dem Zustande einer vollkommneren Entbundenheit der Seele von ihrem Leibe, welche bei dem Ertrunkensein stattfand, und den Fällen

einer unvollkommneren Auflösung dieser Verbindung absehen und nur bei dem verweilen, was uns etwa in Beaufort's höchst beachtenswerthem Berichte über den Grund und das Wesen unserer Erinnerungen einige Aufschlüsse geben könnte. Um so mehr, da seine Erfahrung, wie er selber im Eingange seines Briefes sagt, keineswegs allein steht, sondern durch mehrere ihr ähnliche bestätigt wird, wie man unter Anderem die deutschen Leser hierbei an den merkwürdigen Traum des Freiherrn Siegmund von Seckendorf erinnern darf, welcher in Moritz' Magazin für Erfahrungsseelenkunde Bd. V. St. 1 S. 55 mitgetheilt ist. Allerdings waren die äußeren Umstände, unter denen dem Admiral Beaufort das große Panorama aller Erinnerungen aus einem vergangenen Leben sich aufthat, von jenen sehr verschieden, unter denen dem Freiherrn von Seckendorf etwas Aehnliches geschah, denn der Admiral befand sich schon am Augenblicke des Sterbens; Seckendorf war verhältnißmäßig noch ein Gesunder und seine innere Vision kam ihm mitten im ruhigen Schlafe der Nacht als ein Traum. Dennoch ist auch bei ihm nicht zu übersehen, daß ihm in der Nacht, wo dieser Traum ihm träumte, sein Lebensende schon näher war als er es dachte, denn er starb wenige Monate nachher.

Ihm wurde, so erzählt der glaubwürdige Mann es selber, in seinem Traumgesichte die Wahl gelassen, ob er ein Bild seiner Vergangenheit oder seiner Zukunft sehen wolle? Er wählte das erstere und in einem Augenblicke sah er, wie in einem Spiegel, die Scenen seines vergangenen Lebens, deren er sich im Wachen kaum mehr bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebendigkeit vor sich, als ob sie ein soeben Geschehenes wären. Er sah sich selber als ein Kind von drei Jahren unter allen Umständen seiner Er-

ziehung. Jede Begebenheit seiner Schulzeit, in dem Verhältnisse mit seinen Erziehern, jedes Ereigniß seiner Jugendjahre mit seiner Lichtseite wie mit seinem trüben Schatten, trat, als sei es gegenwärtig, lebhaft vor seine Augen. Das Bild einer fernwohnenden Geliebten, die wie eine Scheidende ihm die nahe Trennung verkündete, regte seine Gefühle so mächtig auf, daß er aus seinem Traume erwachte.

Dieser aber, sein Traum, schied noch nicht von ihm. Er war von Neuem eingeschlafen und in diesem kurzen Schlafe wurden die Gestalten aller der Menschen, die er gekannt hatte und die mit der That seines Lebens in einige Beziehung gekommen waren, an ihm vorübergeführt. Es waren dieses Lebende sowie Verstorbene. Die Lebenden in der alltäglichen Form ihres Auftretens und Erscheinens waren dennoch, selbst was ihren inneren Zustand betraf, unterscheidbar, denn die wahrhaft Beglückteren unter ihnen blickten ihn, gleichwie vor ihm stehend, mit dem Ausdrucke eines inneren Friedens und der Freude an, die, aus deren Leben der Frieden gewichen war, eilten, ohne ihn anzublicken, die Augen mit der Hand bedeckend, vorüber.

Ein anderes Bild als von den lebenden Bekannten gab ihm das Panorama der Erinnerungen von den Verstorbenen. Bei allen, in dem Gewande der äußeren Form ein sich gleich bleibendes, in dem Eindrucke aber, den es machte, ein sehr verschiedenes. Friedlich bei den einen, schmerzlich tief aufregend bei den anderen. So oft der Träumer von dieser Partie seiner Vision redete, brach er plötzlich ab, so wie er überhaupt den ganzen Traum selten ohne tiefe Rührung, die sich zuweilen selbst durch Thränen verrieth, den Freunden erzählen konnte. Er war noch einmal erwacht, hatte noch einmal alles Gesehene in die

Erinnerung des wachen Bewußtseins aufgenommen, da verhallte ihm bei nochmaligem Einschlafen der ganze Inhalt seines Nachtgesichtes, gleichwie in den Worten und Tönen eines Liedes, das man von einem Hinweggehenden noch aus der Ferne vernimmt. Der Träumer erhob sich jetzt (es war am Morgen um 3 Uhr) von seinem Lager, ließ sich ein Licht bringen, schrieb den Inhalt seines Traumes zugleich mit dem Liede auf, in welchem derselbe verklungen war, und wie in Beaufort's Vision, war auch ihm der Ueberblick über die Ereignisse und die Genossen seiner Vergangenheit nicht im Verlaufe vieler Stunden, sondern, wenn man die längeren Zwischenzeiten des Wachens zwischen dem einen Akt des Traumes und dem anderen beachtete, in einer Kürze der Zeit geschehen, welche sich nach der Bewegung unserer Uhren kaum abmessen läßt.

Es sind dieses die Bücher der Thaten und Führungen unseres Lebens, welche einst, wenn die Seele auf immer aus den Leibe schied, sich vor ihr, in der ganzen Bedeutung ihrer Schriftzüge, aufthun werden, und in welche ihr zuweilen, selbst noch während des Leibeslebens, wenn auch nur in seltenen Fällen, ein deutlicher Blick gestattet ist.

Wo liegt nun wohl die Tafel verborgen, auf welcher die Gedankenbilder der Erinnerungen nach der Ordnung, in welcher sie auf und neben einander erzeugt wurden, aufgetragen standen? So scharf in ihrem Umriß, so frisch an Farben, als seien sie erst von gestern her?

Ohnfehlbar, so antwortet der Materialismus, im Leibe und im Gehirne. Denn wie könnte sonst ein Nervenfieber den ganzen im Gedächtnisse gesammelten Vorrath der Erkenntnißstoffe so hinwegnehmen, daß er allmählig erst wieder erworben werden muß; wie vermöchte eine Verletzung des Gehirnes, eine Ueberfüllung desselben mit Blute, ja das

Austreten nur einiger Tropfen Blutes in sein Inneres dem Besinnen auf lange Zeit, ja für immer, ein Ende zu machen?

Wo waren aber all' die Worte, welche das Gedächtniß, die Bilder, welche die Phantasie aufgenommen hatte, wo war die Fertigkeit der Finger zum Harfenspiel hingerathen, welche jener Student in Göttingen im Nervenfieber verloren hatte, und wo kamen sie ihm nach seiner Genesung wieder her? Brachten sie etwa die Braunschweiger Wurst und Mumme, die er jetzt allmählig in etwas größeren Gaben genießen durfte, wieder mit sich herein ins Gehirn, das ja während der langen Dauer der Krankheit und der Wiedergenesungszeit durch den beständigen Wechsel der Auflösung und Wiedererzeugung seines halbgeronnenen Eiweißstoffes, Phosphors und Schwefels zum Theil ein ganz anderes und neues geworden war? Und weist uns nicht die Erfahrung der Aerzte Fälle auf, in denen nach Verletzung des Gehirnes die Kraft des Gedächtnisses und das lebendige Bewegen der Gedankenbilder vielmehr gesteigert als vermindert wurde?

Im höheren Alter, so sagt der Materialismus, wenn das vorhin weichere, bildsamere Gehirn wieder beweglich wird, entschwinden die Gedankenbilder; das Gedächtniß wird schwächer und ohnmächtiger; wie der ankommende Winter das Laub der Bäume und das Grün der Wiesen hinwegnimmt, wie das Heer der Schmetterlinge und Wespen im Frost erstirbt, so endet beim Erstarren des Todes das Spiel der leiblichen Lebenskräfte mit den Bildern der Erinnerung, mit den Nachklängen des Gedächtnisses. Diese alle hafteten am irdischen Elemente des Leibes, sie verfliegen mit ihm in den Staub.

Lehrt denn aber nicht die Beobachtung an Sterbe-

betten und an gedächtnißschwachen Greisen in vielen Fällen etwas ganz Anderes, Entgegengesetztes? Woher kam jenem hochbetagten Greise, dem mehr denn achtzigjährigen Colonisten in Amerika, als er dort auf einem Baumstamme saß, der am Boden lag, die plötzliche, lebhafte Erinnerung an eine Predigt, die er vor fast siebenzig Jahren in England, noch vor seinem Eintritte in den Seedienst, gehört hatte? Nicht nur die Worte, die damals der Prediger sprach, sondern auch das, was während der Predigt geschah, stand so frisch, als hörte, als sähe er Alles mit leiblichen Augen vor seiner Seele. Der alte Mann hatte die vielen Jahre her, seitdem ihm dies in England geschehen, kaum noch im Traume daran gedacht, denn während seines langen Matrosenlebens, während der Jahre der Mühe, in denen er bei Tag wie bei Nacht auf nichts Anderes gesonnen, für nichts Anderes gelebt und gearbeitet hatte, als für die Urbarmachung und allmählige Verbesserung seines angekauften Stück Landes, den Bau des Hauses, die Einrichtung des Hauswesens, konnte der Gedanke an einen zufälligen vormaligen Kirchenbesuch bei den Methodisten nicht aufkommen. Das Alles schien längst vergessen und vom Winde hinweggeweht. Und woher kam es jetzt wieder? Sollte es so lange, wer weiß in welchem Winkel des Gehirnes gesessen sein? unverwischt und unversehrt, etwa wie der Hasenschrott, der einem Bauer durch einen unvorsichtigen Schuß des Jägers, ohne ihn zu tödten, ins Gehirn gefahren war und in der Harthaut desselben viele Jahre, ohne merkliche Beschwerde zu machen, sitzen geblieben war bis zum späteren Ende des Mannes.

Wird nicht das Gleiche öfters bei Sterbenden gefunden, wenn die Erinnerung an eine längst begangene That des Lebens, an welche der Mensch seit vielen Jahren nicht

mehr gedacht hatte, in so flammender Helle aus dem Dunkel hervorbricht, daß sie alles Sinnen und Denken auf sich hinzieht? Es war keine angenehme Erinnerung, welche etwa die Seele des Kranken zur Erheiterung auf dem Siech= und Sterbebette sich aufsuchte, sie drang sich ihr ungesucht und als eine sehr unwillkommene Erscheinung auf. Was will sie doch da bei dem hinsterbenden Leibe, wenn dieser schon nach wenig Tagen zum aufgährenden und bald sich zerstreuenden Staube wird. Was geht diesen der Gedanke der Ewigkeit an, wenn sein Leben auf Erden nur eine aufsteigende Seifenblase war, die vor wenig Augenblicken vom Einhauche der Luft entstanden, in der Luft wieder zerspringt? Und doch spricht die zudringliche Erinnerung mit ihm von einem Sein der Ewigkeit, das seinem Wesen so fern steht als dem Steine in der Garten=mauer das leichte Schweben des Schmetterlinges von einer Blume des Gartens zur anderen.

Wir wollen die Aufgabe etwas anders fassen. Es kann nicht das leibliche Element, nicht die Masse des Ge=hirnes sein, darin die Gedankenbilder der Erinnerung ihr Bleiben haben, denn jenes Element, in beständiger Zer=setzung und neuer Entstehung begriffen, ist veränderlich und vergänglich, die Erinnerungen aber sind unveränderlich und fortbestehend. Sie können nur in einem Feststehenden und Bleibenden ihre Fortdauer finden. Dieses Fortbe=stehende in uns ist der sich selber und seine Welt er=kennende (selbstbewußte) Geist, das Ich in uns, welches fühlt und weiß, daß es, so weit seine Erinnerungen zurück=reichen, in allen Veränderungen und Entwicklungsstufen dasselbe geblieben ist.

Das Werk des Geistes, aus dem die innere Welt der Erinnerungen und Gedanken hervorgeht, hat schon ein

Abbild in jenem Werke der thierisch lebenden Seele, durch welches der Leib mit allen seinen Theilen gebildet und erhalten wird. Daß auch dieser, der Leib, in den allgemeinen so wie besonderen Zügen seiner Gestaltung und Form sich so nahe gleich bleibt, daß wir im Greise noch die Aehnlichkeit mit dem Bilde seiner Jugend erkennen, das kommt aus dem Walten der Seele, welche nach ihrem Maaße ein Abbild des Schöpfers in der Mitte seiner Schöpfung, jeder Zelle, jeder Faser, jedem lebenden, flüssigen, wie festen Theilchen ihres Leibes das Vermögen gibt, den Samen ihres eigenen Wesens in sich zu tragen, mit dem von außen kommenden Nahrungsstoffe ein Bild zu zeugen, das ihm selber ähnlich ist. Wie aus dem Samen einer Pflanze immer wieder ein Gewächs der gleichen Form und Art, so geht dann auch aus der veralteten, sich auflösenden Faser des Muskels oder Gehirnmarkes eine andere der gleichen Art hervor, und auf der größeren oder geringeren Zeugungsfähigkeit und Fruchtbarkeit der lebenden Theilchen kommt Wachsthum und Abnahme.

Unser Leib in der großen Mannichfaltigkeit der Form und Wirksamkeit seiner Theile ist nach seinem Maaße ein Gleichniß der geschaffenen Sinnenwelt, wie die Seele ein Abbild des Schöpfers dieser Sichtbarkeit. Diese aber, die Welt des Erscheinenden, ist aus einer Welt des Nichterscheinenden, das leibliche Werden aus einem allbedenkenden Geistigen hervorgegangen und hat fortwährend in diesem ihren Grund und Ausgang. Ein Gleichniß dieser Welt der Urbilder und des in ihm waltenden, allbedenkenden Geistes liegt in der Seele des Menschen und in dem in ihr waltenden, erkennenden Geiste.

Es sei erlaubt, aus einer niederen Region der sinnlichen Anschauungen einen Vergleich für das zu entnehmen,

was hoch über der Sinnenwelt steht. Nach der gewöhnlichen Einrichtung eines Daguerrotypes findet sich in dem inneren, dunklen Behältniß desselben ein Spiegel, welcher das von außen hereinfallende Licht durch die Sammellinse auf die zur Aufnahme des Schattenrisses der Außenwelt zubereitete Grundlage zurückstrahlt. Das Licht im Spiegel, welches das innere Abbild der Außenwelt zu seiner bleibenden Gestaltung bringt, wäre nicht da, wenn es nicht durch das allgemeine Licht von außen geweckt und gegeben würde. In der Geschichte des Entstehens der inneren Welt unserer Gedankenbilder und Gedanken gleicht der Geist dem Spiegel eines Daguerrotyps. Er selber, obgleich in ihm nach seinem Maaße der Abglanz der göttlichen Schöpferkraft sich spiegelt, kann seine innere Welt sich nicht erzeugen, sie muß in ihm durch jene höhere Kraft erschaffen und zur fruchtbaren Fortzeugung geweckt werden. Die äußere Welt der geschaffenen Dinge ist eine fortwährende That des Schöpfers, sie ist es, welche durch die wahrnehmenden Sinne des Leibes auf die Seele und ihren erkennenden Geist einwirkt und diesen zu der gleichen That seiner Schöpfungen anregt. Auch in den Gedankenbildern wie in den lebenden Dingen der Außenwelt liegt das Vermögen einer fruchtbaren Fortzeugung, deren Samenkörner, wie bei jenem alten amerikanischen Colonisten, oft sehr lange verborgen liegen können, ohne neu hervorzuwachsen. Dennoch bleibt ihnen, wie den Körnern der Waizenähre, die man in der Hand einer ägyptischen Mumie fand, die Keimkraft. Die Welt seiner Erinnerungen bleibt dem Geiste im diesseitigen Leben, folgt ihm in das jenseitige. Aber wohl uns, daß dieser inneren Welt die gleiche Verheißung gilt, als der sichtbaren Natur der Erde. Das, was diese Natur war, als sie aus der Hand des Schöpfers hervorging, ist sie nicht

geblieben, ihre anfängliche Harmonie ist gestört worden; ein Anderes ist gekommen, als das ursprüngliche Erste war; nach dem anfänglichen Frieden ein Krieg der feindseligen Kräfte. Aber diese Außenwelt wird einst wieder erneut werden zu dem, was sie gewesen ist und sein sollte, das, was schadete und verderbete, wird hinweggenommen sein. So wird auch in dem Geiste des Menschen, wenn er aus dem Dunkel des Fleischeslebens zu seinem natürlichen Elemente des Lichtes hindurchdrang, die Welt seiner Erinnerungen eine neue werden, aus welcher das entstellende Dunkel und seine tausendfachen, täuschenden Schatten hinweggenommen sind, und nur das bleibt, das im Lichte als wahr besteht.

Wir wollen noch einmal, im 15. Kap., zu der Betrachtung der inneren Welt der Erinnerungen zurückkehren, und dort näher erwägen, welchen Antheil Seele und Fleisch an diesen Schöpfungen des Geistes haben.

Man möge es dem alten Wanderer durch das Gebiet der Erinnerungen aus seinem eigenen Leben zu Gute halten, wenn er hier etwas länger bei der Betrachtung dessen verweilte, was die Erinnerung ist? Der Titel seines Buches deutet nicht nur auf einen Bericht über den Erwerb aus einer vergangenen, sondern auch über die Erwartungen von einem künftigen Leben des Jenseits hin; vielleicht daß selbst der Faden, den wir hier vorläufig anknüpften, uns der Lösung der letzteren Aufgabe etwas näher führen könnte.

11. Die Macht und Bedeutung der Sprache.

Man kann sich kaum in die Freude hineindenken, welche die taub und blind geborne Laura Bridgmann empfand, als ihr auf einmal deutlich wurde: daß die halb-

erhabenen Buchstaben, die sie auf dem Bleche, das neben einem Schlüssel lag, schon öfters, mit dem Schlüssel zugleich, betastet hatte, die Zeichen eines Gedanken, eines Wortes (clef) seien, welche nicht bloß den Schlüssel, der beim Bleche war, sondern überhaupt jeden Schlüssel bedeuteten, er sei groß oder klein, er gehöre zum Aufschließen einer Thüre oder eines Tischkastens, sei von Eisen oder von Silber. Derselbe Fund ihres denkenden Geistes führte eine unbegränzte Menge anderer, ähnlicher Funde herbei, denn sie begriff nun leicht, daß die fünf Buchstabenzeichen des englischen Wortes bread (Brot), nicht nur Weizen-, sondern auch Roggenbrot bedeuteten und im raschesten Verlaufe der Entwickelung ihres Erkennens ward ihr jetzt die fühlbare (für uns sichtbare) Schriftsprache der Worte eben so verständlich als die Sprache der Finger, welche ihr die Stelle der hörbaren Sprache der Zunge vertrat.

Allerdings kann bis zu einem gewissen Maaße auch im Thiere eine Ahnung erwachen von dem geistigen Sinne der Menschensprache, wie dieses das Beispiel jenes Papageyen bezeugt, welcher nicht nur den Namen des Haushundes seines Herrn sprechen lernte und ihn aussprach, wenn er den Hund sahe, sondern auch denselben Namen: „Koko" ausrief, wenn ihm ein anderer Hund, es mochte ein Pudel, ein Dachs- oder Jagdhund sein, zu Gesichte kam. Aber seinem Wesen nach ist das Wort der Sprache nicht ein Werk und Erzeugniß der thierischen oder menschlich thierischen Seele, sondern des denkenden Geistes: ein Werk der Vernunft.

Wenn auch vielfältig andere Eigenschaften den Menschen vom Thiere unterscheiden, wenn nur der Mensch vor allen ihm zunächst stehenden Thieren durch naturgemäß aufrechte Stellung und Gang, durch das Vermögen zu lachen und a. m. sich auszeichnet, so erscheint dennoch

zuletzt nur ein Vorzug unserer Natur vor der thierischen als der wesentlichste und bleibendste: das ist die Vernunft. Wie die Lunge in unserer Brust keine lebende Lunge, das Herz kein lebendes Herz wäre, wenn jene nicht den Athem, dieses das Blut einnähme und ausgäbe, so bestände auch kein Sein und Leben des Geistes in uns ohne das Denken. Die wesentliche That des Denkens ist aber das Wort der Sprache. Der Mensch ist vor allen anderen Creaturen seiner irdischen Sichtbarkeit nicht bloß zu einer lebenden, sondern zu einer sprechenden Seele geschaffen worden, weil in ihm der Geist des Wortes wohnt. Denn die Tonsprache der Thiere ist nur ein Ausdruck der sinnlichen Empfindungen und Gefühle, die Wortsprache ein Ausdruck der übersinnlichen Gedanken.

Wie beim Sehen das innere Licht des Auges nur durch ein äußeres Licht geweckt wird, so wird auch die eigentliche Lebensthat des Geistes: das Verstehen und Sprechen des Wortes nur durch eine Anregung des Geistes von außen geweckt: das Entstehen der Sprache, wie ihre Entwicklung und Ausbildung ist ein Werk der Begeisterung. Wenn, wie wir vorhin (S. 71) sagten, die erste Regung des geistigen Lebens in uns die Bewunderung ist, welche durch ein Etwas geweckt wird, das mächtiger und höher ist, als unser eigenes Wesen und Vermögen, dann kann kein anderer Eindruck von außen geeigneter sein, der Seele des Kindes den ersten Antrieb zum geistigen Leben zu geben, als das Wort der Sprache, das wir von außen, von anderen Menschen vernehmen.

Wir erinnern uns nicht mehr des freudigen Gefühles, das jedes Kind ergreift, wenn es durch das erste Wort, welches es sprach, seinen Willen und Wunsch kund zu geben vermochte, und wenn es jetzt auf einmal die magische

Kraft ahnen lernt, die in dem Worte liegt. Es ruft nach Brot oder Wasser und empfängt das, was sein Wort bezeichnete; es nennt schon früher in seiner Weise den Vater und die Mutter, oder die anderen Pfleger, und diese hören sein Lallen und verstehen dasselbe.

Was aber die Macht der Sprache für die mitlebende Außenwelt ist, das noch vielmehr wird sie bei der weiteren Entwickelung des Erkennens und Denkens für die Innenwelt der Gedankenbilder und Erinnerungen. Ehe wir die Namen der Pflanzen kannten, gingen wir, selbst noch in einem gereifteren Alter, auf einer Wiese oder in einen Garten an Hunderten der Blumen und Gewächse vorüber, ohne sie nur recht zu sehen, noch mehr aber ohne sie zu unterscheiden. Wir lernen jetzt allmählig diese einzelnen Formen der uns umgebenden Pflanzenwelt bei ihren einzelnen Namen kennen und nun geht uns nicht nur der innere Sinn für dieselben auf, der diese Einzelnen bemerkt und unterscheidet, sondern wenn der Name der Kornblume, des Mohns und der Nelke uns genannt wird oder in's Gedächtniß kommt, dann erwacht mit ihm zugleich das Gedankenbild der Gestalt, der Farbe und der anderen Eigenschaften des genannten Gewächses. Das Wort hat die Macht eines Zaubers: es ruft in der Innenwelt unseres Denkens eben so die Dinge zu uns hin, macht daß sie vor unserem Denken sich einstellen und erscheinen, wie in der äußeren Sichtbarkeit ein Diener, den sein Herr beim Namen ruft, zu ihm herkommt, und sich vor sein Angesicht stellt. Deshalb ist es auch das erste Geschäft des Menschengeistes, der zum Denken und mit diesem zugleich zum Sprechen gemacht ist, den Dingen einen Namen zu geben, denn mit dem Besitz dieses Namens empfängt er eine bewegende, herbeiziehende Macht, wenn auch nicht über die

Dinge der äußeren, sichtbaren Schöpfung des Leiblichen, so doch über die innere des Geistigen.

Es erscheint als ein Wunder vor den Augen aller tiefer denkenden Beobachter, wie sich die Elemente, die Bausteine der Sprache, welche das Kind als einzelne, von ihm verstandene Worte aufnimmt, so bald durch die ordnende und belebende Kraft der Sprache zu Redesätzen verbinden, welche das Kind nicht von außen empfangen, sondern sich selbst erfunden hat. Man erzählt von dem berühmten Mezzofanti, der mit bewunderswürdig schneller Auffassung und Fertigkeit sich zum Meister vieler Sprachen machte, daß er, selbst in die Form und den Geist der verschiedenen Dialekte einer einzelnen Sprache, z. B. der deutschen, mit solcher Leichtigkeit eingedrungen sei, daß er mit dem Oesterreicher, wie mit dem Preußen und Schwaben, mit jedem in seinem Dialekte zu reden vermocht habe. Eine höhere Stufe dieses Vermögens ist die des Erfassens des Geistes eines ganzen Stammes der vielfältig verzweigten Völkersprachen, die höchste Stufe aber die des Erfassens des Geistes der Menschensprache überhaupt. Wie das Entstehen, so ist auch das Verstehen der Sprache auf diesen seinen höheren Stufen eine That des Geistes, ein Werk der geistigen Anregung, dessen Gränze in der Geschichte unserer geistigen Natur über das Maaß der alltäglichen Entstehungen weit hinausreichen kann.

Wir wollen aber hier, wo von der inneren Entwickelungsgeschichte nur in einem einzelnen Menschen die Rede ist, bei welchem jenes Vermögen in sehr enge Schranken beschlossen war, nur im Allgemeinen das andeuten, was das Sprechenlernen des Kindes in der Seele von diesem hervorrufe und bewirke. Wir kehren deshalb zu den einfacheren Berichten über die Geschichte der Kindheit jenes Menschen zurück.

12. Schattenrisse aus der Geschichte der frühesten Kindheit.

Die Pflanzen wachsen in der wärmeren Jahreszeit und Erdzone am meisten an solchen Tagen, die zwar warm, dabei aber etwas getrübt sind; unser eigener Leib wächst am meisten in der Zeit der Nacht und des Schlafens, wenn wir von dem Leibe, und von dem, was mit ihm vorgeht, nichts wissen, noch empfinden. So wachsen wir auch an Kräften der Seele und des Leibes am meisten in jenen Tagen der Kindheit, auf welche das Selbstbewußtsein und seine Erinnerungen nur schwache Strahlen fallen lassen. Denn welches Lernen unserer späteren Jahre ist mit dem Lernen der Muttersprache zu vergleichen, das in die frühesten Zeiten der Kindheit fällt, und welches den Grund legt, auf welchen das Erlernen aller anderen Sprachen, je öfter und weiter es geübt wird, mit immer größerer Leichtigkeit sich fortbaut. Und warum sind uns denn in dem Verlaufe des späteren Lebens und seinen Mühen die Erinnerungen an diese bedeutungsvolle Zeit so großentheils erloschen und verloren gegangen?

Daß dieses nicht so sei, daß sie wirklich ein Eigenthum unseres Geistes geblieben sind, das bezeugt uns schon das Panorama der Erinnerungen, das sich, wie wir im 10. Capitel sahen, zuweilen plötzlich vor den Blicken des Geistes aufthut, so wie die Beobachtung, nach welcher bei gedächtnißschwachen, selbstvergessenen Greisen zuletzt nur noch die vorhin ganz vergessenen Bilder aus der frühesten Kindheit vor der Seele stehen bleiben. Sprach doch die hochbetagte Marchese Solari in der letzten Zeit ihres Lebens auf

einmal wieder nur die Sprache ihrer frühesten Kindheit: die französische, zu welcher seit vielen Jahren ihre Zunge die Fertigkeit, aus welcher ihr Gedächtniß sogar die Worte verloren hatte. Umgekehrt war jetzt die etwas später erlernte, von ihr so lange Zeit geübte, italienische Sprache ihr geschwunden, und als diese Decke hinweg war, kam die erste, älteste Grundlage wieder zum Vorschein.

Was die Erinnerungen an unsere früheste Kindheit betrifft, so scheint es unserer Seele mit ihnen zu ergehen, wie einem Reisenden, der, wenn er den Weg über die Berge antritt, einen großen Theil seines Eigenthums, dessen Tragen ihn nur beschweren würde, in sicherer Verwahrung daheim läßt und nur das mit sich nimmt, was auf seiner Wanderung ihm brauchbar und nothwendig ist. Auch die Erinnerungen aus der Kindheit bleiben ein sicheres Eigenthum unseres Geistes, wenn wir auch nur die aus ihnen im Bewußtsein mit uns fortführen, welche mit der That unseres späteren Lebens in unmittelbarer Verbindung stehen, als Glieder an die Kette sich anschließen, die sich bis auf den Tag, in dessen Lichte wir so eben stehen, durch alle Ereignisse unserer Vergangenheit hindurchzieht.

Der berühmte Reisende: Stephan Schultze erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß eine Nachbarin, die ihn als ein an den Füßen krankes und schwaches Kind mühsam herumschleichen sah, zu seiner Mutter gesagt habe: dieses Kind wird wohl nimmermehr ordentlich gehen lernen. Und dennoch hat das Kind, von welchem die Nachbarin dieses sagte, später, als es zum Manne erstarkt war, auf seinen Reisen in drei Welttheilen mehr als tausend Meilen über Berg und Thal zu Fuße durchlaufen.

Auch bei mir, freilich aus ganz anderem Grunde, hat das Gehenlernen so schwer gehalten, daß sich vielleicht in

Manchen, die mich als kleines Kind sahen, fast ein ähnliches Bedenken geregt haben mag, als in jener Nachbarin des Stephan Schulz. Denn meine älteren Schwestern haben mir oft erzählt, daß ich, als andere Kinder aus unserer Bekanntschaft, welche mit mir von gleichem Alter, ja selbst jünger als ich waren, schon längst laufen gelernt hatten, mich zu diesem Gebrauche der Füße nicht habe entschließen können. Und zwar nicht aus Schwäche, denn ich sei ein sehr starkes, wohlgenährtes Kind gewesen, und habe mich in sitzender, wie in kriechender Stellung sehr fertig auf dem Boden fortbewegt, sei auch endlich auf einmal auf meinen Füßen gestanden und ziemlich sicher gegangen.

Ich führe diesen an sich sehr unbedeutenden Umstand nur an, weil er vorbildlich einen von jenen vielen Widersprüchen zwischen der natürlichen, vorherrschenden Neigung und der äußeren Führung ist, die in meiner Lebensgeschichte sich vorfinden. So wie ich, meiner natürlichen Trägheit und Bequemlichkeit entgegen, später zu einem recht guten und tüchtigen Fußgänger geworden bin, und als solcher in manchem Lande mich erwiesen habe, ist mir auch in vielen anderen Dingen gerade das zu einer Lebensaufgabe geworden, was ich, und wohl auch Andere mir am wenigsten als eine solche zugetraut hätten.

Zweimal in meiner frühesten Kindheit ist meine kleine Vaterstadt von Feuersnoth heimgesucht worden. Das eine Mal war der Brand sehr bedeutend, denn er legte einen großen Theil der Häuser in Asche, kam auch dem Hause meiner Eltern schon ziemlich nahe, als ihm, wie man sagte, durch die verständige Anordnung des Fürsten von Waldenburg Schönburg, der zur Hülfe herbeigeeilt war, und dem auch mein Vater kräftig zur Seite stand, Einhalt gethan wurde. Das Feuer war mitten in der Nacht ausgebrochen,

man hatte mich aus dem Bette genommen, und in ein weit von unserer Wohnung abgelegenes Haus, das einem nahen Verwandten gehörte, getragen. Die Flammenhelle am Himmel, das Sturmläuten der Glocken vom nahen Thurme, das Angstgeschrei der Menschen, das Brüllen des Viehes, das man aus den Ställen der bedrohten Häuser heraus in unseren Grasgarten geführt hatte, setzte mich in Verwunderung, keinesweges aber in Furcht. Erst dann, als ich am Morgen wieder zurück gebracht wurde zu meinen Eltern, und als ich die Kranken sah, die man in ihren Betten herausgetragen hatte auf den freien Platz neben der Kirche, ergriff mich ein bängliches Gefühl. Mit einer Art von Wohlbehagen sah ich aber an dem darauf folgenden Abend die brennenden Baumwollenballen und die Feuerstrahlen des entzündeten Weingeistes aus dem Keller eines schon in der vorigen Nacht niedergebrannten Kaufmannshauses emporsteigen, dessen Gewölbe unter den noch immer fortglimmenden Trümmern eingestürzt waren. Seitdem war in mir ein solches Interesse am Feuer, eine solche Lust an seinem Anblicke erwacht, daß ich mich dadurch in meinem kindischen Unverstande öfters zu frevelhaften Brandversuchen im Kleinen, an entzündetem Papiere und anderen leicht brennbaren Dingen verleiten ließ, und daß ich nur Gott danke, daß mein strafbarer gleichsam Lord Palmerston'scher Frevel kein beklagenswerthes Unglück herbeigeführt hat.

Dieser, ich möchte wohl sagen, krankhafte Hang erhielt bald nach dem großen Feuer in unserer Stadt eine andere Richtung, zugleich aber auch mein Interesse am Feuer eine neue Nahrung. Durch ein Feuer, das die Arbeiter im Walde an einer baumleeren Stelle angemacht und ziemlich lange unterhalten hatten, war bei der gerade damals herrschenden Dürre ein Torflager ins Glimmen gerathen, das

ganz nahe unter der Oberfläche des Bodens lag. Dieser war überall dicht mit Haidekraut bewachsen und von Wurzelstücken der vormals hier gestandenen Bäume durchsetzt, welche stellenweise an der Gluth, die von unten kam, sich entzündeten. Ich studirte damals bei unserem Cantor die Elemente der Philosophie, das heißt mit anderen Worten, ich lernte das A B C und das A B Ab. Der Cantor war ein Mann von sehr lebhafter Phantasie; er dachte bei jenem kleinen Torfbrande an nichts Geringeres, als an den nahen Ausbruch eines Vulkanes. „Gar bald," so ohngefähr sagte er zu uns Kindern, „können wir hier an unserem Orte ein viel größeres Unglück erleben als das Feuer am kalten Jahrmarkte war *). Unser Berg da links, von der Straße nach Langenberg hin, wird vielleicht bald, ja er kann über Nacht zu einem feuerspeienden Berge werden, aus welchem Flammen mit geschmolzenem Schwefel und Pech hervorbrechen, so daß es nicht allein uns und unserer Stadt, sondern den Ortschaften Ernstthal, Langenberg, Lungwitz und Bernsdorf ergehen wird wie Sodom und Gomorrha."

Der gute Mann, vielleicht um einige Vorkehrungen zur Flucht vor solcher allgemeinen Gefahr zu treffen, schloß seine Schule etwas früher als gewöhnlich, und ich, so klein ich auch war, lief sogleich mit vielen anderen Kindern hinaus nach dem neuen feuerspeienden Berge. Zwar sah ich dort noch kein Feuer, aber ich meinte, es röche überall nach Schwefel und Pech, und nicht ohne Furcht, der Berg möchte sich aufthun und mich mit Feuer anspeien, dennoch von Neugier getrieben, ging ich dahin, wo schon andere

*) Dieser hieß so, weil er um Fastnacht, mithin in die kalte Jahreszeit, fiel.

Leute standen und das glimmende Haidekraut betrachteten, ja selbst mit ihren Stöcken es herausscharrten.

Mein Vater, der ernste Mann, mußte lachen, als ich ihm am Mittag beim Essen, was der Herr Cantor gesagt und von dem neuen feuerspeienden Berge erzählte, bei dem ich ganz nahe daran gewesen sei. Er belehrte mich, so gut ich es verstehen konnte, was ein eigentlicher feuerspeiender Berg sei, und wie dergleichen bei uns in der Gegend von Hohenstein aus guten Gründen nicht zu befürchten wäre. Auch wußte er besser über die ganze Sache Bescheid, die den Herrn Cantor so in Schrecken gesetzt hatte, und machte mir es, indem er mir ein Stückchen Torf und seine Verbrennbarkeit auf dem Küchenherde zeigte, ganz begreiflich, wie dort im Walde ein Feuer der Holzhauer den Erdboden habe anzünden können.

Dennoch hatte ich es seitdem immer in meiner Phantasie mit feuerspeienden Bergen zu thun, und als lange, vielleicht sechs Jahre nachher, da ich schon in der Oberklasse unserer kleinen Stadtschule saß, der Herr Rektor, bei den Uebungen im Rechtschreiben uns die Beschreibung eines künstlichen Vulkanes nach Lemery's (angeblichem) Versuche in die Feder dictirt hatte, da that ich meine kleine Sparbüchse auf, kaufte mir Eisenfeilspäne und Schwefel, den ich fein zusammenstieß, mit den Eisenfeilspänen in vorgeschriebenem Verhältniß vermengte, die Mischung mit Wasser befeuchtete und nun in die Erde, auf dem kleinen Hügelrande eingrub, der sich jenseits des Fahrweges zwischen der Kirche und dem Pfarrhause erhebt. Ich hatte alle meine Kameraden aus der orthographischen Privatstunde zu dem großen Naturschauspiele, das ich ihnen zu geben gedachte, eingeladen, und nach meiner Berechnung es so eingerichtet, daß der vulkanische Ausbruch erfolgen

sollte, wenn das Dunkel der Nacht einträte. Ich, der etwa zehnjährige Professor, erzählte den guten Jungens Vieles, das ich seitdem gelesen oder gehört hatte von den Vulkanen der Erde, von dem majestätisch schönen Anblicke ihrer ausgeworfenen, glühenden Steine, ihrer Lavaströme, von dem schrecklichen Erdbeben und anderen grausenhaften Dingen, die bei solchen vulkanischen Ausbrüchen einträten. Ich beschrieb ihnen im Voraus, wie nach etwa einer Stunde, wenn es dunkel geworden sei, zuerst der Rasen, den ich auf meinen vergrabenen Vulkan gelegt hatte, in eine zuckende Bewegung gerathen, hierauf zerbersten werde, wie gleich nachher mit der ausgeworfenen Erde zugleich ein feuriger Rauch aufsteigen, dann mein kleiner Vulkan in seiner ganzen feurigen Natur sich zeigen müsse. Es war ein Septemberabend, wo das Dunkel wieder früher eintritt als im Sommer. Zwischen sieben und acht Uhr, denn auf die Minute gerade könne man, sagte ich, so etwas nicht angeben, hatte ich meinen Zuhörern den Ausbruch des Vulkanes voraus angekündigt. Es schlug aber acht Uhr und es wollte sich noch kein Feuer zeigen. Ich fragte meine Zuhörer, ob sie nicht eine leise Bewegung des Rasens und einen Geruch wie nach brennendem Schwefel bemerkten, sie sahen aber nichts, und ich sah auch nichts, und einer von ihnen, der sich zur Erde niederbeugte, sagte, er röche wohl Etwas, aber nicht wie Schwefel. Bis etwa ein Viertel nach Acht hielten meine gläubigen Zuhörer bei mir aus, dann ging einer nach dem anderen nach Hause zum Abendbrod oder zum Bette, und nur noch mein treuer Schulnachbar, der Sohn eines Leinewebers, hielt bei mir aus, bis mein Vater, der vom Fenster unserer Gaststube aus dem Versuche heimlich (und wahrscheinlich lächelnd) zugesehen hatte, mich hineinrief ins Haus. Ich folgte mit

Schmerzen, denn ich hätte gern bis Mitternacht auf den, wie ich meinte, ganz sicheren Ausbruch meines feuerspeienden Berges gewartet. Am anderen Morgen wachte ich schon während des Dunkels auf, und konnte kaum den hellen Tag erwarten, um die Verwüstungen zu sehen, die mein Vulkan angerichtet haben mußte. Ich sah aber Nichts; der Rasen lag noch wie ich ihn gestern legte, und die Mischung des gepulverten Schwefels und der Eisenfeilspäne, an die ich ein Kapital von 6 oder 7 Groschen baar gewendet hatte, war nicht einmal warm geworden, geschweige gar in Flammen und Feuer aufgegangen.

Es ist eine seltsame Hartnäckigkeit unserer Natur, mit welcher dieselbe immer wieder zur Betrachtung eines Räthsels zurückkehrt, vor dem sie sinnend stand, und immer wieder von Neuem, ob mit oder ohne Erfolg, mit seiner Lösung sich abmüht. Ich erwähne hier nur vorläufig, denn das Ausführlichere darüber gehört zu der Geschichte meiner späteren Jahre, daß ich bei den verschiedensten Anlässen immer wieder auf das Feuer: auf die Frage, was ist wohl das Feuer und wie entsteht dasselbe? zurückkam. Mein Vater war, wie ich bereits erwähnte, in der Naturkunde kein Fremdling; er kannte die Lehre des geistreichen Ernst Stahl über das Phlogiston. Als ich später, vor meinem Abgang von der Schule zu Weimar an die Universität eine Privatvorlesung von Scherer (der nachmals nach Petersburg kam) über Chemie hörte, da entflammte meine ganze Theilnahme und mein Nachdenken kein anderer Gegenstand so sehr, als die Lehre vom Verbrennen, von dem Wesen des Sauerstoffgases und seiner Bedeutung für die ganze lebende und nicht lebende Natur. Mir war als sähe ich das äußere Schauspiel des großen Brandes in meiner Vaterstadt, der mein kindisches Staunen

in so hohem Maaße erregt hatte, jetzt noch einmal vor die Augen meines Geistes heraustreten. Das Räthsel, das mich oft beschäftigte, schien mir gelöst. Aber neue Fragen über seinen tieferen Sinn wachten später in mir auf; wer das Wesen des Feuers, wer dieses alltäglich=offenkundige Wunder ganz erfaßte, der verstände viel.

Immerhin muß ich es als einen Widerspruch betrachten, in welchem meine Führung und der Entwicklungsgang meines Erkennens mit meiner natürlichen Richtung stand, daß ich bei meiner Vorliebe für Alles, was mit der Wirkung und der Naturgeschichte des Feuers in Beziehung ist, dennoch zu Ansichten gelangte, welche mit der von Büffon, der den feuerglühenden Zustand der Erde als den uranfänglichen betrachtete, in Widerspruch stehen. Wie ich zu diesen kam, das werde ich berichten, da, wo ich meiner Bekanntschaft mit meinem theuren Lehrer, dem Meister der Geologie: Gotthold Abraham Werner gedenke.

Ich will hier, unter vielen anderen, noch eines solchen, mir stets fast unbegreiflich erschienenen Widerspruches meiner natürlichen Neigung und inneren Richtung mit der äußeren Lebensführung gedenken. Dieser Widerspruch, der sich schon frühe in meiner Kindheit zeigte, stand allerdings mit jenem allgemeinen in Verwandtschaft, der sich in jedem Menschenherzen findet, mit dem zwischen dem Trotze und der Verzagtheit, die sich in unserer Natur fast täglich und stündlich begegnen und neben einander hergehen. Man erlaube mir zuerst einige Worte über einen Zug der Aehnlichkeit mit anderen gesunden und kräftigen Knaben zu sagen, die sich an mir in einem über die Gränze der guten Ordnung gehenden Maaße kund gab. So unbeholfen und schwerfällig ich in meiner frühesten Zeit geschienen hatte, war ich doch bald nachher meiner Glieder und ihrer Kräfte

Meister geworden. Namentlich im Klettern ahmte ich nicht nur den älteren und größeren Knaben nach, sondern ich übertraf hierin in Kurzem, an Fertigkeit und verwegener Keckheit, Alle, und mich hat in späteren Jahren oft ein Grausen angewandelt, wenn ich die hohen Bäume und ihre weit hinausragenden, einzelnen Aeste, wenn ich die Mauern und die hoch im Thurme gelegenen Baustätten der Dohlennester betrachtete, dahin ich als Knabe in nutzloser Frechheit und mit der Gewandtheit einer Katze gestiegen bin. Ich habe weder damals noch in späteren Jahren jemals eine Anwandlung von Schwindel gefühlt, und, was ich als eine Folge meines natürlichen Phlegmas betrachte, niemals eine Furcht gefühlt vor den Schrecknissen der Natur, weder bei starken Gewittern, noch bei Stürmen auf dem Meere, weder bei vor oder hinter mir fallenden Lawinen, noch beim Brechen des Eises. Auch vor den natürlichen Kräften der Thiere und der Menschen ließ es mein Phlegma bei mir kaum zu einer Furcht kommen; eine böse, stößige Kuh, welche die Erwachsenen, wenn sie auf der Weide im Grasgarten war, öfter in Schrecken versetzt hatte, vermochte dieses bei mir nicht, obgleich ich einmal ihrem laufe und ihren spitzigen Hörnern nur mit Mühe durch eilige Flucht vom Grasrande hinab in den Steinbruch entgangen war. Unser Herr Cantor war ein sehr heftiger Mann, welcher den Stab Wehe so oft und so kräftig gegen uns Kleinen handhabte, daß alle meine Schulgenossen vor seinem Stecken Furcht und Angst hatten. Ich hatte keines von beiden, obwohl ich wegen meiner großen Neigung zum Lachen sehr oft und nachdrücklich von ihm gezüchtigt wurde. Man hatte mir schon viel von den Heldenthaten und Kämpfen der alten Ritter erzählt, das reizte mich, an meinen Schulgenossen zum Ritter und Helden zu werden,

ich forderte sie auf oder zwang sie durch ungestümen Angriff zur Balgerei mit unbewaffneter oder mit Stecken bewaffneter Hand, empfing wie ein kleiner Don Quichote Schläge genug und theilte sie aus, und meine unverschämte Keckheit hatte selbst auf viel größere Knaben die überraschende Wirkung, daß mehrere zugleich vor dem kleinen Rasenden die Flucht ergriffen.

Man würde sehr irren, wenn man nach diesen Zügen, welche ich nicht ohne Scham und inneres Widerstreben, nur weil sie zu dem Naturbild meiner Kindheit gehören, hier mittheilte, mich für sehr muthig hielte. Neben diesem natürlichen, scheinbaren Muthe hat sich in mir schon in den früheſten Jahren eine Furchtsamkeit und Feigheit gezeigt, die eben so über die Gränzen der Ordnung hinausging als meine trotzige Keckheit. Dieses war und ist die Furcht vor Menschen. Und zwar nicht vor den Kräften ihrer Arme, sondern vor einer anderen vermeintlichen oder wirklichen Ueberlegenheit an Gaben, welche nicht in das Gebiet der leiblichen Kräfte gehören.

Die erste Form, in welcher diese Feigheit und Furcht bei mir auftrat, war die Scheu vor Leuten, welche mir von vornehmerem Stande zu sein schienen oder wirklich waren, als ich und die Meinigen. Wenn etwa am Abend unversehens einige Töchter der ansehnlichen Kaufleute zu meinen Schwestern und meiner Mutter zum Besuche kamen, da suchte ich entweder unbemerkt aus dem Zimmer zu entkommen, oder ich verkroch mich unter das große Sofa, das in der Familienstube stand. Und wenn es dann geschah, daß die Damen sich auf das Sofa setzten, blieb ich Stunden lang in meinem Verstecke, ohne mich zu rühren, bis der Besuch wieder fort war. Wenn mein Vater mir Kleinem befahl, ich sollte die Zeitung zum Herrn Bürgermeister

Landgraf tragen, da schlich ich mich schon mit Herzensangst unten in das Haus hinein, aus Furcht, es möchte Jemand mir begegnen. In immer zunehmender Verzagtheit stieg ich langsam die Treppe hinan, stand mit pochendem Herzen lange vor der oberen Treppenthüre, deren Aufthun durch den Ton einer Klingel sich verrieth, stille, bis ich mich endlich zu dem Wagestücke entschloß, einzutreten in den Vorplatz, und wenn dann kein Dienstbote, sondern Jemand aus der Familie herauskam, diesem mit ängstlich stotternder Stimme den Gruß meines Vaters auszurichten. Langsam schleichend war ich gekommen, springend vor Freude, daß die That vollbracht sei, lief ich davon.

Eines Tages als ich in unserem Wohnzimmer, ich weiß nicht mehr mit welchem Spiele oder welcher kleinen Schulaufgabe, beschäftigt war, und mein Vater die Zeitung las, kam ein Reiter an unser Haus, klopfte mit seiner Reitgerte an's Fenster und rief zu meiner Schwester hinein: „ist der Papa zu Hause?" — „Es ist der Herr Graf," sprach die Mutter, wie mir schien, mit einigem Schrecken. Wenn aber auch weder diese noch weniger aber mein Vater vor dem vornehmen Besuche erschrack, so widerfuhr dieses doch mir, und zwar in nicht geringem Grade. Ich hatte noch niemals einen Grafen gesehen, das aber, was ich bei Gelegenheit, wenn von dem Herrn Grafen in Glaucha die Rede war, von ihm vernommen, hatte in mir eine Vorstellung von seiner Macht und Hoheit erweckt, die über das Maaß aller mir bekannten menschlichen Macht weit hinausging. Von der Koppel großer schöner Pferde, die neulich an unserem Hause vorbeigeführt wurde, hatte man gesagt, sie gehöre dem Herrn Grafen; von zwei Herren in einem, wie mir schien, prächtigen Gewande (einem Reitknechte und einem Jäger) hieß es: das sind Bediente vom Herrn

Grafen, und als kurz vorher die noch nie gehörte Musik eines Posthornes mich an's Fenster zog und außen eine prächtige Kutsche, dergleichen in ganz Hohenstein keine war, vorbeifuhr, neben welcher zwei große Hunde mit vergoldetem Halsbande herum liefen, da sagte meine Mutter: der Herr Graf fährt vorbei. Und nun sagte man, dieser vornehme Herr Graf sei da, und werde herein, zu uns kommen; das war mehr als ich aushalten konnte. Als deshalb mein Vater und meine Mutter hinausgegangen waren auf den Hausplatz, und Niemand mich bemerkte, sah ich mich im Zimmer, denn zur Flucht durch die Thüre war es zu spät, nach einem Rettungsorte um und zwar nach einem sichereren, als der unter dem Sofa war, wohin gerade die Sonne schien. Nun fand sich in der damaligen großen Wohnstube des alten Pfarrhauses hinter dem mächtig großen Ofen der Anbau oder vielmehr der Hereinbau eines kleinen Alkovens, der zum Aufspülen der Teller und Schüsseln bestimmt war, und dessen Thüre nach außen, nach dem Hausplatze hinausging, während er nach innen nach dem Zimmer hinein von einer Wand umschlossen war. Dieser kleine Einbau war niedriger als das Wohnzimmer, so daß zwischen seiner und zwischen der Decke des Zimmers ein freier Raum blieb, in welchem ein abgehauenes Tannenbäumchen zur Nachtherberge unseres frei im Zimmer herumfliegenden Rothkehlchens stand. Dort hinauf rettete ich mich, indem ich an den Leisten des Fachwerkes, darin die zinnernen Teller verwahrt standen, hinankletterte. Ich kauerte mich da oben in dem hintersten Winkel zusammen, anfangs sehr in Sorgen, daß der Herr Graf mich dort sehen möchte, weil ich, sobald ich den Kopf ein wenig in die Höhe hob, fast das ganze Zimmer überschauen konnte.

Ich habe von dieser Handlung meiner kindischen Menschenscheu und ihrem ganzen Verlaufe noch eine sehr lebhafte, vielleicht durch die Erzählungen meiner Schwestern oft erneuerte Erinnerung, obgleich seitdem siebenzig Jahre vergangen sind. Meine Eltern hatten es gewußt, daß der Graf heute unserem Hause die Ehre erweisen wolle, da zu essen; diese Botschaft war gestern Abend zu ihnen gekommen, als ich schon zu Bette war. Der Graf, ein guter, freundlicher Herr, ein gewesener Schüler meines Vaters, war gekommen, um diesem Glück zu wünschen zu der wohlverdienten Beförderung aus seinem vieljährigen Substitutendienste in das Pfarramt, denn mein seliger Großvater war einige Monate vorher gestorben.

Der Graf und mein Vater blieben noch einige Zeit oben im Studierzimmer und ich hätte wohl noch Zeit gehabt, mich in's Freie zu retten, wenn nicht ein Bedienter im Zimmer gewesen wäre, der den Tisch mit decken half. Ich war jetzt kühn genug, hinten in meinem Versteckwinkel den Kopf so weit zu erheben, daß ich Alles sehen konnte, was am Tische vorging, und bemerkte unter Anderem, daß der gräfliche Bediente aus dem mitgebrachten Körbchen gelbe Aepfel, dergleichen ich in meinem Leben noch nie gesehen hatte (es waren süße Orangen oder Apfelsinen), herausnahm und auf einen Teller legte, so wie sonst noch Manches zu essen und zu trinken, das ich vergessen habe.

Nach einiger Zeit kam mein Vater mit dem Herrn Grafen herein und nun war es mit meiner Kühnheit zu Ende. Mit jener List, welche, wie man sagt, der Vogel Strauß übt, wenn er seinen Kopf hinter eine Staude versteckt und nun meint, weil er seine Verfolger nicht sieht, sähen sie ihn auch nicht, beugte ich meinen Kopf nieder

und wagte lange Zeit nicht, ihn aus der unbequemen Stellung zu erheben. Da ich aber hörte, daß der Herr Graf im Gespräche mit meinem Vater, welches vielleicht Geschichten aus seiner Kindheit im Schlosse zu Rochsburg betraf, mehrmals laut lachte, gewann ich ein Zutrauen zu dem Herrn. Ich hatte mir einen solchen vornehmen Grafen als beständig ernst und schweigend gedacht, jetzt aber bemerkte ich, daß er eben so lache wie andere Menschen. Ich hob meinen Kopf vorsichtig in die Höhe und betrachtete nun unseren vornehmen Gast, welcher ganz das Aussehen eines guten, freundlichen, dazu hübschen Mannes hatte, vor dem man eigentlich nicht zu erschrecken brauche. Dennoch, sobald der Herr Graf zufällig gegen die Seite des Zimmers hinschaute, wo mein Versteck war, beugte ich meinen Kopf, nach Straußenart, wieder nieder.

Während der Zeit des Essens hatte ich die Stimme meiner lieben Mutter öfters, ganz nahe unter meinem Wachtposten, gehört. Denn diese zerlegte dort hinter dem großen Ofen, an dem Tische, auf dem das Zinnbrett stand, auf dessen Leisten ich hinangeklettert war, die Karpfen nnd zerschnitt daselbst auch den Schinken und die Hühner. Sie fragte schon beim Anfange dieses Geschäftes meine Schwestern: wißt ihr nicht, wo der Heinrich ist? — Ich habe ihn erst noch kurz vor dem Tischdecken hier in der Stube gesehen, antwortete die Johanne. — Seht euch doch nach ihm um, sagte die Mutter. — Und als sie nun wieder kam, um die Hühner und den Schinken zu zerlegen, und meine Schwestern nach mir fragte, sagten die beiden jüngsten, die nicht mit bei Tische waren, sondern den äußeren Dienst zu besorgen hatten: wir haben uns überall nach ihm umgesehen, im Garten, im Kuhstall und auf dem Heuboden, auch bei den Nachbarn, haben ihn aber nirgends gefun-

den, und niemand weiß, wo er ist. — Ich aber wußte wohl, wo ich war, und als meine älteste Schwester, die gutmüthig zärtliche Wilhelmine sagte: der arme Junge dauert mich, der wird nicht wenig hungrig sein, er hat heute Morgen nur ein kleines Stückchen Brot gegessen, und als zugleich der liebliche Geruch vom warmen Schinken zu mir hinauf in meine Nase drang, da wurde mir es so wehmüthig um's Herz, daß ich gewiß angefangen hätte, zu weinen, wenn ich nicht hätte fürchten müssen, mich dadurch oben, in meinem Versteck zu verrathen. Doch trösteten mich dazwischen schon wieder die huldreichen Worte der Schwester Christiane, als diese sagte: ich habe ihm von der Pottage mit den Klöschen ein ziemliches Schüsselchen aufgehoben. Und ich hebe ihm meine Portion Schinken auf, fügte Lorchen (die Jüngste) hinzu und auch ein Stück von meiner Torte, wenn ich nämlich selber welche bekomme.

Endlich hatten die Herren gegessen und auch bei einer Tasse Kaffee ihre Pfeifen geraucht, ich aber hatte mich zuletzt, so viel ich mich erinnere, aus Langeweile auf die Decke des Verschlages platt hingelegt, und war ein wenig eingeschlafen. Da hörte ich auf einmal ein lautes Sprechen, und da ich mich erhob, sah ich, daß der Herr Graf schon vom Tische aufgestanden und am Abschiednehmen war. Meine Eltern begleiteten ihn hinaus, die Schwestern waren auch nachgegangen, das ganze Zimmer war leer. Da stieg ich eilig wieder am Tellerbrett herunter und schaute sogar zwischen den Vorhängen hinaus, wie der Herr Graf und seine Begleiter zu Pferde stiegen und fort ritten.

Als die Mutter mit den Schwestern wieder in's Zimmer hereinkamen, wunderten sie sich nicht wenig, mich da

zu finden. Ich erzählte ihnen, wie ich da oben auf der Decke des Verschlages gesteckt, und in welcher Weise ich hinauf und heruntergekommen sei. Man verlachte, man tadelte mich, aber man erquickte und tröstete mich auch wieder. Denn es war vom Essen mehr übrig geblieben, als ein kleiner hungriger Gast begehren konnte; selbst einen solchen gelben, ausländischen Apfel (eine Orange), bekam ich da, zum ersten und letzten Male während meiner Knaben- und Jünglingsjahre, zu kosten.

Ich könnte noch von einer Menge ähnlicher, kindischer Thorheiten berichten, zu denen mich meine Scheu vor vornehmen Leuten verleitete. Aber nur diesen einzelnen Fall wollte ich hervorheben, weil er mir in der Erinnerung noch jetzt eben so komisch als lehrreich erscheint. Denn meine spätere Lebensführung ist eine solche gewesen, daß sie mit jener lächerlichen Scheu ohne Aufhören in schnurgeradem Widerspruche stand. Ich kam, ohne es zu suchen, in Bekanntschaft, ja in Verkehr und Umgang mit Menschen aus den höheren und höchsten Ständen, war an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten Lehrer von Prinzessinnen und Prinzen, fand unter ihnen Seelen, welche die höchsten, herrlichsten Gaben der Menschennatur: Glauben, Demuth und Liebe nicht nur im Herzen trugen, sondern auch durch die That ihres Lebens bewiesen. In manchem solchen Kreise und solchem Umgange, so ungewohnt er auch meiner Natur war, und so schwer mich das Eintreten in denselben ankam, ist es mir so wohl geworden, als es mir im Hause meiner lieben Eltern und Geschwister war.

Auch eine Menschenfurcht von anderer Form: die Scheu vor dem Urtheile geistig bedeutender oder in der öffentlichen Meinung vielgeltender Leute ist durch meine

inneren wie äußeren Lebensführungen, wenn auch nicht ganz besiegt, doch sehr zurückgedrängt worden. Denn jene Scheu hat mich nicht verhindern können, mich zu dem zu bekennen, was der Menge, namentlich aber den Beherrschern der öffentlichen Meinung, als ärgerliche Thorheit, mir aber als eine liebe, theuere Wahrheit erschien.

Mit der kindischen Scheu vor vornehmen und geistig überlegenen Leuten stand ein anderer Hang meiner Natur in naher Verbindung, der mir gleichwie eine anklebende Schwäche noch in meinen alten Tagen geblieben ist. Ich erwähne sie nur, weil auch er ein Beweis dafür ist, daß unser Leben durch einen beständigen Kampf mit äußeren und inneren Widersprüchen hindurch muß. Ich hatte von Kindheit auf eine ganz besondere Freude an der Einsamkeit, spielte oder beschäftigte mich im Hause wie draußen im Freien am liebsten, wenn ich allein und in der Stille war. Da konnte ich meinen Träumereien und Neigungen zu den vielerlei Dingen, an denen nur ich, andere Knaben aber aus meiner Bekanntschaft nur wenig oder gar kein Vergnügen fanden, ungestört mich überlassen. Nur selten, und kaum ohne dringende Aufforderung begab ich mich in zahlreiche, lärmende Gesellschaften meiner Altersgenossen, unter denen ich dann freilich oft der Ausgelassenste und Muthwilligste war, so daß mir aus solcher aufgeregten Stimmung öfters eine Verstimmung und wehmüthige Abspannung nachging, die ich lange nicht wieder los werden konnte. Auch als Jüngling, als Mann und noch als Greis ist mir dieser Hang zur Einsamkeit und Stille geblieben, und ich habe mich in großen öffentlichen Gesellschaften und Vergnügungen immer nicht recht heimisch, sondern eingeschüchtert oder auch in unnatürlicher Weise aufgeregt befunden. Zu einem öffentlichen Sprechen

bei solcher Gelegenheit, selbst zum lauten Ausbringen eines Toastes, habe ich mich fast niemals zwingen können. Und dennoch ist mir später der Beruf zu Theil geworden, als öffentlicher Lehrer nicht selten vor mehreren Hunderten von Zuhörern aufzutreten, was zwar, namentlich im Anfange, mit großer Schüchternheit und fast nie mit einem den Eindruck der Rede begünstigenden Selbstvertrauen, immer aber aus Liebe und Lust, sowie hin und wieder nicht ohne Segen geschehen ist.

So und noch in vielfach anderer Weise habe ich erfahren, daß die Wege, auf welchen Gott uns zu dem bestimmten Tagwerk unseres Lebens führt, auch wenn sie gegen unseren natürlichen Sinn gehen, dennoch die geradesten, für unser Wohl die besten sind.

13. Die Naturtriebe der Seele.

Wenn man einen jungen Thurmfalken oder einen Taubenhabicht aus dem mütterlichen Neste nimmt, so zeitig schon, daß er, statt mit Federn, nur mit Flaum bedeckt ist, und daß er die Fleischnahrung, welche ihm zuträglich ist, noch aus unserer Hand empfangen muß, dann kann man dennoch bereits an ihm den angeborenen Naturtrieb bemerken, der seiner thierischen Seele eingeboren ist. Man hält ihm eine Kirsche hin oder ein Tuch, so roth als das Fleisch, mit welchem er gefüttert wird, ja man führt, auch wenn er nicht soeben gesättigt ist, ein ganzes Stück solches Fleisch vor seinen Augen vorüber und er scheint dieses kaum zu bemerken. Wenn aber ein lebender Vogel, wenn eine Taube an dem Fenster, wo sein Käfig steht, vorüberfliegt, da wird alsbald seine Aufmerksamkeit erweckt, er wendet und bewegt seinen Kopf in der Richtung ihres

Fluges und schaut diesem eifrig mit seinen hellen Augen nach. Ein junges Hühnchen, das nicht durch die Brutwärme einer Mutter, sondern durch die Wärme der Lampen in einem künstlichen Brutofen aus dem Ei heraus geboren war, pickte dennoch mit seinem Schnabel, wie jedes andere Huhn gethan haben würde, eine vorbeilaufende Spinne auf und verschlang sie. Ja ein junger Biber, der noch blind von den Brüsten seiner Mutter genommen und durch fremde Muttermilch ernährt und aufgezogen war, fügte dennoch, als er zu einer gewissen Reife der Entwicklung gekommen war, die Baumrinden, die man ihm zur Fütterung gab und die abgebissenen Holzstücke so zusammen, daß sie die Grundlage eines künstlichen Baues andeuten konnten. So drängt überall der Naturtrieb, welcher im Thierreiche unter dem Namen des Instinktes so vielfach beschrieben ist, das Einzelwesen zu der künftigen Bestimmung seines Lebens hin.

Auch in der Seele des Menschen wohnt ein solcher Naturtrieb, welcher jedoch, weil in uns noch eine andere Macht waltet, als die der vernünftig wollenden und strebenden Natur des Geistes, von dieser anderen Macht öfters eine fremdartige Färbung erhält und mannichfachen Hemmungen ausgesetzt ist. Bei uns Menschen ist, wie eigentlich auch im Thiere der leibliche Instinkt, der Naturtrieb der Seele, mit dem Ahndungsvermögen verwandt und in seinen Aeußerungen deshalb, wenn man so sagen will, von prophetischem Wesen. Die eigene Erfahrung, von meiner Kindheit an, hat mich dieses gelehrt.

Ein Zug von, wie mir scheint, mehr denn gewöhnlicher Stärke, hat mich, so weit ich mich zurück erinnern kann, zur Betrachtung der natürlichen Dinge und ihrer Eigenschaften hingezogen. Kein anderer Knabe aus dem

Kreise meiner Bekannten fühlte diesen Zug auch nur von ferne so wie ich, und vielleicht trug dieses zur Verstärkung meiner Neigung zum Alleinsein nicht wenig bei. Die Blumen der Gartenbeete nannte man mir, die außen im Grasgarten wachsenden, mit Ausnahme der Primeln, Narzissen und Veilchen nannte mir Niemand. Da erfand ich mir selbst Namen für dieselben, die sich meist nur auf Farbe und Geruch bezogen, und öfters von meinen Lieblingsspeisen hergenommen waren. Obgleich ich von den Klassen und natürlichen Familien der Pflanzen auch nicht den entferntesten Begriff hatte, war dennoch durch dieses Spiel des Namengebens meine Aufmerksamkeit auch auf die Form der Blumen so geschärft worden, daß ich in späteren Jahren, als ich anfing Botanik zu erlernen, mich sogleich erinnerte, die oder jene Gebirgspflanze meiner Heimath, die ich unter selbsterfundenem Namen gekannt hatte, müsse irgend einer gewissen Klasse oder Familie angehören, deren verwandte Formen ich jetzt auf der Ebene kennen lernte. Noch als Knabe versuchte ich auch, ohne daß ich damals je ein Kräuterbuch mit Beschreibungen gesehen hatte, eine mir sehr liebe Blume (den gemeinen Ackerlein: Linaria vulgaris) ihrer Gestalt nach zu beschreiben. Ich wünschte, aus psychologischen Gründen, ich hätte das Blatt Papier noch, worauf diese Beschreibung stand. Wie wunderlich mag die Terminologie gelautet haben, welche ein Knabe, der kaum richtig schreiben konnte, sich ersann!

Es sind oftmals Züge einer zufälligen und vermeintlichen Aehnlichkeit der natürlichen Dinge unter einander, welche den Blick, schon des Kindes, zur tieferen Betrachtung der sichtbaren Dinge hinleiten. Die Griffel und die Fruchtbehältnisse in der gefüllten Päonie (Pfundrose oder

Pfingstrose) zogen schon in der frühesten Kindheit meine Aufmerksamkeit an sich; ich verglich sie — wie auch andere Kinder pflegen — mit Hühnchen, von gelblich weißem Gefieder und schönem rothen Kamme, die in dem prachtvollen Neste der rothen Blüthenblätter säßen; konnte im Frühling nicht die Zeit erwarten, bis die Blume sich aufthat, sondern opferte immer einige der vielen Blumen dieser Art, die an den vier Ecken unseres Gemüsegartens standen, den kindischen Nachforschungen über das allmählige Wachsthum dieser Hühnchen auf. Ich sah ihre ersten Anfänge in der Mitte der noch dicht vom grünen Kelche verschlossenen, farblosen, künftigen Blüthe, wiederholte von Zeit zu Zeit meine Zerstörungen, und wenn nun endlich die Blüthe geöffnet, ja selbst dann, wenn sie ihre Zeit vollendet hatte, so daß die Hühnchen mit verwelktem Kamme und mißfarbigem Körper noch allein im entlaubten Neste sitzen blieben, dann zog mich noch immer die Betrachtung der Eier an, welche in dem Leibe der kleinen, zarten Gestalten sich fanden. Man sagte mir, daß diese Eier der Same wären, aus welchem, zwar nicht bei der gefüllten Pfundrose, wohl aber in anderen Blumen, wie etwa in den Blüthen des Hagedorns und des Mehlfäßchens oder Weißdorns ein junges Gewächs der gleichen Art hervorgehen könne. Das erschien mir höchst merkwürdig, daß auch die Blumen, ebenso wie die Hühner, Eier bei sich trügen, aus denen Junge kämen, und als mir in meinem fünften oder sechsten Jahre ein kleines Gartenbeet geschenkt wurde, in welchem ich Körner vom Kolben des türkischen Weizens aussäen durfte, da weilte ich oft Stunden lang bei meiner kleinen Pflanzung, zählte, wenn die Aussaat hervorkeimte, die Summe der schon aufgegangenen, bemerkte genau jeden späteren Nachkömmling der Pflänzchen,

schaute, als wollte ich sie wachsen sehen, ihrer Entwicklung zu, und genoß im Herbste, nach meiner Art, selige Freuden der Ernte.

Der Vater eines Knaben aus meiner Schule hatte, ich weiß nicht mehr in welcher Gegend unseres Erzgebirges, einen Antheil (Kux) bei einem Bergwerk, davon er von Zeit zu Zeit eine Ausbeute erhielt. Der Knabe, nur wenig älter als ich, erzählte mir davon und schlug vor, daß auch wir unter uns etwas der Art einrichten sollten. Jeder, wer an der Ausbeute von schönen Steinen und Erzen Theil nehmen wolle, der solle sich bei ihm einen Kux um 6 Pfennige kaufen, er wolle gewiß dafür sorgen, daß wir dabei nicht zu kurz kämen, denn sein Vater schenke ihm immer ganz prächtige Sachen, die in seinem Bergschachte gefunden würden. Ich war der Einzige, der sogleich freudig auf diesen Vorschlag einging, meine Großmutter Werner, welche damals noch lebte, war es, wenn ich nicht irre, die mir die Summe zum Ankaufe meines seltsamen Bergwerksantheiles schenkte und mein kleiner Schulgenosse, der schon damals eine besondere Freude am Handel und Gelderwerb hatte, brachte mir alsbald nachdem ich meinen Beitrag (nach rheinischem Gelde 2 Kreuzer) bezahlt hatte, eine Druse von kleinen Bergkrystallen. Das ganze Stück hatte etwa die Größe einer Kinderhand; die Krystalle, von Gestalt der einfachen, sechsseitigen Pyramiden waren so niedlich, daß man die einzelnen, in ihrer dicht gedrängten Zusammenhäufung kaum zu unterscheiden vermochte. Aber sie glänzten so herrlich in der Sonne, daß mich ihr Anblick in unbeschreiblichem Maaße entzückte.

Ich mußte nachzahlen, und zwar diesmal 8 Pfennige! Denn, so sagte mein kleiner Schatzgräber, das käme beim

Bergbau öfters vor, daß man nachzahlen müsse, damit immer mehr und bessere Ausbeute gewonnen würde, weil die guten Steine gar tief in der Erde lägen und mit vielen Unkosten gewonnen werden müßten. Ich brachte die verlangte Summe zusammen und gab sie sehr gerne auf Hoffnung dahin, deren Erfüllung gar nicht lange auf sich warten ließ, denn ich empfing schon am anderen Tage ein Stück Quarz, darauf wiederum kleine Krystalle, zugleich aber auch ein wenig Bleiglanz und Schwefelkies, saßen, in denen die Angabe meines Schulgenossen und meine leicht zu bewegende Phantasie mich Silber und Gold erblicken ließen.

Ich bin in meinem späteren Leben manchmal zu dem Besitze von Dingen gelangt, welche einen wahrhaften und hohen Werth hatten, ich kann mich aber nicht erinnern, daß mich jemals ein solcher so vor Freuden fast außer mich gebracht hätte, als dieser Gewinn aus unserem angeblichen Bergwerk. In dem kleinen Zimmer, das meine Eltern früher, als mein Vater noch Pfarrgehülfe war, bewohnt hatten, und welches ich noch fortwährend sehr liebte, war mir hinter dem Ofen, an dem Fenster, in welches vom Hofe her das Tageslicht fiel (denn an den beiden Fenstern nach der Straße blieben die Läden später für gewöhnlich geschlossen), ein Fachwerk eingeräumt, darinnen ich meine Spielsachen aufzubewahren pflegte. Dort hatte ich auch anfänglich meine bergmännischen Schätze hingelegt, nach denen ich früh am Morgen und wenn ich aus der Schule nach Hause kam, zuerst sah. Da ich aber, namentlich seit dem großen Brande und auch bei einer späteren, bald vorübergehenden Feuersgefahr, die unserem Hause gegenüber ausbrach, oft von solchen Unglücksfällen, so wie von Dieberein hörte, wobei man unversehens plötzlich um all' das Seine kommen könne, hielt ich den Aufbewahrungsort mei-

ner kostbaren Steine, so sehr ich diese auch im hintersten Winkel meines Fachwerkes versteckt hatte, nicht mehr für sicher genug; ich dachte an einen anderen, wohin weder die Feuersgefahr, noch die Diebe kommen könnten. Um unseren Gemüsegarten, der mitten im großen Baum- und Grasgarten lag, zog sich eine niedere Mauer, auf welcher der Staketenzaun stand. In dieser Mauer suchte ich mir eine Lücke auf, die durch das Herausbrechen eines Steines entstanden war. Dahin brachte ich eines Tages, als kein Mensch in der Nähe zu sehen war, der mir dabei zuschauen konnte, meine Schätze und schloß die kleine Schatzkammer, so gut ich's vermochte, mit Steintrümmern zu.

Es waren dies allerdings kindische Regungen einer Leidenschaft, welche, zu anderer Form gesteigert, meinem Herzen im höchsten Maaße hätten verderblich werden können. Aber jene Regungen waren vorübergehend, sei es, was mir das Wahrscheinlichere ist, daß sie in kindischem Leichtsinn sich verloren, oder daß mir, wie ich später mich einmal zu erinnern meinte, wirklich bei irgend einer Gelegenheit der Sinn eines jener Sprüche, die vom Schätzesammeln und von der Sünde Derer, welche ihr Herz an die Schätze hängen, handelte, auf eine mir verständliche Weise zu Gemüthe kam. Ich gedachte nicht mehr an mein Schatzvergraben, und als ich später die Stelle, wo dasselbe geschehen, doch einmal wieder aufsuchen wollte, da erging mir es, wie jenem Bauer, der sein Geld, um es vor dem Feinde zu sichern, von einem Verstecke, wenn dieser ihm nicht verborgen genug schien, zum anderen, besser verborgenen brachte, bis es ihm endlich glückte, einen so ganz versteckten Ort zu treffen, daß er ihn selbst nicht mehr finden konnte. Auch ich konnte meine Schatzkammer an der überall brüchigen Steinwand nicht mehr auffinden.

Meine Lust und Freude am Steinreich war aber nicht mit meinem kleinen Schatze in der alten Mauer geblieben und von mir gekommen, sondern sie lebte seit jener kindischen Aufregung fort oder wurde durch neue äußere Anlässe geweckt und verstärkt. Der schöne grünliche, mit dunkten Flecken und Adern durchsetzte Stein, den ich glatt angeschliffen bei einem Nachbar gesehen, solle sich, so sagte man mir, nahe bei unserer Stadt und zwar nicht nur in kleinen, einzelnen Stücken, sondern als ein Felsen so groß als ein Haus finden. Es war Serpentin und wirklich findet sich dieser als eine Felsenmasse nordwärts von meinem Heimathsorte, so wie in derselben Nachbarschaft auch der seltenere Weißstein oder Granulit, hin und wieder mit zarten, feinen Krystallen von Cyanit. Was ich da vernommen hatte, das ließ mir keine Ruhe, bis es mir gelang, in einer Gesellschaft von mehreren schon erwachseneren Burschen an den Fundort hinzukommen, der mir als ein wahres Eldorado erschien. Auch mein Schulgenosse, der vorhin erwähnte Verkäufer der Bergwerkskuxe und ihres Ertrages, hatte sich der kleinen Gesellschaft angeschlossen und einen ledernen Sack zum Einfüllen der schönen Steine, so wie Hammer und Meisel aus seines Vaters Werkzeugen mit sich genommen. Der Serpentinfels war damals noch ganz von Wald umgeben; sein Anblick, sein Besteigen und Betasten, die Freude am Einsammeln einiger, wie mir schien, besonders kostbarer Stücke, der erhöhte Genuß ihres Anblickes nach dem freilich sehr unvollkommenen Anschleifen an unserem alten, im Hofe stehenden Schleifstein — das alles sind mir unvergeßliche Erinnerungen.

Ein ganz neues Leben begann für mich, als, wie ich oben (S. 31) erwähnte, der für lange Zeit in völliges

Stocken gerathene Bergbau wieder in Aufnahme kam. Der Aufzug der Bergleute, welche meist aus St. Annaberg und aus der Nachbarschaft von Schwarzenberg (meines Vaters Geburtsort) zu uns gekommen waren, bei ihrem ersten Festgange in unsere Kirche, machte auf mich einen glänzenderen Eindruck, als alle Festaufzüge, die ich später in verschiedenen Hauptstädten von Deutschland und anderen Ländern gesehen habe. Mein Vater als nunerwählter Bergprediger, hatte die Kirche mit Meyen schmücken lassen und der Cantor empfing die neuen Kirchengäste mit einer laut tönenden Musik. Das, was diese wackeren Leute auf ihrem Zuge in die Kirche suchten und da fanden, ahnete ich schon damals und es gefiel mir besser als das, was die Hadschis (türkische Pilgrime) auf ihrem abenteuerlichen Auszuge nach Mekka, den ich 50 Jahre nachher in Kairo sah, auf ihrem Wege suchten und fanden.

Es gab gar gute, treuherzige Leute unter diesen neuen Eingewanderten, von denen Mehrere meinen Vater, als ihren alten Landsmann, öfters besuchten, bei welcher Gelegenheit ich niemals, wenn ich nicht gerade in der Schule war, es versäumte, in der Nähe der Hausthüre stehend auf die Bergleute zu warten, um ihnen beim Abschiede die Hand zu reichen. Auch schloß ich bald namentlich mit einem Steiger, den auch mein Vater lieb hatte, eine genaue Bekanntschaft, so daß er mich, wenn ich ihn in seiner Wohnung aufsand, mit sich in die Grube nahm und in dem Erbstolln mit sich führte bis zu den Wasserrädern und dem Kunstgezeuge. Bei solcher Gelegenheit war das Einfahren freilich eine leichte Sache, denn mein Führer hatte eine Grubenlampe; wenn ich aber, wie dies zuweilen geschah, ohne einen Führer zu suchen und zu finden, mich im Dun-

lein in einen Stollen einschlich, bis dahin, wo die Bergleute vor Orte saßen, da war dies eine kindische Verwegenheit, welche auch mein Freund, der Steiger, mir streng verwies. So oft ich jedoch nur konnte, lief ich nach den von unserer Wohnung ziemlich abgelegenen Grubengebäuden hinaus und fand da wenigstens bei einem alten, mehr denn achtzigjährigen, halbtauben Bergmanne, der auch meinen Vater sehr gut kannte, mancherlei Unterhaltung und Belehrung. Denn dieser fuhr nicht mehr an, sondern war den ganzen Tag mit dem Zerklopfen der Erze für das Pochwerk beschäftigt. Es war ein kleiner Kreis von Anschauungen, der sich mir hier aufthat, dennoch ist er für mich zu einem Lichtpunkte geworden, der mir auf meinem Lebenswege zu seiner Zeit, wie eine Grubenlampe im Dunkeln, vorausgeleuchtet hat.

Es lebte in unserem Orte ein Bürgersmann, welcher eine kleine Sammlung von ausgestopften Vögeln besaß. Dieses waren lauter ganz gemeine Arten, schon an sich schlecht ausgestopft, und noch mehr entstellt durch die Geschäftigkeit der Motten und Speckkäfer, welche die Federn, entweder ganz zerstört oder in wilde Unordnung gebracht hatten. Noch ehe ich diese Sammlung sah, hatte mich eine, ich möchte sagen, instinktartige Regung auf die Herstellung eines seltsamen Schattenrisses von einer (gleichsam) ornithologischen Sammlung geführt. Die Bewegung, in welche sich die Zehen eines Vogelfußes versetzen lassen, wenn man an den Sennen zog, hatte, wie dies tausend anderen Kindern auch widerfährt, meine Aufmerksamkeit erregt, und ich hatte mir, um dieses Spiel zu treiben, von allen frischgeschlachteten Hühnern und Gänsen die Füße geben lassen. Bei dieser Gelegenheit sah ich aber, daß die Füße einer Taube ganz anders gestaltet waren, als die einer

Ente oder eines Krammetsvogels, und bekam Lust, mir von allen möglichen Vögeln in der Welt (meine Welt war damals noch sehr klein) die Füße zu sammeln, nicht wegen des Spieles mit den Sennen, denn dieses war bei dem Eintrocknen derselben bald vorbei, sondern um ihrer Gestalt willen. Meine Habsucht nach Vogelfüßen wurde zur Leidenschaft. Ich lief bei allen nicht allzuvornehmen Nachbarn und den mir bekannten Bürgersleuten, welche Stubenvögel hatten, herum, und bat sie, wenn ihr Vogel stürbe, sollten sie mir doch ja die Füße aufheben und geben. So bekam ich wirklich allmählig die Füße von einer Wachtel, einer Lerche, eines Goldhähnchens, eines Finken, Kreuzschnabels u. a. m., ja zu meiner unbeschreiblichen Freude, von einem Nachbar, der zuweilen mit einem Jäger auf die Jagd ging, die Füße von einem Specht, und sogar die Fänge von einem Habicht, sowie von einer Nachteule. Nur, so meinte ich, die Füße von einem Kukuk und von einem Storch fehlten mir noch, dann würde ich, so rühmte ich mich, wohl so ziemlich die Füße von allen Vögeln in der Welt haben. Mein Vater lächelte und ließ mich gewähren, denn ich versäumte dabei nichts an meinem Schulfleiße, die Schwestern aber ersuchten mich, meine Sammlung wenigstens nicht in einem Zimmer, selbst nicht in dem kleinen, meist unbewohnten Subsitutenzimmer aufzustellen, denn, wie sie mir später erzählten, sammelte ich außer den Vögelfüßen noch andere thierische Knochen.

Ich hatte damals auch nicht die entfernteste Ahnung davon, daß die Gestalt der Füße bei der wissenschaftlichen Anordnung und Beschreibung der Vögel von ganz entschiedener Bedeutung und Wichtigkeit sei. Nicht wissend, was ich that, folgte ich hierin meinem Naturtriebe, der mich auch bei einer späteren Gelegenheit bewog, ein Spanferkel, wel-

ches unsere Kuh bei Nacht erdrückt hatte, mit einem alten Brotmesser aufzuschneiden, um zu sehen, wie es inwendig beschaffen sei. Mein Herr Pathe, der Stadtschreiber, hatte es mir, als er mein Wohlgefallen an diesen kleinen „artigen" Thieren sah, gekauft und geschenkt. Der Verlust hatte mir nicht wenig wehe gethan, war jedoch über meiner anatomischen Belustigung mir ganz vergangen. Ein Nachbar, der mich im Garten bei dieser Arbeit sah, sprach zu mir: du kleiner Heinrich wirst ganz gewiß einmal ein Doktor werden.

Bei jener Feuersgefahr, welche, wie ich oben erwähnte, einige Zeit nach dem größeren Brande, unserem Wohnhause gerade gegenüber, ausbrach, hatten meine Eltern alle ihre werthvollen Sachen, mein Vater auch seine Bücher im Keller und Garten in Sicherheit gebracht. Da kamen mir die mächtig großen, dicken Bände der Landkarten meines Vaters, jeder so schwer, daß ich ihn mit meinen Kinderhänden nicht zu erheben vermocht hätte, zum ersten Male zu Gesicht. Sie waren von jener Art und Beschaffenheit, wie man sie eben vor nun fast 100 Jahren haben konnte, denn diese meine erste Bekanntschaft mit ihnen geht auf 70 Jahre zurück, und mein Vater, wenn sie ihm nicht als Erbtheil von seinem Schwager Gabriel Werner zugekommen waren, hatte sich dieselben gewiß nicht von seinem spärlichen Einkommen als Diakonus in Lunzenau oder als Pfarrgehilfe in Hohenstein angeschafft. Auf diesen Landkarten gab es, neben den Inseln oder Ländern, selber in dem freien Nebenraume, Abbildungen von Elephanten, Straußen oder auch, wenn es ein hoch im Norden gelegenes Land war, Abbildungen von Wallfischen, Eisbären u. d. Meine Freude an dem Beschauen dieser Dinge war unbeschreiblich groß und wurde noch viel größer, als mein lieber Vater

mir von all' den Ländern, die auf den Karten verzeichnet standen, sowie von den Thieren und Menschen, die da leben, so wie von den Palmen, die daselbst wachsen, erzählte. Der Eindruck war ein bleibender und sobald ich fertig lesen konnte, waren die alten Reisebeschreibungen in der Bibliothek meines Vaters meine liebsten Unterhaltungen.

Meine Vater hielt zu seinem Vergnügen eine große Hecke von Kanarienvögeln, mit deren Zucht und Pflege er so glücklich war, daß er gar viele Leute durch ein Geschenk seiner jungen Zöglinge erfreuen konnte. Wenn die Kanarienweibchen zuweilen eine zu große Zahl von Eiern legten, deren Ausbrut mit der Auffütterung der Jungen vielleicht ihre Kräfte überstiegen hätten, behielt er das eine und andere davon zurück. Nun hatte er mir einsmals, als wir mit einander im Freien auf unserer Waldwiese waren, nicht nur von dem Specht und seinen Wanderungen, sondern auch von dem Kukuk erzählt, daß dieser seine Eier nicht selber ausbrüte, sondern dieselben immer je eines in das Nest einer Grasmücke oder eines anderen kleinen Insekten fressenden Vogels lege, wo dasselbe von den Pflegeltern ausgebrütet und das Junge gar treu versorgt werde. Diese seltsame Sache wollte ich selber sehen, denn ich hatte im Gebüsch, bei meines Vaters Garten, das ich oft durchstrich, ein Grasmückennest entdeckt. Ein Kukuksei konnte ich freilich nicht haben, mit einem Kanarienvogelei, so dachte ich, müßte aber der Versuch noch besser gelingen; weil dieses an Größe den Eiern der Grasmücke so nahe gleich war. Ich wollte aber, wenn ich auf einmal einen im Grasmückenneste erzogenen Kanarienvogel ins Haus brächte, die Meinigen damit überraschen, holte mir deshalb ein von meinem Vater bei Seite gelegtes Kanarienei und brachte dasselbe im Neste der Grasmücke unter. Als ich

jedoch am anderen Morgen nachsah, hatten die neuen Pflegeeltern das Ei aus ihrem Nestchen herausgeworfen. Ich wiederholte den Versuch, legte das fremde Ei recht in die Mitte der Eier der Grasmücke hinein, aber am nächsten Tage war es damit eben so ergangen, wie mit dem ersten.

So wurde ich schon durch meine damalige kindische Erfahrung auf das hingewiesen, was der von Gott den Seelen der Thiere eingepflanzte Naturtrieb oder Instinkt seinem Wesen nach sei. Abgesehen davon, daß mein kleiner Kanarienvogel, wenn anders einer aus dem untergelegten Ei gekommen wäre, weil er seiner Natur nach ein ganz anderes Futter bedurft hätte, als die Insekten und Würmchen, die seine Pflegeeltern ihm bringen konnten, gar bald vor Hunger umgekommen wäre, ist auch der Drang, der die Pflegeeltern des jungen Kukuks zu ihrem zärtlichen Verpflegungsgeschäfte antreibt, von so besonderer Art, daß er nur in seinem naturgemäßen Kreise, nicht außer diesem sich äußern kann. Er ist ein Selbsterhaltungstrieb, welcher ebenso der Seele des einzelnen Thieres in Beziehung auf ihren eigenen Körper inwohnt, als er auch in der größeren Gesammtheit der lebenden Wesen vorhanden ist und wirkt, welche eben so ein in sich verbundenes, gegliedertes Ganze ist, wie der einzelne lebende Leib. Die Mutterliebe und Elternpflege, welche dem verwaisten jungen Kukuk versagt ist, weil das mütterliche Thier dieser Vogelart seine in mehrtägigen Zwischenräumen gelegten Eier nicht selbst bebrüten kann, wird durch jenen allgemeinen Erhaltungstrieb der Natur auf ein anderes Vogelpaar übertragen. — Es gibt eine allumfassende Vorsorge des Schöpfers für seine Geschöpfe, welche in solchen Fällen, wo das Schwache, das Hülflose und Verlassene

ihrer bedarf, am augenfälligsten und kräftigsten sich äußert.

Wenn auch mein eigennütziger Wunsch in dem Grasmückenneſt unerfüllt geblieben war, so hatte mich dieses doch nicht von der großen Neugierde geheilt, mit welcher ich, sobald ich etwas größer war, überall im Wald und Gebüsch, auf den Bäumen und in der Höhlung ihrer Stämme, in Mauern und Felsenritzen die Nester der Vögel wie die Schlupfwinkel der Eichhörnchen aufsuchte, nicht um ihrer Jungen mich zu bemächtigen, sondern nur um zu sehen, was sie machten. Mit den Staaren in unserem Garten hatte ich eine besonders vertraute Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen, so daß ich oft dachte, wenn ich ein großer Herr wäre, der ein Wappen führen dürfte, würde ich mir einen Staar und eine Pfundrose (gefüllte Päonie) hineinzeichnen oder graben lassen.

Einer ganz besonderen Jugendfreundschaft muß ich noch erwähnen, die ich mit einem großen Hühnerhunde geschlossen hatte, weil dieselbe mir später öfters, wenn ich daran dachte, ein Anlaß geworden ist, über das Wesen der Seele, die im Thiere ist, und ihren Unterschied von der menschlichen Seele, nachzudenken. Dieser Hund, welcher einem meiner Verwandten gehörte, der im Nebenhause meiner Eltern wohnte, war, wie es schien, bloß meinetwegen, so oft er nur Freiheit dazu hatte, in unserem Hause. Wenn am Vormittag 11 Uhr und des Nachmittags 4 Uhr meine Schulstunden zu Ende waren, da am gewöhnlichsten fand er sich in unserem Wohnzimmer ein, dessen Fenster die Aussicht nach dem Schulgebäude hatten, stellte sich mit den Vorderfüßen auf einen der niederen Fensterstöcke und schaute unverwandt nach der Thüre des Schulhauses hin. Er bemerkte mich sogleich unter den

Trosse der anderen; meist mit lautem Freudengeschrei her-
ausrennenden Buben, wedelte dann, wie meine Mutter
mir erzählte, je näher ich kam, desto lebhafter mit dem
Schwanze, drückte seine Freude durch halb lautes Bellen
aus, und wenn ich in's Haus trat, sprang er mir mit
allen der Hundenatur möglichen Freudenbezeugungen ent-
gegen, leckte meine Hände, und, wenn es ihm erlaubt
war, mein Gesicht, und verließ mich dann nicht, bis sein
Herr, der als Landarzt viel außer Hause beschäftigt war,
ihn abrief. Er begleitete mich im Winter im Garten durch
den Schnee, im Sommer über Hecken und Haide, äußerte
wie ein besorgter Freund seine Betrübniß, wenn ich keck
auf die Bäume und Mauern kletterte, durch halb win-
selnde, halb bellende Töne, jagte, wenn wir mit einander
durch eine Viehheerde gingen, die Stiere und Kühe, oder
wenn Hunde bellend gegen mich anliefen, diese von mir
hinweg und betrug sich in allen Stücken gegen mich, als
ob in ihm ein Mitgefühl und liebendes Einverständniß mit
der Seele eines Kindes sei. Ich sehe noch jetzt im Spie-
gel der Erinnerung die Blicke seiner treuen, guten Augen,
wenn er neben mir auf dem Boden saß, vor allem sind
mir die fast menschenartigen Blicke unvergeßlich, mit denen
er mich ansah, als er in Folge, ich weiß nicht mehr wel-
ches Unfalles, der ihm auf einer Jagd in Gesellschaft sei-
nes Herrn begegnet war, schon im Sterben vor mir lag.

Ich befand mich damals noch selber gleichwie im Ge-
biete der Aesopischen Fabelwelt; die Hühner wie die
Staaren und Rothkehlchen schienen mit oder zum Ange-
hör von mir zu sprechen, daß aber mein Caro, der Hühner-
hund, jedes Wort, das ich zu ihm sagte, verstehe, daß
er wenigstens eben so klug, wo nicht klüger als ich sei,
das hätte ich mir nicht ausreden lassen. Hatte doch selbst

der Dr. G. F. Meier in Halle, wie ich dies viele Jahre später las, die Seelen der Thiere an inneren Gaben denen der kleinen Kinder gleichgestellt, die vor dem Gebrauche der Vernunft sterben, und deshalb jene eben so gut für vervollkommnungsfähig und für unsterblich angesehen als diese es sind, während der tiefsinnige Buonaventura den Unterschied der Menschen- und Thierseelen darein setzt, daß jene von dem Leibe ablöslich, diese aber in unablöslicher Weise mit ihrer Leiblichkeit verbunden seien. Die Menschenseele, weil sie ein selbstständiges Wesen sei, könne deshalb fortdauern, auch wenn der Leib, dem sie innewohnte, vernichtet würde, die Seele der Thiere aber nicht, weil sie in unabtrennbarer Weise mit ihrem Körper Eins sei. Und wenn man noch weiter gehen will, kann man sagen: die Seele des Menschen durch die Kraft ihres vernünftigen Geistes vermag Gott zu erkennen, die Seele des Thieres aber nicht. Nur das Gleichartige kann aber ein Gleichartiges erkennen; ein Geschöpf, das nach seinem Maaße den Schöpfer erkennt, muß in einigen Grundzügen mit der Natur des Schöpfers verwandt und gleichartig, muß wie dieser über die Körperlichkeit erhaben, unsterblich sein.

Bei einer anderen Gelegenheit, wo ich von einer Zeit meines Lebens zu reden habe, die für mein Inneres eine sehr gefahrvolle, stürmische war, werde ich hierüber noch einige Worte sagen.

In der Regel hatte das Meiste von dem, was unser mit gewaltthätiger Hand und lauter Stimme waltender Herr Cantor sprach, nicht viel Anziehendes für mich. Einst aber kam er, ich begreife selbst nicht wie und warum, auf den Unterschied der Sonne und des Mondes zu sprechen. Damit verhielte es sich, sagte er, wie mit einer Fensterscheibe, auf die am Abend oder am Morgen die Sonne

scheint. Die Fensterscheibe glänze so hell, als wenn sie selber eine Sonne wäre, nur aber so länge die Sonne darauf scheine, denn wenn diese weg sei, da sei auch der Glanz der Fensterscheiben weg. Ich hörte dieses mit großer Aufmerksamkeit und Begierde an, denn dies war Etwas, wovon ich gerne reden hörte. Gleich als ich nach Hause kam, erzählte ich meinem Vater, was ich gehört habe, hatte aber in meinem kindischen Unverstande die Worte des Herrn Cantors so aufgefaßt, als ob die Sonne immer hinter dem Monde stände, und wenn derselbe leuchte, da schiene sie durch ihn hindurch wie durch eine Fensterscheibe. Mein Vater aber machte mir ganz deutlich, wie wohl der Vergleich gemeint gewesen sei, und ich freute mich nicht wenig darüber, daß ich nun wußte, wie es mit dem Lichte der Sonne und des Mondes beschaffen sei.

Noch größer wurde die Freude, als einige Zeit nachher mein Vater mir etwas von den Planeten und den anderen Sternen sagte. Eine Nachbarin kam an einem schönen, heiteren Frühlingsabende zu uns hinein und bat meinen Vater, doch mit hinaus zu kommen auf den freien Platz bei unserem Hause. Draußen am Himmel, so erzählte sie, steht ein Stern, wie die Leute sagen, so groß als ein Ochsenkopf. Mein Vater ging mit hinaus und ich sprang eilig ihm voran. Es war der Abendstern oder die Venus, die sich gerade damals in ihrem stärksten Glanze zeigte und die zugleich sehr nahe bei einem anderen großen Sterne stand. Mein Vater erklärte den Leuten die Sache und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß es am Himmel Sterne gibt, davon die meisten immerfort, ein Mal wie das andere Mal, in gleicher Weite von einander stehen, einige aber neben und zwischen den anderen Sternen, eben so wie der Mond, fortrückten. Die ersteren halte man für Son-

nen, wie unsere Sonne, und sie wären gar sehr weit von uns entfernt, die anderen wären allem Anscheine nach Weltkörper von ähnlicher Beschaffenheit wie unsere Erde, und bewegten sich auch wie diese mit um die Sonne, jeder von ihnen in seinem eigenen Kreise, wie bei jenem Knabenspiele, das man das Groß- und Kleinlaufen nennt, wobei die kleineren Knaben in näherem Abstande und kleinerem Kreise, die größeren in weiterem Abstande und größerem Kreise rundum, um eine in der Mitte aufgestellte Stange oder Fahne um die Wette laufen.

Ich fragte daheim meinen lieben Vater noch Vieles um die Sache und sah mir seitdem oftmals die Sterne darauf an, ob sie an ihrem Orte stehen blieben oder weiter gingen, konnte jedoch immer nur bei dem Monde mich von seinem Fortrücken überzeugen, weil es mit den anderen Bewegungen für mich zu langsam und unmerklich herging. Aber das Verlangen nach einer näheren Bekanntschaft mit jenen höchsten Majestäten der Sichtbarkeit war in mir geweckt und fand später in erwünschtem Maaße die Mittel zu seiner Befriedigung. Dasselbe Verlangen zum weiteren Erkennen regte in mir die Erscheinung mehrerer sehr augenfällig großer Nordlichter auf, welche während meiner Kinderjahre über unseren Horizont heraufstiegen. Der ziemlich wirksame, hufeisenförmige Magnet und der Kompaß im Studirzimmer meines Vaters, auf welche dieser, als er mit mir über das Nordlicht sprach, mich aufmerksam machte, waren mir seitdem ein Gegenstand der stillen, tiefen Verwunderung, dessen Betrachtung mich öfters, zugleich mit der seines kleinen Erdglobus anzog und wobei ich, wenn mein Vater ausgegangen war, länger verweilte, als wohl andere Kinder von meinem Alter zu thun pflegen. Auch der merkwürdige Höhenrauch, der im Jahre 1789 (?) wie '83

selbst bei heiterem Himmel den Schein der Sonne dämpfte, machte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck.

Wenn ein Freund und Beobachter der Kinder mich in jener Zeit in all' den eben beschriebenen Aeußerungen meiner natürlichen Neigungen gesehen hätte, er würde vielleicht die Erwartung ausgesprochen haben, daß ich unter günstigen Umständen zu einem nicht unbedeutenden Naturforscher mich ausbilden könne. Ein Mann, der hierüber ein Urtheil von mehr als gewöhnlicher Bedeutung hatte, der edle, große J. G. Herder, sprach dasselbe von mir aus, da ich als Jüngling (damals Schüler in Weimar) an nichts Anderes gedachte, als, dem Wunsche meines Vaters getreu, Theologie zu studiren. Daß ich aber dennoch diesen Erwartungen in meiner späteren Entwicklung nur unvollkommen entsprechen konnte, das ist nicht allein eine Folge meiner äußeren, auf die Entwicklung meines Naturtriebes öfters hemmend einwirkenden Verhältnisse, sondern eines inneren Mangels gewesen, welcher in mir die Gabe der scharfen, ruhigen Beobachtung, die den ächten Naturforscher bezeichnet, niemals in voller Kraft aufkommen ließ. Dieser Mangel ging aus meinem großen Hange zu Träumereien, mit wachen Augen, hervor, zu dessen Betrachtung ich eines der nächsten Kapitel bestimmen will.

Wir können wohl überhaupt auf das, was ich aus meiner eigenen Erfahrung als einen Naturtrieb der Seele bezeichnete, keine sichere Voraussetzung gründen, auf den Verlauf und das Endziel der Entwicklung unseres inneren wie äußeren Lebens. An einem Apfelbaume zeigen sich im Frühling viele schöne Blüthen, davon jede, ihrem Aussehen nach uns verspricht, ein Apfel zu werden, und dennoch geschieht dieses nur an wenigen, während die meisten

den Saft, der in sie drang, in bekräftigterer Form an andere abgeben und selber spurlos verschwinden. Oder auch die Hand des Gärtners schneidet den Zweig, der voll vielversprechender Blüthenknospen seiner Art war, hinweg, und senkt ein Pfropfreis von anderer Art nach ihrem Wohlgefallen in die Schnittwunde hinein, dessen Entwicklung der Nahrungsstoff, den der abgeschnittene Zweig für seine Blüthenknospen aus dem Stamme herbeizog, zu Gute kommt. Auch an mir ist deshalb der Naturtrieb, der meinem Wesen von frühe an eingepflanzt war, nicht unwirksam geblieben. Er hat in mir eine Lust und Freude an dem Buch der Werke meines Gottes entzündet, ein Wohlgefallen an seiner Betrachtung, das sich auch anderen Menschenseelen mitgetheilt hat. Und wenn mir auch die äußere Kraft und die Mittel versagt waren, den großen, reichen Schatz der Erkenntnisse der Sinnenwelt durch einen eigenen Erwerb zu bereichern, so ist mir doch in meiner Weise das Loos jenes Standes und Berufes beschieden worden, zu dessen Wahl ich in meiner Jugend mich geneigt fühlte. Ich habe wie ein Zeug- und Waffenschmied aus dem Eisen, das ich nicht selbst gegraben, noch ausgeschmolzen, hin und wieder einige Werkzeuge und Geräthe zum Nutz und Dienst des Haushaltes, so wie zum Erinnerungszeichen an den Herrn und Besitzer des Hauses gearbeitet, und meine Arbeit ist für mich nicht ohne Lohn gewesen.

14. Die Naturgaben.

Der Inhalt dieses kleinen Kapitels schließt sich eigentlich an den des vorhergehenden an, ja er könnte mit diesem Eines sein, denn Alles an, wie in uns, ist Gabe, und was wäre der Naturtrieb ohne die Naturgabe, aus welcher ihm seine Anregung und belebende Kraft kommt, wie

dem jungen Vogel der Trieb zum Aufschwung aus dem Hervorwachsen und Erstarken der Flügel.

Eine hohe Gabe für das Wesen und Leben des einzelnen Menschen ist ein gesunder, kräftiger Leib. Diese Gabe hatte ich von meiner Geburt an in reichem Maaße empfangen; bin deshalb auch, ebenso wie meine jüngste Schwester, von den meisten sogenannten Kinderkrankheiten verschont geblieben. Eine noch höhere Gabe ist die der dankbaren Liebe zu den Eltern und die zärtliche Anhänglichkeit an dieselben, woraus die Freude am Gehorsam, an einem den Eltern wohlgefälligen Betragen hervorgeht. Auch diese Gabe ist mir, so oft ich auch dieselbe durch rohe Unerkenntlichkeit und Undank befleckt habe, dennoch nicht versagt gewesen: die Liebe meiner Eltern, namentlich meiner zärtlichen Mutter, hat Gegenliebe in mir geweckt. Selbst meine Neigung zur Einsamkeit und Stille, von der ich vorhin sprach, zähle ich zu den dankenswerthen Gaben, die ich empfangen hatte.

Meine jüngste Schwester, welche ungefähr 8 Jahre älter war, als ich, ist mir von Gott ganz besonders zur ersten Erzieherin und Lehrerin geschenkt worden. Ihr kindlich frommes Gemüth war mit so seltenen Geistesgaben angethan, daß, wenn sie jemals — was ganz gegen ihre Gesinnung und Art war — diese Gaben hätte öffentlich kund geben wollen, gar viele Andere mein Urtheil über diese Lilie in Sarons Thal würden bestätigt haben. Sie war aber, wie ich vorhin (S. 133) sagte, eine von jenen Blüthen, welche ihre Kraft zum Erzeugen der Frucht an eine andere nachbarliche Blüthe abgeben, während sie selber dem Blicke des Zuschauers entschwinden. Namentlich hatte diese Schwester auch eine wahrhaft seltene Gabe zum Erzählen. Sie nahm deshalb schon frühe an dem Ge-

schäfte meiner guten Mutter, mir Geschichten aus der heiligen Schrift zu erzählen, sehr lebhaften Antheil. An den Bildern zu Scheuchzer's Physica sacra konnte ich mich nicht satt sehen; an den Auslegungen derselben nicht satt hören. Aber nicht nur biblische Geschichten allein, sondern auch andere anmuthige, wahre wie erdichtete Geschichten, etwa aus Musäus' Volksmährchen, erzählte mir diese liebe Schwester und weckte hiedurch in mir dieselbe Gabe. Es ward mir zur Lust, anderen Knaben die Geschichten, die ich von meiner Schwester gehört hatte, wieder zu erzählen, und die älteren wie die jüngeren hörten mir gerne zu, wenn ich von Kaiser Karl dem Großen oder auch (nach Musäus' Mährchen) vom Schwager Bär, Schwager Adler und Schwager Fisch ihnen erzählte. Ich halte dafür, daß mir dieses zur Vorübung für meinen nachmaligen äußeren Beruf dienlich gewesen sei.

Obgleich bei dieser Gelegenheit an mir vorherrschend das thatsächliche Gedächtniß, weniger das Wort- und Namengedächtniß geübt wurde, so hat sich dennoch auch dieses in mir zu einer hinreichenden Stärke ausgebildet, um die große Menge der Worte und Namen aufzufassen, die zum Verstehen mehrerer Sprachen und zur näheren Bekanntschaft mit den verschiedenen Reichen der Natur nothwendig waren. Doch ist mir bei dieser Art von Erwerb die auch von Anderen gemachte Erfahrung sehr eindrücklich geworden, daß die frischeren Jahre des Lebens, am meisten die Kindheit, nicht nur zum Aufnehmen der Erkenntnißstoffe in das Gedächtniß, sondern auch zum Festhalten derselben die geeignetsten sind. Das im späteren Alter Erlernte bedarf einer beständigen Erneuerung und frischen Anpflanzung, wie viele unserer Gartengewächse, die, wenn sie erst im Spätsommer oder Herbste ausgesäet werden,

absterben, ohne einen reifen Saamen zu tragen, während dagegen die Aussaat, welche in den frühesten Jahren des Lebens in's Gedächtniß kam, ihren fruchtbaren Saamen zur Wiedererneuerung beständig in sich trägt.

Die Freude am Vernehmen von Geschichten und Beschreibungen von Reisen hatte in mir die Lust am Lesen derselben erregt, und wie die mündlichen Erzählungen in mir die Gabe zum Nacherzählen erweckten, so die gelesenen die Gabe zur schriftlichen Darstellung in eigenen Worten. Ich hatte eine große Neigung zum Fertigen von Reimen, und als ich kaum schreiben gelernt, da ließ ich es an Versuchen, den Meinigen gereimte Neujahrswünsche zu bringen, nicht fehlen; ja meine Fertigkeit zu dergleichen Dingen wurde so groß, daß ich, von einem Freunde unseres Hauses zuweilen dazu aufgefordert, ohne mich lange zu besinnen, auf eine etwa an mich gestellte Frage in Reimen antworten oder irgend eine Bitte in Reimen vortragen konnte. Die einzigen Bücher, an denen sich diese für mich bedeutungslos gebliebene Anlage hatte entwickeln können, waren Gellert's Fabeln, die ich vom öfteren Lesen meist auswendig wußte, so wie die Lieder des Gesangbuches, von denen ich auch viele im Gedächtnisse führte. Aber auch in prosaischen Schreibversuchen übte ich mich sehr frühe, und ich begreife heute noch nicht, wie und in welcher Weise in mir der über mein kindisches Alter hinausgehende Gedanke entstanden sein möge, ich solle einmal künftig ein Schriftsteller werden. Dachte ich doch schon etwa in meinem sechsten Jahre daran (ich saß noch auf der Lese- und Schreibebank), ein Buch zu machen, ließ mir von einer meiner Schwestern einige Bogen Papier zusammenheften und begann in so künstlich schönen Federzügen, als ich nur herausbringen konnte, ein Buch über

den Wallfischfang (!), das in der Weise der alten Schreibart aus dem 17. Jahrhundert, mit einem Worte, ungefähr wie „Alldieweil“ anfing. Auf die Buchstaben dieses ersten Wortes war ein vorzüglicher Fleiß gewendet, weshalb sie mir auch noch einigermaßen vor Augen stehen; das ganze Werk mag übrigens kaum weiter als auf 12 Zeilen ausgelaufen sein, denn es schloß schon in der Mitte der ersten Oktavseite.

Ungefähr ein Jahr nachher gerieth ich bei einer (übrigens freundschaftlichen) Balgerei mit einem etwas größeren und älteren Buben in die Gefahr, vielleicht zu ertrinken. Es geschah in einem fremden Garten, mit dessen Boden ich durchaus unbekannt war; wir hatten beide im Ringen uns angefaßt; der Größere schob, ohne zu sehen, was vor ihm war, mich Kleineren vorwärts nach einem tiefen Wassertümpel, in den ich hineinfiel, zugleich aber auch meinen Kampfgenossen mit mir hineinriß. Dieser übrigens war auch meine Rettung, denn er arbeitete sich zuerst und zog dann auch mich aus dem Wasser heraus. Mir aber, indem ich das unversehene Wasserbad abschüttelte, kam als erster Gedanke: wenn du einmal deine Lebensbeschreibung schreibst, willst du diese Rettung aus einer Lebensgefahr (sie war gewiß viel geringer als ich mir sie vorstellte) erwähnen. Nun, dieses geschieht hier wirklich, mit einem Lächeln über so frühe Regungen der Eitelkeit und Selbsterhebung in einer armen Kindesnatur.

Vielleicht möchte man in diesen und manchen ähnlichen Zügen aus dem Leben meiner Kindheit Vorahnungen erblicken wollen von dem, was mir später geschehen und geworden. Ich kann dieses weder behaupten, noch unbedingt es läugnen. Aehnliche Gedanken mögen in vielen Knaben aufsteigen, die von den oder jenen berühmten

Künstlern oder Schriftstellern hören, und, weil sie selber so eben das Zeichnen oder Schreiben lernen, selber einmal ein solcher Mann zu werden sich träumen lassen. Wie jene Gedanken der kindischen Eitelkeit mir kamen, ich weiß nicht woher? so verflogen sie mir auch, ich weiß nicht wohin? Denn erst viele Jahre nachher, da ich in der Nähe der großen, berühmten Männer von Weimar lebte, erwachte in mir ein ähnliches Gelüste nach dem Ruhm der Feder.

Unsere Träumereien, in den Jahren der Kindheit wie des späteren Alters, können zuweilen, wie gewisse Träume der Nacht, von prophetischer Natur sein; es kann sich in ihnen eine nahe oder fernere Zukunft scheinbar oder wirklich abspiegeln. Im Allgemeinen gilt jedoch von beiden Dasselbe: sie sind die vereinzelten Laute in den Saiten einer Aeolsharfe, welche nicht ein tonkundiger Geist zu harmonischem Einklang, sondern ein vorüberziehender Windhauch zu Lauten aufregt, davon keiner nach dem anderen fragt, keiner dem anderen antwortet, weil jeder, wie ein fallendes Sandkorn im Wasserspiegel, die Wellen eines Tones aufregt, der alsbald in dem Schlage der anderen Wellen sich verliert. Darum, wie der alte Weise sagt: „wer auf Träume hält, der greifet nach dem Schatten."

Es führt uns dieses zu der vorhin, als Nachtrag zum 13. Kapitel versprochenen Betrachtung über die Träumereien mit offenen, scheinbar wachen Sinnen.

15. Ein Schlafzustand bei scheinbarem Wachen.

Der Zustand der Seele, von dem ich hier einige Worte sagen möchte, ist der umgekehrte von jenem, darin die Seele mit klarem Selbstbewußtsein wach ist und mit

Ueberlegung handelt, während der leibliche Mensch in tiefen Schlaf versunken scheint, und dieses auch wirklich ist. Von diesem letzteren Zustande will ich aber nach dem, was meine eigenen Erfahrungen mich lehrten, erst bei einer späteren Gelegenheit reden.

Wenn der berühmte französische Fabeldichter Jean Lafontaine zuweilen viele Stunden lang, selbst bei regnigem Wetter, auf der Bank in einem öffentlichen Garten sitzen und gedankenlos vor sich hinstarren konnte, so war dies in der That kein solches Stillstehen einer tiefsinnenden Seele vor einem Gedanken von göttlichem Inhalte, wie den Sokrates ergriff, wenn dieser zuweilen, in solche innerliche Anschauung versenkt, ohne zu sehen und zu hören, wie angefesselt an einem Orte blieb. Denn wenn man den Lafontaine aus seinen Träumereien durch Zuruf geweckt und gefragt hätte, woran er soeben gedacht? würde er kaum des letzten Gedankenbildes sich erinnert haben, das soeben an seiner Phantasie vorübergezogen war, nicht aber der vorhergehenden, nicht des ersten, bei dessen Anwandlung er auf der Bank Platz genommen hatte. Denn daß ihm in dem Zustande dieser Träumereien mit offenen Augen die Kraft des Festhaltens, der bewußten Anordnung der Gedankenbilder, mithin überhaupt die des Denkens und der geistigen Thatkraft ganz entschwunden war, das bezeugten jene Aeußerungen der fast blödsinnigen Selbstvergessenheit, von denen sein äußeres Leben voll war. Hatte er doch zuweilen Menschen, die ihm nahe standen, an einen anderen Ort, um sie zu sehen und zu sprechen, bestellt, oder eine Reise zu ihnen gemacht, und wenn er an seinem Ziele war, vergessen, was er da wollte, so daß er unverrichteter Sache zurückkehrte und erst, wenn die Freunde in Paris ihn durch ihre Fragen aus dem ge-

dankenlosen Traume weckten, an das gedachte, was die eigentliche Absicht seines Weges gewesen war.

Wenn auch in keinem so krankhaften Uebermaaße, sind dennoch auch wir anderen Menschen dem beständigen Andrange der Gedankenbilder unterworfen, welche öfters wie Mückenschwärme vor uns aufsteigen, uns umgaukeln und auf dem Wege des selbstbewußten Denkens uns mannichfach belästigen. Nicht immer jedoch fühlen wir uns durch solche vorüberziehende Wolken, welche das Licht des Denkens trüben, nur belästigt, sondern sehr oft liegt auch in den Träumereien des äußerlich wachen Zustandes für die Seele eine ähnliche wohlthuende, erquickende Kraft als für den Leib in dem Zuspruche eines süßen Schlummers. Und geschieht nicht vielleicht der Seele während ihrer naturgemäßen Träumereien, wie sie namentlich dem Alter der Kindheit eigen sind, etwas Aehnliches als dem Leibe während seines gesunden Schlafes? Die Nahrungsstoffe, die wir von außen aufnehmen, werden vorzugsweise im Schlafe zu einer Speise der höheren Ordnung für die Muskeln und für das Gehirn, welche den Verbrauch, der bei dem Wachen stattfand, wieder erstattet und das Wachsthum oder die Erneuerung aller Theile des Leibes kräftig befördert. Sind nicht vielleicht auch die Gedankenbilder unserer Träumereien nährende Elemente einer höheren Ordnung, die sich die Seele zu ihrer Bekräftigung aus den Nahrungsstoffen der äußeren Sinneseindrücke bereitet? Wie der Milchsaft in dem feinen Gewebe der Lymphgefäße, wie das Blut in unseren Adern sich bewegt, ohne die Mitwirkung unseres Willens, ohne daß wir es nur fühlen, so vielleicht geht der Strom der Gedankenbilder in uns seine Wege ohne, und selbst gegen den Willen unseres denkenden Geistes?

Ein neu bekräftigender Uebergang von einer That des inneren Lebens zur anderen könnten dann die Zwischenzeiten sein, in denen wir uns und unser eigenes Thun vergessen und wie bei einer Lustfahrt auf still fließendem Wasser dem Strome der Gedankenbilder uns überlassen, der seinen Lauf aus unbekannter Quelle nach einem unbekannten Ausflusse hin, durch das Gebiet unseres Seelenlebens, nimmt. Wenn der berühmte Verfasser des zu seiner Zeit einzigen historischen und kritischen Wörterbuches, Peter Bayle, ein Ausruhen von seinem geistigen Tagwerke, dessen Umfang und Tiefe fast unermeßbar erschienen, in jener kindischen Belustigung der Augen fand, welche das Gaukelspiel der Seiltänzer und ihrer Possenreißer gewährt, dann hatte er hierbei die eigene Selbstthätigkeit seines Geistes so ganz aufgegeben, wie ein Wanderer im bequemen Kahne ausruhend die Bewegung der eigenen Glieder. Wie so ganz mußte dieser vielbewunderte Mann sich selbst und seinen kritischen Scharfsinn aufgegeben und seine eigene Stellung als großer Gelehrter vergessen haben, wenn er, mit schon ergrauendem Haare, in seinen Mantel gehüllt, unter den Knaben von Rotterdam da stand und wie diese mit gespanntester Aufmerksamkeit den Künsten der Aequilibristen zuschaute, ihre volksthümlichen Scherze anhörte? Dieser seltsame Genuß der äußeren Sinne vertritt dem Bayle den Genuß der inneren, welcher öfters aus den Träumereien mit wachen Augen hervorgeht, eben so wie dem Leonhard Frisch, dem Gruterus und anderen mühselig fleißigen Sprachforschern und Schulmännern die Belustigung der Augen an ihren lebenden Thieren oder an der Blumenflor ihrer Gärten, oder wie angestrengt fleißigen Geschäftsmännern irgend eine Art der harmlosen (sogenannten) Zerstreuungen, darin sie, wie

der Bewohner einer geräuschvollen Stadt, wenn er auf's Land geht, dem Gedränge der Sorgen und Mühen ihres äußeren Lebens entrückt wurden.

Der in der Stille des Landlebens Erwachsene und Wohnende begreift zuweilen nicht diesen Drang, der den Städter an die einsamen Fluren hinaustreibt; er hat über dieses Thun eines Anderen, ihm ferne Stehenden kein Urtheil. Das Ausruhen aber, welches das gejagte Reh fern über das Feld hinaus, darauf es sich weidete, am abgelegenen Hügel sucht, hätte es näher, in seinem heimathlichen Walde, finden können. Es gibt in uns selber, in der Tiefe unseres Gemüthes, ein Sein der Ruhe und der Stille, darin ohne Aufhören die neue gesunde Bekräftigung zum Tagwerk des Lebens gefunden wird *).

Wie aber ein beständiger, ununterbrochener Schlaf des Leibes nicht viel besser ist, als der Tod, so sind auch die Schlafzustände der Seele, welche wir hier in der Form der Träumereien betrachteten, wenn sie nicht immer von Neuem mit dem selbstbewußten Wachen, mit der geistigen That des Lebens wechseln, nichts Anderes als ein bedauernswürdiger Blödsinn. Der gesunde Schlaf ist nur für das Wachen, nicht das Wachen für den Schlaf da; in der fest geschlossenen Knospe bereitet sich der Ausbruch der Blüthe vor wie in der Puppe die Gestaltung des Schmetterlings. Das kindliche Alter bedarf zu seinem leiblichen Wachsthum und seiner Bekräftigung des natürlichen Schlafes am meisten; es verschläft einen großen Theil der

---

*) Wie Jos. Haydn dieses innere Ausruhen und Bekräftigen kannte und benutzte, darüber vgl. m. meine Geschichte der Seele in dem Paragraphen über die Gefühle. (4. Aufl. Bd. II, S. 193 und 215.)

Stunden des Tages. Selbst in der Entwicklungsgeschichte der Seele zeigt sich ein ähnliches Verhältniß; wir sind in der Kindheit, sind in der Jugend viel mehr den Träumereien, den inneren Belustigungen der Phantasie durch das Schauspiel der Gedankenbilder dahingegeben, als in den späteren Jahren.

So viel als nur irgend ein Anderer habe ich in meiner Kindheit die Belustigung an diesen inneren dramatischen Dichtungen genossen und aus der Erfahrung kennen gelernt. Ich will hierüber nur Einiges anführen, was diese Erfahrung mich lehrte.

Von den gewöhnlichen Träumereien möchte ich zuerst jene Phantastereien unterscheiden, bei denen die Seele einen Sprung der Phantasie aus dem wahren Sinne eines Gedankens oder einer Anschauung in einen erdichteten macht, so daß ein chimärisches Mittelwesen, halb Gedanke halb Einbildung entsteht, oder daß wie in Ovid's Metamorphosen eine vollkommene Entstellung des wirklich Vorhandenen in ein Phantasiestück vor sich geht. Zu dergleichen Phantastereien bin ich als Kind (ja, wenn auch in anderer Form, selbst in späteren Jahren) sehr geneigt gewesen. Wenn z. B. meine Schwester den Anfang der Bürger'schen Ballade: „Lenore fuhr um's Morgenroth" sang, da hörte ich nicht mehr auf die darauf folgenden Worte: „empor aus schweren Träumen" sondern, ganz entzückt über den köstlichen Einfall, herumzufahren um's Morgenroth, lief ich mit meinem kleinen Vetter um unseren runden Tisch herum, immer nur singend: „Lenore fuhr um's Morgenroth."

Auf dem Musikchor stellte ich mich gewöhnlich zu den Baßgeigen hin und schaute mit Vergnügen auf die oberen Enden der Instrumente, indem ich mir einbildete, der Kopf (die Schnecke) und der Wirbelkasten auf dem Halse der

Geigen sei ein kleiner Affe und all' diese Affen müßten jetzt, auf dem anmuthig brummenden Bären (dem Gewölbe der Geigen) reitend, eine weite Reise in die Welt machen.

Etwas Anderes als diese Phantasiereien sind die Träumereien, welche, so wie sie uns während des Wachens am Tage überfallen, mit den eigentlichen Träumen des Schlafes Vieles gemein haben. Beide sind im Allgemeinen Nachklänge und Nachbilder der Ereignisse und Thaten des selbstthätig wachen Lebens, aber im Vergleich mit den Urbildern ist der Eindruck, den die Nachbilder auf unsere Seele machen, so schwach, wie das Licht der nächtlichen Sterne im Vergleich mit dem der Sonne, bei dessen Aufgang die Sterne verbleichen und verschwinden. Beide Arten der Traumbilder verlöschen deshalb sehr leicht aus der Erinnerung des wachen Lebens.

Dennoch gibt es, nicht blos unter den gewöhnlichen Träumen des Schlafes, sondern auch unter den Träumereien des Taggeschäftes, solche, die sich nicht als bloße Nachbilder des gewöhnlichen wachen Lebens betrachten lassen, sondern die vielmehr selber als Vorbilder auf die Handlungen desselben einwirkten. Geschieht es uns doch nicht selten, daß wir am Morgen mit einem Vorsatze, mit einem Antriebe erwachen, der uns im Traume kam, und welcher am Tage zur That wird. Solche Träume und Träumereien vergessen wir nicht, sie werden fest durch ihre Erfüllung.

Unter den Träumereien meiner frühesten Jahre sind mir deshalb manche in der Erinnerung geblieben, weil ihr stiller, öfter wiederkehrender Einfluß allmählig sich zur That des Lebens gestaltet hat. Wenn ich als Knabe von der Anhöhe meines Geburtsortes den Zug der Gebirge betrachtete, welcher Sachsen von dem südlichen Landstriche (Böhmen, Voigtland u. a.) abgränzt, da war es immer

ein Punkt der Anhöhen, an dem mein Auge gern verweilte. Es war nicht der höchste, sondern ein minder hoher, zu dem sich jener Gebirgszweig der Sudeten im Westen herabsenkt. Dorthin flogen die Schwärme der Zugvögel im Herbste, dorthin war die Spitze des wohlgeordneten Heereszuges der Schneegänse gerichtet, dort neben der fast pyramidal zulaufenden Bergspitze schien sich ein Weg nach Süden zu öffnen. Ich kann nicht beschreiben, welches Sehnen mich ergriff, hin nach dem Berge zu gehen, über ihn hinüber zu ziehen. Ich habe dieses als Jüngling gethan, habe am Fuße des Berges, nach dem meine Augen so gerne hinschauten, im abgelegenen Gebirgsthale, die liebste Lust meiner Augen, das schönste Glück meines äußeren Lebens gefunden; bin als Mann auf dem Wege, der an jenem Berge vorbeiführt, in das Land gezogen, das mir zur eigentlichen Heimath für die längste Zeit meines Lebens und Wirkens bestimmt war, und wo mir noch viel mehr zu Theil wurde, als das äußere Glück und Wohlbefinden der Erde.

Auch andere, viele andere Träumereien meiner Kinderjahre sind mir zu Vorsätzen zu Thaten geworden, denn wie jene den leiblichen, so regten diese den geistigen Wander- und Forschungstrieb in mir an. Ist es doch öfters, als würden in manchen dieser Träumereien der besten und lieblichsten Art Keime in unsern Geist gelegt, welche nachmals in diesem zur fruchtbaren Saat aufwachsen und gedeihen.

Aber alles Das, was wir hier von dem Wesen der Träumereien sagten, läßt sich dennoch nur als Ausnahme, nicht als eigentliche Regel für dieselben betrachten. Bei weitem für die meisten von ihnen gilt das, was wir oben darüber aussprachen: Sie sind Nachklänge aus dem Alltagsleben, legen ihren Faden an ein Ereigniß von diesem

an und spinnen daraus ein Gewebe, von welchem das selbstbewußte vernünftige Denken oft in sehr hemmender Weise umsponnen wird. Ein schon vorübergegangener, oder künftig zu erwartender Genuß, der unserer Sinnlichkeit schmeichelte, regt in unserer Seele eine lange Reihe von Phantasie- und Gedankenbildern auf, darin sich sein Eindruck in den verschiedensten Formen und Zusammenstellungen wiederholt, und eben so spinnt in uns der Unmuth an der Erinnerung eines Ereignisses, das unserem Fleisch wehe that, seine langen Gewebe aus.

Solche, alltäglich und tausendfältig uns anwandelnde Träumereien entnehmen doch offenbar ihren Stoff und Antrieb zunächst aus dem Fleische, obwohl der Geist, so lange er im Fleische wohnt, der Beachtung ihrer Gaukeleien sich nicht enthalten kann. Ist er es doch, aus welchem das Licht kommt, welcher das Schattenspiel an der Wand zu einem Erscheinenden macht, ohne sein Licht würden dieselben eben so wenig Gestalt gewinnen, als die Schattenrisse der Außenwelt im Daguerreotyp.

Und hier erinnern wir denn noch einmal an einige Züge aus dem Inhalte des 10. Kapitels (S. 76). Das Panorama der Erinnerungen, welches dem Admiral Beaufort in dem Zustande seiner vollkommeneren leiblichen Ohnmacht vor sein geistiges Auge trat, kam nicht aus dem Fleische, dessen Leben am Ersterben war, sondern aus dem Geiste selber, der den Erinnerungen die Kraft seines eigenen, für die Ewigkeit gemachten Wesens gibt. Jene Erinnerungen aber an die Gefahr seines Ertrinkens, die ihn nach seiner Rettung mit wehethuenden, bänglichen Gefühlen erfüllten, kamen aus dem Fleische, in dessen Verkehr jetzt der Geist wieder versenkt und herabgezogen war. Denn obgleich nur der vernünftig erkennende Geist

in uns der rechte und eigentliche Besitzer aller Erfahrungen, Erkenntnisse und Erinnerungen ist, welche die Ausbeute seines Lebens sind, so ist dennoch der ungehemmte Genuß dieses Gutes, während seines Inwohnens im Fleische nur in Hoffnung sein. Denn sein Gut und Eigenthum wird von einem unstäten und veränderlichen Elemente getragen, wie ein Schiff, das auf dem Meere schwebt, und das bald von unten her von den aufthürmenden Wogen, bald von oben her, durch die Macht der Winde, bewegt ist, welche seinen Lauf hemmen oder fördern, bis es einläuft in den Hafen. Die Seele, welche eben so sehr oder mehr noch dem Fleische aus dem Geiste angehört, ist den Aufwallungen von unten, aus dem Fleische, eben so zugänglich als dem Hauche, der aus dem eigenen Geiste, sowie aus dem Gebiete einer Geisterwelt von zweifacher Natur hervorgeht.

16. Das Ferngesicht der Seele.

Namentlich in heißen Ländern gibt es eine Blumenwelt, welche ihren Nahrungssaft nicht aus dem Boden, sondern aus der feuchten Luft und aus der Rinde hochstämmiger Bäume zieht. Unter diesen Gewächsen, welche mehr dem Luftreiche als dem niederen Erdreiche anzugehören scheinen, sind das die ansehnlichsten und herrlichsten, welche sich in Form und Eigenschaften an unsere Ragwurzarten oder Orchideen anschließen. Schon die bei uns einheimischen Blumen dieser Familie scheinen, wenn man sie mit der großen Mehrzahl der anderen Blumen vergleicht, ihrer Form nach, ganz aus der Art geschlagen zu sein, denn manche von ihnen gleichen einer Fliege, einer Biene oder einer großen Kreuzspinne mehr als der Gestalt einer Lilie, einer Rose oder irgend einer anderen Blüthe. Jene ausländischen Formen aber, welche wie die Vanille nicht

unten am Boden, sondern hoch in der Luft auf Bäumen gefunden werden, sind noch viel seltsamer, so daß man in der Gestalt einer solchen herrlichen, buntfarbigen Blume öfters einen kleinen Vogel, ein Insekt oder ein anderes kleines Thier zu sehen glaubt.

Gleicht das nicht den Bildern eines Traumes, darin sich mitten in der Natur des Gewächsreiches die Ahnung von einem anderen, fremden Naturreiche kundgibt? Und wenn der Bewohner des heißen Erdgürtels es sieht, daß solche Luftblumen nur hoch im Wipfel der Bäume, dahin die Hand des Menschen sich kaum erheben kann, ihre Heimathstätte haben, dahin, wie es scheint, ihre Saamen nicht von unten, sondern nur von oben gelangen konnten, darf es uns dann verwundern, daß sich an die Geschichte dieser Pflanzen in der Sage des Volkes ähnliche Züge knüpfen wie an die Geschichte des Paradiesvogels, welcher nach der Dichtung der Morgenländer nicht zum Bewohnen der Erde gemacht ist, sondern, ohne Füße zum Gehen und Stehen, von seiner Geburt an bis zu seinem Tode in der Luft schwebt, wo er sich vom Thau des Himmels und vom Blüthensaft, oder von den zartesten Früchten der Gewürzbäume nährte. Hat doch selbst der europäische Nordländer, wenn er die Mistel hoch am Gipfel der Bäume, dahin keine Menschenhand sie bringen konnte, wachsen und in immerwährendem Grün prangen sah, in diesem Gewächse eine Gabe des Himmels anerkennen wollen, die vor anderen zu heiligen Gebräuchen beim Dienste der Götter sich eigne.

Wie unter den anderen Gewächsen das Geschlecht der Luftblumen, so steht unter den Kräften unserer Seele das Ahndungsvermögen da. Obgleich wie jene für den Verkehr mit dem Leben der Erde gemacht, ragt das Ahn-

dungsvermögen dennoch in ein geisterhaftes Reich des Seins hinüber, welches nicht von irdisch-sinnlicher Art ist; aus der vor Augen liegenden Gegenwart in eine noch nicht mit Augen gesehene Zukunft und Ferne.

Warum sollten wir das Dasein einer Gabe in uns bezweifeln, warum sollten wir der menschlichen Natur allein ein Vermögen absprechen, das in der Thierwelt als Instinkt in so großer Allgemeinheit gefunden wird? Und warum sollte ich hier, in dem einfältigen Berichte von den Erfahrungen meines äußeren wie inneren Lebens mich schämen, es zu bekennen, daß jenes, in manchen seiner Formen so oft verdächtigte Vermögen, gerade in diesen Formen mir in ziemlich hohem Maaße verliehen gewesen sei? Ich habe mich öffentlich, laut genug gegen jede Ueberschätzung, jedes gewaltthätige Experimentiren mit dieser Gabe erklärt; der Naturtrieb, welcher die Züge der wandernden Vögel im Herbste über das Meer hinüber in ein Land führt, das sie für den Winter mit reichlicher Nahrung versorgt, ist so weit von dem Drange des geistigen Forschens verschieden, welcher einen Columbus zur Entdeckung der neuen Welt geleitete, als das unwillkürliche Zucken am Arme eines schlafenden Künstlers von der meisterlichen Arbeit, welche derselbe Arm in Wachen vollbringt; das Vorgefühl des Instinktes, welches die Störche und Kraniche, wenn der früheren Heimath ein dürrer Sommer bevorsteht, zum Ausziehen in einen anderen Landstrich bewegt, ist von der inneren, geistigen Erleuchtung, in deren Lichte ein Prophet des alten Bundes dem verschuldeten Volke und seinem Lande Jahre der Noth und des äußeren Elendes ankündigte, gar wohl zu unterscheiden. Wenn aber auch das Ahndungsvermögen in uns: dieses eröffnete Gesicht für ein Fernes und Künftiges, wel-

ches unser Auge, nicht sieht, in vielen seiner Aeußerungen nicht höher zu stellen ist als der thierische Instinkt, so kann es dennoch andere Male eine Gabe von höherer, geistiger Bedeutung sein. Es gleicht einem frei und für Viele zugänglich hingestellten Saiteninstrumente, an welchem die Finger des einen Vorübergehenden die Tonweise eines Gassenhauers, die eines anderen die Melodie eines Hochgesanges der Andacht hervorrufen; ein Geist, der von oben, der aus Gott ist, kann durch dieses Stimmorgan in unserem Inneren zu uns reden, und nicht minder vermag dieses zu anderer Zeit ein Antrieb, der von unten, aus dem vergänglichen Fleische, aus dem Gebiete herkommt, das den Selbsttäuschungen nur zu leicht offen steht. Das, was ich, namentlich von den Aeußerungen der ersteren Art, hier mittheilen will, ist nicht mein persönliches Eigenthum allein, sondern ein Erbstück fast meiner ganzen Familie.

Ich habe schon oben (S. 39) von meiner Großmutter väterlicher Seite gesprochen und von Dem, was sie an meinem Vater so wie mittelbar durch diesen auch an uns, ihren Enkeln, gethan hat. Das, was meine Großmutter bestimmte, den geheimen Wunsch und Trieb meines Vaters zu beachten und ihn studiren zu lassen, das war ein Traum, den ich nicht anders als eine höhere Eingebung, nicht anders als einen prophetischen betrachten kann. Ich habe zwar hiervon schon in einem anderen, früheren meiner Bücher gesprochen *), aber eine kurze Erwähnung dieses Ereignisses gehört wesentlich hieher.

Man muß sich, um das zu begreifen, was diesem

---

*) In meinem Alten und Neuen Bd. 1.

Traume seinen schnellen, günstigen Erfolg gab, ganz in die Lage und Denkart meiner Großeltern hinein versetzen. Aus ihrer ganzen damaligen Freundschaft, so weit man zurückdenken konnte, hatte sich wohl niemals Einer zum Gelehrtenstande erhoben, sondern sie hatten alle als schlichte Bürger und Landleute ihren stillen Lebensberuf geführt und geendigt *). Der Gedanke, daß einer ihrer Söhne studiren solle, mochte ihr deshalb sehr fremd sein und fern liegen. Dazu kam auch die vielleicht übertriebene Vorstellung von dem Kostenaufwande, den das Studiren erfordere. Doch mag ihr wohl manchmal, wenn sie den Sohn hinter dem Kaufladentische so traurig stehen und dann mit so freudigem Eifer in seinen Büchern lesen sah, und wenn sie ihn über das, was ihrem Herzen das Theuerste und Höchste war, so eindringlich sprechen hörte, der Wunsch eingekommen sein, ach daß dein Christian Gottlob ein Pfarrer werden könnte. Zwischen dem Wunsch aber und seiner Erfüllung lag eine Kluft, welche nur durch eine Anregung von ganz besonderer, ungewöhnlicher Art übersprungen werden konnte.

Einmal war es meiner Großmutter im Traume, als ob ein ernster Mann in priesterlichem Gewande vor ihr stände. Dieser fragte sie, warum sie ihren Sohn vom Studiren abhalten wolle, ob sie nicht wisse, welche Sünde das sei; er ermahnte sie, die Vorrede zu Luther's kleinem Katechismus zu lesen, denn darin sei es gesagt, welch' großes Unrecht sie beide Eltern an ihrem Sohne thäten.

*) Später ist es anders geworden. Denn der theure Heubner in Wittenberg stammte aus der Familie meines Großvaters ab, war ein Enkel von dem Bruder (?) meines Großvaters.

Der Traum war so lebhaft, daß die Mutter darüber aufwacht und gar angelegentlich über seinen Inhalt nachdenkt. Am Morgen, nach dem Aufstehen, ließ sie sich von meinem Vater Luther's Katechismus darreichen, sieht das Bild vorne an, das sie an ihr Traumgesicht erinnert, und liest die Vorrede, die sie entweder (nach Art der meisten Frauen) noch niemals gelesen oder doch längst wieder vergessen hatte. Da findet sie nun freilich so ernste, schwere Worte der Warnung und Ermahnung, daß sie nicht mehr anders kann; sie spricht ihren Entschluß noch an demselben Morgen aus, den Sohn nicht vom Studiren abzuhalten, sondern ihm vielmehr dazu zu helfen, daß er ein Prediger des Wortes Gottes werde. Denn diese Sache, so gedachte und erkannte sie, sei von Gott.

Mein Vater hatte diese Gabe der voraussichtlichen Träume von seiner Mutter geerbt, und ich könnte davon gar viele Fälle erzählen, die ich aus seinem guten, treuen Munde vernommen habe, ich will mich aber nur auf einige wenige beschränken.

Während mein Vater noch Hofmeister bei den gräflichen Kindern in Rochsburg war und nicht anders wußte, als daß die Seinigen, daheim in Schwarzenberg, Alle vollkommen gesund seien, hörte er auf einmal, an einem Morgen in seine Träume hinein, die wohlbekannte, liebe Stimme seiner Mutter, die ihm laut zuruft: Christian Gottlob, wenn du mich noch einmal sehen willst, so komme gleich nach Hause. Er wacht über diesen Zuruf auf; es war ihm, als müßte Jemand da bei seinem Bette so laut gesprochen haben, aber er sieht Niemand, und da es, obgleich mitten im Sommer, noch sehr frühe am Tage war, hält er, was ihm geschehen, nur für einen Traum, legt sich wieder nieder und schläft von Neuem ein. Da hört

er, noch viel lauter und näher, die Worte, die er zuerst vernommen hatte: seine Mutter ruft ihm, er solle schnell zu ihr kommen. Er wacht von Neuem auf, sieht sich im Zimmer, in welches das Morgenlicht schon ganz hell herein scheint, überall um; da liegen die beiden jungen Grafen nahe bei ihm ruhig schlafend in ihren Betten, es ist Alles still, selbst vom Hofe herauf läßt sich kein Laut vernehmen. Dennoch fühlt er sich zu sehr bewegt, um noch an die Ruhe denken zu können; er hebt sich von seinem Lager, und kaum hat er dieses gethan, da sieht er seine Mutter leibhaft vor sich an seinem Bette stehen; diese reicht ihm die Hand und spricht: Christian Gottlob, lebe wohl und Gott segne dich, du wirst mich nun auf Erden nicht mehr sehen. Eben so schnell als sie gekommen, war die Erscheinung verschwunden. Mein Vater kleidet sich an; er stärkt und sammelt sich in Gott, denn das seltsame Gesicht hatte ihn tief erschüttert. Nach einiger Zeit weckt er die jungen Grafen zu einem Spaziergange an dem schönen Sommermorgen, begibt sich dann mit ihnen an das gemeinsame Tagwerk des Unterrichtes. Als er am Nachmittag wieder mit seinen beiden Schülern beschäftigt sitzt, hört und sieht er einen Mann in den Schloßhof hineinreiten. Der Mann ist ihm gar wohl bekannt; es ist ein Nachbar seiner Eltern aus Schwarzenberg. Diesem ruft mein Vater sogleich, noch ehe er abgestiegen vom Pferde, die Worte zu: Müller, Ihr bringt mir gewiß die Nachricht von meiner Mutter Tode? — Wer hat es denn Ihnen schon gesagt, Herr Schubert, antwortet der Mann. Sie ist ja erst heute Morgen gestorben und gestern um diese Zeit hätte noch Niemand an ihr Ende gedacht.

Es war dieses Ferngesicht, das hier meinem Vater begegnete, eines von jenen Ereignissen aus dem Gebiete

des Seelenlebens, welche an den oben (S. 129) erwähnten Ausspruch des Buonaventura erinnern, daß die Seele des Menschen als ein für sich bestehendes Wesen von ihrem Leibe ablösbar sei, während die Seele des Thieres in ihrer Verschmelzung mit dem Körper mit diesem besteht und vergeht. Die gute Mutter hatte in ihren letzten Stunden, da ihr schon das Gesicht zu vergehen schien, den Wunsch gar sehnlich geäußert, daß sie ihren Christian Gottlob noch einmal sehen möge, und in dem Augenblicke ihres Abscheidens ist ihr, so scheint es, dieser Wunsch erfüllt worden.

Mein Bruder Adolph hatte, wie man dafür hielt, vorzüglich durch den Umgang mit einem unserer jungen, wohlhabenden Verwandten aus der Lausitz, sich von der Neigung zum Militärdienste, welche diesen seinen Freund beseelte, ganz einnehmen lassen. Es war in der Zeit der französischen Revolution, gerade damals, wo die deutschen Mächte sich zu dem Kampfe gegen die Zerstörer aller göttlichen und menschlichen Ordnung: gegen die gefahrdrohenden Nachbarn jenseits des Rheines, rüsteten. Er war unter die Ziethen'schen (Köhler'schen?) Husaren gegangen und hatte nicht nur durch sein wohlgefälliges, kräftiges Aeußere, sondern noch mehr durch sein Betragen und seine Kenntnisse die Liebe seiner Offiziere schon vor dem Beginne des Feldzuges sich erworben. Namentlich hatte auch seine schöne korrekte Handschrift ihn so empfohlen, daß er bald nach seinem Eintritte in das Regiment öfters zu Geschäften bei der Kanzlei gebraucht worden war. Beim Beginne des Feldzuges hatte der wohlhabende Oheim in Schwarzenberg einen Plan, den Fleisch und Blut ihm eingab, durchzuführen gesucht: mein Bruder sollte von dem Soldatendienste losgekauft werden. Der gute Mann hatte seine

beiden Söhne, mitten in ihrer frischen Blüthe, durch eine, damals im Erzgebirge herrschende, ansteckende Krankheit verloren, nur ein beständig krankes, gebrechliches Kind war ihm geblieben, er schien über die zukünftige Bestimmung meines Bruders eigene Absichten zu haben. Dieser aber war weit entfernt, dem Wunsche der Verwandten zu entsprechen. Er habe, so schrieb er, das Brot seines Königes in der Zeit des Friedens gegessen, er wolle es jetzt auch im Kriege sich verdienen. Mein Oheim hatte sich persönlich aufgemacht; er hatte meinen Bruder noch im Vorüberziehen nach dem Rheine gesehen und gesprochen, seines frischen Aussehens und seines frohen Muthes sich erfreut, aber auch bei dieser Gelegenheit sich von der Festigkeit überzeugt, mit der sein Neffe an dem Soldatenstande hing.

Der unglückliche Ausgang des Feldzuges der Deutschen im Jahre 1792 ist bekannt. Eine größere Zahl von Opfern als die feindlichen Waffen nahmen die Seuchen dahin, welche in Folge der lang anhaltenden, regnig rauhen Witterung des Spätherbstes und der schlechten Pflege unter den Soldaten ausbrachen, und mit der Zahl ihrer Erkrankten die in Eile, selbst in den kleinsten Dörfern, errichteten Spitäler anfüllten. In einem solchen, kleinen Dorfe, unweit Coblenz, fand mein armer Bruder sein Sterbelager und sein Ruhebett in der Erde. Wir Alle wußten nichts davon, daß er krank, noch weniger, daß er, an der Ruhr hart darnieder liegend, in Lebensgefahr sei. Meine jüngste Schwester, mit ihrem frommen Herzen voll Liebe, war ihm in ihren Briefen überall nachgegangen, und er hatte ihr noch wenig Wochen vor seiner letzten Krankheit geschrieben, zwar klagend über den Schmerz der getäuschten Hoffnungen, die beim Beginne des Feldzuges sein junges deutsches Herz

erfüllt hatten und voll ernster Gedanken über die Zukunft der Völker, die ihren Gott und seine Gebote verließen, dennoch aber voll Glauben an das, was ewig feststeht an seinem Orte, dahin Menschenhände nicht reichen. Meinen Eltern hatte er in diesem seinem letzten Briefe von der Freude eines Wiedersehens und Zusammenlebens in der Heimath geschrieben, aus welcher der Friede und die Furcht des Herrn nicht gewichen sei.

Die Anderen Alle in unserem Hause waren ruhig, die treue Mutter, in Hoffnung eines nicht fernen Wiedersehens des Sohnes, der ihr so manche Sorge machte, sogar heiter, nur der Vater war ungewöhnlich ernst und blieb bei allen Gesprächen über Adolph's vielleicht baldige Rückkehr stumm und schweigend. Er hatte die Nachricht von dem Tode des Sohnes schon erfahren, noch ehe der Freund desselben, ein trefflicher Offizier, welcher bei der Kanzlei des Regimentes angestellt (Auditeur) war, die Feder ansetzte zum Schreiben des Briefes an meinen Vater, darin er diesem die Trauerkunde mittheilte. Mein Vater hatte den Weitentfernten als Sterbenden gesehen, hatte seinen rührend einfachen Abschied und Dank der kindlichen Liebe vernommen. Er war, in einem Traume von prophetischer Art, im Geiste hingeführt worden an das Sterbelager seines Sohnes, den er todtenbleich, wie in seinem Blute liegend, sah. Der Vater hatte ihn, in der symbolischen Redeart des Traumes, nach den Kleidern gefragt, die dem Traumbilde zu mangeln schienen; der Sterbende aber in einer Weise geantwortet, welche auf den nahen Besitz einer anderen Kleidung hindeutete, als die irdisch sichtbare ist. Vater und Sohn hatten einen Abschied von einander genommen, welcher des Trostes der Ewigkeit voll war.

An dem Abend, da der Brief mit der Todesnachricht,

etwa acht Tage nach dem Traumgesichte meines Vaters, in die Hände von diesem kam, war ein kleines Familienfest in unserem Hause, daran einige bejahrte Verwandtinnen meiner Mutter Theil nahmen. Diese, die Mutter, war in ihrer stillen Weise heiter, versank aber, von der Geschäftigkeit des Tages ermüdet, in Schlummer. Laßt sie schlafen, die gute Mutter, sagte der Vater, sie wird vielleicht bald Nächte haben, in denen sie nicht so ruhig schläft. Am anderen Morgen erfuhren wir Alle die Todesnachricht. Die Mutter weinte, wie ihre Art es war, ihre Thränen still vor ihrem Gott, und in diesen Thränen lag ein Trost, der den inneren und äußeren Frieden in bleibender Kraft erhielt.

Einmal, als ich selber in einer Gefahr schwebte, welche größer war als die des leiblichen Todes, hatte mein lieber Vater einen warnenden Traum, dessen Mittheilung auch auf mich einen tiefen Eindruck machte.

Meine Schwester Johanne war vor uns Allen von sehr fröhlichem Gemüthe, es ist aber über sie während ihres Lebens, mehr Trauer gekommen, als über alle ihre Geschwister. Schon die Neigung zu ihrem nachmaligen Manne hat bis dahin, wo der Wunsch ihres Herzens in Erfüllung ging, durch viele Prüfungen und Hemmungen gehen müssen. Bei ihrer ersten Niederkunft kam sie dem Tode nahe; von den Kindern, die sie nachher geboren, starben die meisten und zum Theil an langwährenden, schmerzlichen Krankheiten, wobei die Pflege der Mutter fast ohne Aufhören, bei Tag wie bei Nacht, nöthig war. Auch durch viele andere Sorgen und Bekümmernisse ist ihr der Ehestand oft zu einem Wehestand geworden. Zwei ihrer Kinder blieben ihr länger am Leben; das eine ein sehr liebliches Mädchen, das andere ein kräftiger Knabe. Das

Mädchen war ein sehr munteres Kind, von weichem Gemüthe, so daß jedes gute Wort in dem Herzen des vierjährigen Kindes leichten Eingang und guten Boden fand; der Knabe war ernst und still, durch Talent und Fleiß die Lust und Freude seiner Lehrer wie seiner Eltern. Der Mann meiner Schwester war ein vielgeachteter, sehr wohlgesinnter Arzt. Einstmals im Winter herrschte an unserem Orte ein sehr bösartiges Scharlachfieber, das viele Kinder dahinraffte. Eines dieser frühe dahingenommenen Kinder, des Stadtschreibers Töchterlein, war oft in seinem Hause gewesen, denn es war die liebste Gespielin seiner kleinen Johanne; diese aber, die kleine Johanne, war der Liebling ihres Vaters, daran sein ganzes Herz hing. Schon einige Zeit war seit dem Tode der Gespielin vergangen, die Zahl der Erkrankungen schien abzunehmen, die kleine Johanne war munter und gesund geblieben. Da erwacht einmal des Nachts meine Schwester von einem eigenthümlichen Geräusche, das, wie ihr däuchtet, aus dem Nebenzimmer kommt. Sie meint, es sei die Magd, welche den Ofen heizt, steht leise auf und tritt hinein in's Zimmer, da war aber Niemand und an der Uhr bemerkte sie, daß es nur wenige Stunden über Mitternacht sei. Sie geht wieder hinein in die Kammer, und als sie mit dem Lichte an ihres Kindes Bette vorbeigeht, findet sie dieses wach mit offenen Augen. Eben, so sagt die Kleine ganz laut, war Stadtschreibers Linchen bei mir und sagte mir: ich solle zum lieben Gott kommen. Die Mutter, welche die ängstliche Sorge ihres Mannes für seine kleine Johanne kennt, bittet diese, nicht so laut zu sprechen, damit der Vater nicht aufwache, dieser aber hatte Alles gehört; er war durch dasselbe Geräusch wach geworden, welches meine Schwester gehört hatte, nur war es ihm vorgekommen, als

sei dieses außen vor dem Fenster des Schlafzimmers, nicht in der Wohnstube entstanden. Beide Eltern dachten schweigend über das seltsame Ereigniß nach, das Kind war wieder eingeschlafen, erwachte am Morgen, wie es schien, noch ganz gesund, der Vater ging seinem mühseligen Berufe nach, meinte aber schon, als er am Mittag zu Hause kam, das Kind verändert zu finden. Am Abend brach das Fieber mit Heftigkeit aus, in wenig Tagen ging das Traumgesicht der kleinen Johanne in Erfüllung.

Wie einsam kam es jetzt dem Vater in seinem Hause vor, wie oft hatte der sonst so feste Mann Anwandlungen von einer Weichheit, die seinem früheren Wesen ganz fremd war. Diese Anwandlungen waren Boten aus einer anderen Welt, die ihm etwas Aehnliches ankündigten, als das Nachtgesicht von ihrer Gespielin, das seine kleine Johanne kurz vor ihrem Tode hatte. Als im Jahre 1813, noch als Folge des russischen Feldzuges, ein Theil des mittleren und nördlichen Deutschlands voller Krankenhäuser war, darinnen die Soldaten, an einem furchtbaren Lazarethfieber (Typhus) erkrankt, zusammengehäuft lagen, wurden viele Aerzte ein Opfer ihrer Amtspflichten. Auch in der Nähe meines Geburtsortes war ein Lazareth errichtet, und die Aerzte der Stadt waren in den Dienst der Krankenpflege genommen. Zwei seiner Kollegen waren schon von dem Fieber ergriffen worden und gestorben, mein Schwager allein hatte sich noch aufrecht in seinem Dienste erhalten, da kam auch, das fühlte er, an ihn der Ruf: bestelle dein Haus, denn du mußt sterben. In ruhiger Fassung, wie ein zum Tode Ermüdeter, legte er sich auf's Sterbebett, sieben Tage nachher weinte die Wittwe an seinem Sarge.

Dieser, der armen Wittwe, war jetzt noch der hoffnungsvolle Sohn zum Troste ihres liebereichen Herzens

gelassen. Aber auch er war ihr nur noch auf einige wenige Jahre geliehen. Als derselbe auf der Schule in Altenburg studirte, hatte seine fromme Mutter eines Sonntags früh das heilige Abendmahl genossen. „Sie fühlte sich an diesem Tage in Gott so freudig und zum Gebete gestärkt, daß sie auch mit ganz besonderer Innigkeit und Kraft für dieses ihr einziges geliebtes Kind betete. Mitten im Gebet erwacht aber in ihr eine Ahnung; ihr kommt die Frage in's Herz: Wie aber nun, wenn Gott dir diesen einzigen Sohn nähme? Darauf antwortet aber in ihr der Geist einer Liebe, welche höher ist als die menschliche Liebe der Mutter: Ja, du mein Herr und mein Gott, laß du ihn nur ganz dein sein und bleiben und ganz zu dir kommen. Und wenn es dein heiliger Rath und Wille so ist, dann nimm ihn lieber durch einen frühen Tod zu dir, als daß er durch die Gefahren und Verführungen der Welt von dir wegkommen sollte."

An demselben Tage, da die Mutter dies gebetet hatte, war der Sohn mit einigen jungen Freunden auf dem Lande gewesen. Er hatte sich erhitzt; vielleicht etwas zu gähe in die Hitze getrunken und erkrankte plötzlich an einem lebensgefährlichen Fieber. Die Mutter erhielt die Nachricht von seiner Erkrankung erst mehrere Tage nachher, und da sie hinkam zu dem geliebten Kinde, da war dieses schon etliche Stunden vorher verschieden. Aber ihr wurde, mitten unter den Thränen des heißen Schmerzes, in welchem sie hinter dem Sarge herwankte, Kraft und Glaubensmuth gegeben, eben so freudig wieder zu beten, als an dem Tage, da sie das Abendmahl genossen und in kindlicher Ergebung den nahen Tod des Sohnes geahnet hatte *).

*) Ich habe diese kleine Familiengeschichte bereits erzählt im

Dies sind Anregungen des Ahnungsvermögens, welche nicht, wie das Ferngesicht des thierischen Instinktes, aus dem Gebiete der Leiblichkeit und den in ihm waltenden Kräften, sondern aus einem höheren Reiche des Geistes kommen.

An mir selber, nach meiner eigenen Erfahrung, habe ich beide Arten der Anregung eines psychischen und eines geistigen Ferngesichtes wohl unterscheiden lernen, ich will aber zuerst, aus vielen nur wenige, fremde Erfahrungen anführen.

Ich erzählte weiter oben (S. 121) von dem vertraulichen Umgange, den ich als Kind und später noch als Jüngling mit mehreren Bergleuten meiner kleinen Vaterstadt, vor allem mit einem Steiger gepflogen habe. Dieser war nicht nur ein sehr verständiger, nüchterner Mann, sondern auch von so kräftigem, gesunden Körperbau, daß ihn seinem äußeren Ansehen nach Niemand für einen Visionär: für einen mit dem sogenannten Doppelgesichte behafteten Menschen gehalten hätte. Und dennoch war er dieses, besonders in seinen jüngeren Jahren, in hohem Grade gewesen. Der Mann sprach wenig, was er aber sagte, das kam aus wahrem Munde und treuem Herzen, denn er fürchtete Gott; auch scheint mir das, was er, der Freund meines Vaters, uns erzählte, keineswegs außer dem Kreise einer naturverständigen Erklärung zu liegen.

Wenn diesem Manne, um hier nur ein Beispiel aus den Erscheinungen seines Ferngesichtes anzuführen, da er noch Häuer in St. Annaberg war und einstmals in einer späten, nächtlichen Stunde, tief unten im Schachte mit sei-

---

dritten Bande meines „Alten und Neuen" unter der Aufschrift: „Der armen Wittwe reicher Trost."

ner Grubenlampe vor Orte saß, plötzlich drei Männer in alter bergmännischer Tracht erschienen, dann kann man dieses allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit für ein Traumgesicht halten. Freilich für ein solches, das sich von einem gewöhnlichen Traume der Nacht durch besondere Lebhaftigkeit und durch seine Folgen, die in das wache Leben hinübergingen, wesentlich unterschied. Der Gang des silberhaltigen Erzes, auf welchen man seit Jahren gebaut und Ausbeute gewonnen hatte, war bis auf wenige Spuren verschwunden; er hatte sich, nach dem Sprachausdrucke der Bergleute, verworfen, man baute schon seit längerer Zeit, in Hoffnung, den Gang wieder zu finden, auf taubem Gesteine. Daß den jungen Bergmann, als er da unten, ganz allein in der Tiefe saß, der Gedanke an die allgemeine Verlegenheit der Inhaber und Arbeiter des Schachtes beschäftigen mochte, das läßt sich erwarten. Auch erscheint es als ganz natürlich, daß einem gesunden Burschen, wie der Häuer war, wenn seine Arbeitsstunden (seine Schicht) in die Zeit der Nacht gefallen, welche er für gewöhnlich schlafend zubrachte, jener Zwischenzustand zwischen Schlaf und Wachen anwandelte, darin, wie wir alle wissen, auf einige Augenblicke die Gedanken uns vergehen und Traumbilder uns vor die halboffenen oder geschlossenen Augen treten, von denen wir kaum wissen, haben wir sie wachend oder schlafend gesehen. Daß aber die Traumbilder der drei Männer, wie es ihm erschien, aus der einen Wand der Grubenstrecke hervortraten, dann, an ihm vorübergehend, der anderen, schief gegenüberstehenden Wand sich naheten, welche sich aufthat und dem Träumer einen Blick in das weitere Innere des Felsengesteines thun ließ, darin sich ihm der gesuchte, reiche Silbergang mit seinen im Widerscheine des Grubenlichtes glänzenden Erzen zeigte, und

daß man in dieser Gegend wirklich den Gang wieder auffand, das war nicht das Ereigniß eines gewöhnlichen Traumgesichtes, sondern eines solchen, in welches sich die Kräfte des metallfühlenden Instinktes mitwirkend eingemischt hatten. Diese fühlbare Aufregung des Gemeingefühles durch nahe Metalle (wie durch verborgene Wasserquellen) ist vielen Menschen, insbesondere den Bergleuten, eigen, in denen diese Gabe durch ihre tägliche Abgeschiedenheit von dem Verkehre mit der oberen Sinnenwelt und durch ihre Beschäftigung mit den Metallen kräftiger entwickelt wird. Namentlich war mein Freund, der Steiger, auch später als guter Wünschelruthenschläger bekannt. Der alte Schichtmeister aber an der Grube, in welcher ihm das erwähnte Nachtgesicht kam, kannte die Bedeutung jenes bergmännischen Instinktes aus Erfahrung. Als ihm deshalb der Häuer seine Vision erzählte, da verlachte er diese nicht, sondern ließ den Versuch eines Querschlages wagen, und dieser war von glücklichem Erfolge.

Noch mehr als in diesem Traumgesichte des Bergmannes, welches doch nur mittelbar sich auf das bezog, was des Leibes Leben bekräftigt und erhält, äußert sich der Instinkt als Selbsterhaltungstrieb bei solchen Anregungen des Ferngesichtes, darin einem Kranken, sei es im gewöhnlichen Traume oder im Schlafwachen, ein wirksames Heilmittel angezeigt wird. Auch die Ahnung des nahen Todes mag noch mit dem psychischen Instinkte der Thiere auf einer gleichen Stufe stehen, obgleich im Menschen schon auf diese Stufe von obenher ein Licht des Geistes fällt. Nicht allein die Furcht der Schlachtthiere vor dem ihnen nahenden Schlächter oder vor thierischem Blute, nicht die Furcht vor dem Raubthiere oder anderen natürlichen Feinden, sondern noch mehr jene Aeußerungen des thierischen

Ahnungsvermögens verdienen hier Beachtung, welche z. B. an Pferden beobachtet wurden, die über eine schadhafte Brücke, selbst wenn sie bei Nacht in die Nähe derselben kamen, wo sie die Gefahr wenigstens mit dem Auge nicht bemerken konnten, mit aller Gewalt nicht zu bringen waren und durch diese hartnäckige Weigerung ihrem Reiter und sich selbst das Leben retteten.

Wenn man in solchen Aeußerungen des thierischen Instinktes die Mitwirkung anderer, allgemeinerer Lebenskräfte erblicken will, als die sind, welche dem einzelnen Thiere inwohnen, dann würde sich dagegen wenig einwenden lassen. Die Luft, welche die Thiere athmen, ist ihren Leibern eine gemeinsame, deren elektrische Anregungen, deren bekräftigende oder abspannende Stimmung sie alle mitfühlen. So noch vielmehr gibt es für alle einzelnen Seelen ein gemeinsames Lebenselement, das im engeren Sinne des Wortes kein leibliches genannt werden kann. Dieses ist das Walten einer allgemeinen Seele, zu der sich alle einzelnen lebenden Seelen der irdischen Sichtbarkeit, sammt ihren Leibern eben so verhalten, wie die einzelnen Glieder, ja wie die einzelnen Fasern und Blutstropfen eines organischen Leibes zu der inwohnenden Lebenskraft, welche alle jene Einzelheiten zusammenfaßt, durchwirkt und beseelt. Es ist diese allgemeine Seele, welche für den jungen Kukuk, welcher elternlos, zuerst durch fremde Pflegeeltern, dann durch Menschen im Käfig erzogen wurde, das ferne Land seiner Winterherberge sucht und ihn auf sicherem Wege dahinführt, wenn man ihn im Spätsommer, zur bestimmten Zeit seiner Wanderung, aus seiner Gefangenschaft entläßt. Diese allgemeine Seele, die als eine allerhaltende Weisheit und Vorsorge aller Einzelnen gedenkt, ist allerdings da wirksam gewesen, wo sie jenem

Arzte, der bei Nacht über eine schadhafte Brücke weiter wollte, durch die Störrigkeit seines Pferdes das Leben rettete, sowie in vielen ähnlichen Fällen, wo Pferde, Hunde und andere dem Menschen näher stehende Hausthiere die Werkzeuge seiner Rettung waren. Das Auge, welches über Alle wacht, gab sich hier in den Aeußerungen des animalischen Instinktes kund, welcher durch das Mitgefühl aus dem Kreise des eigenen Seins in den eines anderen sich erhob. Und so kann man es schon von dem Instinkte des Thieres sagen, daß er, obgleich in seinen Wirkungen nur auf die Erhaltung des Leibes, der Einzelwesen und ihres Geschlechtes beschränkt, dennoch seinen Ursprung und Ausgang in einer Region habe, welche über der leiblichen Natur und über dem Vermögen der einzelnen Seele steht.

In der Natur des Menschen nimmt die Ahnung des nahen, nicht durch Krankheit, sondern durch einen sogenannten Zufall herbeigeführten Todes, allerdings schon eine ganz andere Form, als bei dem Thiere an. Dieses weiß nichts von dem ernsten Gedanken der Ewigkeit und ihrer Schrecknisse; bei dem Menschen ab r mischt sich öfter der natürlichen Furcht das Gefühl einer anderen bei, welche nicht aus der sterblichen Natur kommt. Einem jungen Bergmann in meiner Vaterstadt wurde, als ich noch Knabe war, in einem Traumgesichte sein naher Tod, mit manchen seiner Nebenumstände voraus verkündigt. Er ging dennoch, durch den Unglauben der Verwandten an die Bedeutung der Träume bewogen, an seine Sprengarbeit, bei welcher ein Funke aus der wahrscheinlich quarzhaltigen Besetzung des Bohrloches, der bei'm Laden mit dem eisernen Ladstocke entstanden war, das unter der Besetzung gelegene Pulver entzündete, wodurch ihm, wie durch einen

Schuß aus der Flinte, der Kopf zerschmettert wurde. Der junge Mann war übrigens, in Folge des warnenden Traumgesichtes, mit ernsten Gedanken an Tod und Ewigkeit, seinem Ende entgegengegangen. Etwas Aehnliches geschah, vielleicht um ein Jahr später, einem jungen Steinbrecher in Waldenburg, wo ich gerade an dem Tage des Unglückes, bei meiner Schwester zu Besuche war. Mag man die Todesahnung, mit welcher auch dieser am Morgen des Tages erwachte, an dem ihn die einstürzende Felsenwand des Steinbruches zerschmetterte, als eine ähnliche Aeußerung des Instinktes betrachten, wie jene ist, die den Vogel zum Verlassen des Nestes treibt, wenn diesem durch einen kaum vom Menschenauge bemerkbaren Umstand der Einsturz droht. Mag man es wahrscheinlich finden, daß der junge Steinbrecher die beginnende Ablösung der Felsenstücke, die ihm den Tod brachte, ohne im Wachen darauf zu achten, flüchtig bemerkt habe und daß seine Seele in dem tiefer blickenden Zustande des Traumes die große Nähe der Gefahr erkannt hatte, immerhin lag die ernste Vorbereitung auf sein Ende, die geistige Stimmung, in welcher er an seine (dringend nothwendig erscheinende) Arbeit ging, weit außer dem Wirkungskreise des bloßen thierischen Instinktes.

Aus eigener, öfter gemachter Erfahrung kenne ich an mir jene Träume, die mir, mit ziemlicher Sicherheit, meist in einer Bildersprache, deren Bedeutung sich gleich bleibt, einen nahen Krankheitsanfall, z. B. von meinem Magenkrampfe, voraus verkünden. Ich halte diese für nichts Anderes, als für Aeußerungen des animalischen Instinktes und seines natürlichen Vorgefühles, denn sie gehen nur das Leibliche an. Wenn sich mir aber auch eine, durch sogenannt zufälligen, unvorhergesehenen Anlaß hervorge-

unsere Aeußerung des Zornes, welcher nie thut, was vor Gott recht ist, oder der gehässigen Bitterkeit gegen Andere nicht nur einmal, sondern öfters unter dem Traumbilde vieler Schlangen ankündigte, dann ist dieses ein Voraus-blick, dessen die Seele des Thieres nicht fähig sein kann. Eben so jene Vorahnungen, bei denen sich ein nahes, unvorhergesehenes Ereigniß, das für mich hohes Interesse hatte, nicht unter einem symbolischen Bilde, sondern ganz so, wie es mit all' seinen Nebenumständen eintreten sollte, im Traume vor Augen stellte.

Ich hatte, als ich angehender praktischer Arzt in Al-tenburg war, aus verschiedenen mir günstig scheinenden Umständen die Hoffnung gefaßt, daß ich in Jena Privat-dozent werden könnte. Da träumte mir, ich befände mich mit Dr. Burkhardt und einer Freundin von uns, beide aus Jena, in einem mir unbekannten Zimmer, wo mir Dr. Burkhardt mit einleuchtenden Gründen die Möglichkeit der Erfüllung meines Wunsches ganz zweifelhaft machte. Ich erzählte am Morgen den Traum, weil er so lebhaft gewesen war, meiner Frau, wir beide hielten ihn jedoch keiner Beachtung werth. Denn was sollte den sehr be-quemen Dr. Burkhardt und unsere kränkliche Freundin Winkler, gerade jetzt, in der ungünstigen Jahreszeit des nassen Spätherbstes zu einer Reise nach Altenburg bewe-gen? Die Sache war uns, während der Geschäftigkeit des Tages, ganz aus dem Sinne gekommen, da traten am Abend, als wir soeben das Licht angezündet hatten, die Beiden, die ich im Traume gesehen, in's Zimmer, erzähl-ten uns, welcher plötzliche Anlaß die kränkliche Freundin zu einer Reise nach Dresden genöthigt habe, wohin der alte Hausfreund sie begleiten werde. Sie baten uns zu-gleich, mit ihnen in das benachbarte Gasthaus zu kommen,

wo sie ihr Nachtlager bestellt hatten und hier, in einem von mir sonst noch nie als nur in meinem Traume gesehenen Zimmer kündigte mir Burkhardt dasselbe Endurtheil über meinen Wunsch und meine Hoffnungen an, das mich schon der Traum hatte wissen lassen. Von einem solchen seltsamen Vorauswissen der Ereignisse des nächsten Tages im Traume der vorhergehenden Nacht, habe ich nicht nur diese eine, sondern mehrere, mich zum Theil noch jetzt in der Erinnerung mit tiefem Ernst erfüllende Erfahrungen gemacht.

Nicht aber nur für die nächstliegende, auch für eine fernere Zukunft sind mir ähnliche Vorahndungen geworden. Meine theure selige Frau, die Tante meiner noch jetzt mir zur Seite stehenden zweiten, war noch ganz gesund und es war in der Zeit des warmen Sommers, da träumte mir an einem Sonntagsmorgen frühe, meine selige Mutter trat zu mir hin und sagte mir mit theilnehmend ernster Miene: Heinrich, deine Frau wird bald sterben. Ich erschrack hierüber so heftig, daß ich erwachte und mit tiefem Kummer dem Gedanken an eine solche Trennung nachdachte. Doch, es war ja ein Traum; nach einiger Zeit schlief ich wieder ein. Da wurde ich abermals erweckt durch ein lautes Getöse, das einem starken Schlage, etwa auf den Fußboden, glich, und wobei mir war, als hörte ich meine Mutter sagen: siehe, damit du glaubst, daß es gewiß sei. Ich stand auf, entfernte mich leise aus dem Schlafzimmer und war anfangs nur in die mit mir zugleich erwachten Sorgen vertieft, dann aber machte ich mich auf und durchsuchte im ganzen Hause — das wir allein bewohnten — jeden Winkel, namentlich unten auf dem Hausplatz, von wo, wie ich meinte, der Laut ausgegangen sein könnte, nirgends aber, vom Oberboden bis zu dem

Keller und im kleinen Garten fand sich etwas, das einen solchen lauten Schall erregt haben konnte.

Als mir dieser Traum träumte, da war es im Sommer, etwa in der Zeit der Rosenblüthe, meine theure Henriette aber starb im darauf folgenden Winter, am 11. Februar. Ihre Krankheit war nicht von langer Dauer und gab hin und wieder der Hoffnung auf Wiedergenesung Raum. Da war mir es im Traume abermals, als träte meine gute Mutter zu mir hin und sagte: Heinrich, am 11. Februar ist mein Geburtstag. Dieser Tag war aber eben der, an welchem die treue Seele, die mir Mutterstelle und geistige wie leibliche Mutterpflege ersetzt hatte, von den Banden des Leibes erlöst, für das Sein der seligen Ewigkeit ausgeboren wurde.

Auch dieses innere Ereigniß, das mir wie ein Besuch aus der höheren Geisterwelt in meiner irdenen Hütte erschien, steht in meinem Leben nicht als ein einziges da, sondern hat sich mehrmals und bei sehr verschiedenen Gelegenheiten wiederholt. Dem spottenden Unglauben, ja selbst dem wohlmeinenden Bedenken der Freunde gegenüber, will und darf ich mich nicht scheuen, es zu bekennen, daß ich an eine fortwährende Theilnahme der aus dem Leben geschiedenen, vor Gottes Angesicht stehenden Seelen an den Schicksalen derer glaube, die schon auf Erden durch den Zug derselben Hoffnung, derselben Liebe, desselben Sehnens nach dem ewigen Frieden vereint sind. Jene wie wir waren nicht nur, sondern sind und bleiben mit uns Kinder in demselben Vaterhause, kommen täglich mit uns betend in demselben Tempel Gottes zusammen, in dessen Dunkel, auch wenn es für das erdgeborene Auge noch größer ist, als das der alten Christentempel im frühesten Mittelalter es war, wir uns zwar nicht sehen, wohl

aber wissen, daß wir uns nahe sind *). Sichtbar vor dem fleischlichen Auge, im gewöhnlichen wachen Zustande, sind mir niemals solche Besuche gekommen, und ich wünsche sie weder mir noch Anderen. Die Welt des Jenseits, auch die selige, soll für uns Erdenpilger in dem Dunkel bleiben, darin es selbst dem Herrn gefällt zu wohnen. Was uns aber das Annahen der Boten aus einer anderen Welt selbst in nächtlichem Dunkel des Traumes oder in anderer Weise warnend, aufmunternd und tröstend zuflüstern könnte, das wollen wir nur dann hören und beachten, wenn es dasselbe ist, was der Mund der Wahrheit durch Mosen und durch die Propheten zu uns sprach.

17. Die Weihe für die That des Lebens.

Bei den Eingebornen von Australland, in so weit diese, nach einem hin und wieder beliebten Ausdruck noch „Naturmenschen" sind (m. v. das 18. Kap.), herrscht die Sitte, daß die Mütter dem Kinde, das sie so eben geboren haben, seinen Namen nach dem Dinge oder dem Naturlaute geben, die sie, wenn das Kind zur Welt war, zuerst sahen oder hörten. Gerade so als wenn bei uns eine Mutter ihr Töchterlein Kaffeemühle, ein Söhnchen Trompetenstoß oder Trommelschlag nennen wollte, weil sie nach der Geburt von jener zuerst eine Kaffeemühle erblickte, gleich nach der Ankunft des Söhnchens aber ein Trompe=

*) Die schon von Chlodwig im 6ten Jahrh. erbaute Kirche zu Straßburg war, wie ein alter Schriftsteller (Schad) berichtet, gar finster, nur von einem Fenster und dem Lichte der nie verlöschenden Ampel beleuchtet, „damit Jeder sein Gebet ohne Hinderniß und anderer Leute Ansehens konnte verrichten."

tenstoß oder ein Trommelschlag ihr zu Ohren kam. Nun, der Mensch muß doch einen Namen haben, durch den er von anderen Menschen sich unterscheidet, dies fühlt der Verwilderte in den Akaziengebüschen von Australland eben so tief als der Bewohner einer Vorstadt von Paris.

Es ist allerdings schon der Anfang eines Erwachens zur That des Lebens, wenn wir wahrnehmen, daß man bei dem Sprechen eines besonderen Wortes, eines eigenen Namens uns meint und unserer gedenkt; das Rufen bei diesem uns zuertheilten Namen hat für unser Leben eine hohe Bedeutung.

Diese Bedeutung haben die geistig regsameren Völker wohl beachtet, wenn sie für den Namen ihrer Kinder ein Wort wählten, in dessen Sinne schon, wenn man ihn bedachte, die Kraft einer geistigen Anregung, oder die Erinnerung an einen Menschen lag, der denselben Namen führte, und welcher dem Neugebornen ein glückverheißendes Vorbild auf dem künftigen Wege seines Lebens werden konnte. So war Eldad, den der Geist der Weissagung in seine Verborgenheit nachging und hier ihn ergriff, dem Sinne seines Namens nach ein Gottliebender, Eleasar's, so wie des treuen Knechtes Elieser's Namen erinnerten an Gottes Hülfe, Elisa's an Gottes Heil. Und wenn die Griechisch verstehenden Väter einer späteren, ja noch die einer jetzigen Zeit ihren Söhnen die Namen eines Alexander und Themistokles, eines Sokrates oder Plato zudachten, dann sollte dies in den Kindern, die ihn empfingen, Gedanken wecken an das, was in dem Vorbilde, das der Name nannte, groß und des Ruhmes werth erschien.

Bei uns Christen liegt in dem Geben und Empfangen des Namens noch eine andere Kraft; der höhere Name, in welchem der eigene uns ertheilt wird, läßt auf diesen, läßt

auf unser ganzes Wesen ein belebendes Licht fallen wie die Sonne auf den Mond und auf die Erde. Allerdings ist die Stunde, da man in jenem anderen Namen uns den künftigen eigenen zuruft, die Stunde eines Sonnenaufganges für unser inneres noch vom Schlafe der Sterblichkeit umfangenes Leben, und ob der Strahl die aufsteigenden Nebel durchbrechen, oder ob ihn künftig das Dunkel verdrängen werde, das kann erst der Abend lehren; die Sonne aber von oben strahlte nur Licht aus, das Dunkel kam von unten.

Der eine meiner Vornamen: Gotthilf, kam mir von meinem frommen Großvater mütterlicher Seite: dem alten Gotthilf Werner, der ein Zeuge meiner Taufe war, und konnte mir wohl während meines ganzen Lebens das Vorbild dieses frommen Greises in Erinnerung bringen, so wie durch seine Bedeutung das Bild von Abraham's treuem Knechte Elieser, der so fest, so kindlich gläubig auf die Hülfe von Abraham's Gott vertraute, und in diesem Vertrauen das empfing, um was er betete. Ich weiß nicht, ob es ein dunkles Gefühl von der heiligen Bedeutung der Taufe, oder wie bei anderen Kindern meines Alters nur eine kindische Neugier war, was mich schon in meinen frühesten Jahren fast immer in die Kirche hineinzog, wenn mein Vater in dieser, welche ganz nahe bei unserer Wohnung stand, ein Kind taufte. Die Worte, die ich da hörte, waren zum Theil dieselben, mit denen mich meine fromme Großmutter Werner, die mich am Abend gerne und gewöhnlich zu Bette brachte, nach vollendetem kurzen Abendgebete und nach alter, frommer Sitte mit dem dreimaligen Zeichen des Kreuzes zur Ruhe einsegnete. Und nicht nur am Abend, sondern am Morgen beim Erwachen und den Tag über herrschte in dem Laufe unseres Haushaltes

ein innerer Plan, der, ich möchte sagen, schon in der Taufe des Kindes angelegt war und sich an uns fortführte, so lange wir bei den Eltern waren. Ein Plan, bei dem sich Keines von uns etwas Anderes dachte, als daß dieses die gute Ordnung eines christlichen Haushaltes sei. Es war da nirgends ein Zwang, nirgends ein Schein vor den Leuten, sondern nur eine innere Lust, wie die des Vogels, die ihn am Morgen und am Tage öfters zum Singen antreibt; außer dem gemeinsamen Gebete am Morgen, bei Tische, beim Geläute der Abendglocke und vor dem Schlafengehen, hörte und sah man bei den Meinigen nur die Thaten eines stillen Fleißes, der vor Gott recht ist, in Zucht und Ordnung.

Der Name schon, welchen der Mensch bald nach seiner Geburt empfängt, sollte ihm, wie ich vorhin sagte, zur guten That des Lebens wecken und antreiben, wenn er ihn an einen Menschen erinnert, der ihm ein Vorbild solcher Thaten sein kann. Nicht dieses allein, sondern vieles Andere hätte wohl schon frühe in mir die Lust zum Guten wecken können, namentlich das gute Vorbild meiner Eltern und Geschwister, das ich täglich vor Augen sah. Bücher, wie man dergleichen, wenigstens später sehr viele bekommen hat, darin von edlen Handlungen guter Menschen Allerlei erzählt ist, wurden in unserem Hause nicht gelesen, wohl aber, eben so wie in der Schule, vor Allem die heilige Schrift, und auch mit der Geschichte der Märtyrer so wie mit Zügen aus dem Leben gottgeheiligter Seelen wurden wir Kinder bekannt gemacht. Ganz besonders rührend war mir immer das, was meine Mutter mir von meiner kleinen, etwa ein Jahr vor meiner Geburt gestorbenen Schwester Friederike erzählte. Die Meinigen alle sprachen von diesem Kinde wie von einem Fremdling aus einer Welt

der Seligen, der bei ihnen auf kurze Zeit zu Gaste gewesen sei. Gebet und Gesang war ihre Lust; in einem Alter, darin andere Kinder kaum reden können, sang sie schon mit lieblich lautender Stimme ihre Lieblingslieder (wie „O Jesu Gnadensonne“); nach einer kurzen Krankheit schied sie still und freudig ab, und selbst der Ton ihrer letzten Worte lautete wie ein lieblicher Gesang. Ein guter, bildender Einfluß für Geist und Herz lag in all' diesen Gaben und Erbstücken des elterlichen Hauses, die erste mir erinnerliche Art von recht tiefer, innerlicher Art, und wenn ich den vielleicht zu viel sagenden Ausdruck mir erlauben darf: „die erste Weihe für die That des Lebens“ kam mir aber noch in besonderer Weise.

Der Charfreitag wurde in meines Vaters Hause mit großem Ernste und zugleich als ein Fasttag im strengsten Sinne des Wortes gefeiert. Obgleich mein lieber Vater an diesem Tage viele und schwere Amtsgeschäfte, namentlich am Vormittag wie am Nachmittag Predigt und Gottesdienst, zu halten hatte, wobei nach unserer alten Liturgie am Altar viel gesungen werden mußte, blieb er dennoch bis zum Abend ohne eigentliche Speise, nahm zu seiner Stärkung nur am Mittag eine Tasse Chokolade. Auch wir Kinder erhielten am Mittag nur eine Suppe und spät am Nachmittag ein Stücklein Osterbrod. Der Vater blieb den ganzen Tag bis zum Abend auf seinem Zimmer, und auch die Mutter war in solcher Zeit recht still und in sich gekehrt. An einem solchen Charfreitags-Nachmittag schien die Frühlingssonne recht warm und lieblich in unser Wohnhaus herein; meine liebe, jüngste Schwester Eleonore, die treue Lehrerin meiner Kindheit, stand mit mir außen, nach dem Hofe hin, und wir aßen unser Stückchen Abendbrod, das die Mutter uns gereicht hatte. Da sagte meine Schwe-

ster zu mir: weißt du denn, Heinrich, was heute an diesem Tage geschehen ist? Sie erzählte mir hierauf mit einer recht tiefen Bewegung ihres weichen Herzens, was Jesus der Sohn Gottes an diesem Tage uns zu Liebe gethan und gelitten habe. Ich sah ihre Augen naß von Thränen, ich hatte dies Alles schon von meinem lieben Vater gehört, so aber hatte ich es noch niemals verstanden und zu Herzen genommen wie heute; ich sah und hörte nur meine liebe Schwester, es ging mir wie der Purpurkrämerin Lydie, das Herz war mir plötzlich aufgethan für diese Worte.

Die ersten Missionare in Grönland, in herzlichem Verlangen, den armen Esquimaux die beseligende Gabe des Evangeliums zu bringen, hatten zu diesen Leuten gar lange von der Weisheit, von der Allmacht, von der Güte Gottes gesprochen und dabei in möglichst eindrücklicher Weise auf die Thaten und Werke des Schöpfers hingewiesen. Das war ohne Eindruck auf die Esquimaux geblieben; diese hatten nur gleichgültig zugehört, ja kaum auf das recht geachtet, was die Männer sagten. Da kam es einstmals einem der Lehrer in den Sinn, diesen armen Heiden recht einfältiglich die Geschichte der Leiden unseres Herrn zu erzählen, von der Noth und den Schmerzen zu reden, die Er alle um unsertwillen geduldet und ertragen. Bisher hatten die Leute alles, was die Missionare zu ihnen redeten, angehört, ohne ein Wort darüber zu sagen und zu fragen, heute aber horchten sie schon in ganz anderer Weise auf als andere Male, und einer von ihnen rief dem Lehrer mit großer Bewegung zu: o sage uns das große Wort noch einmal. Die selige Stunde des rechten Verstehens und Aufmerkens war jetzt gekommen; die Herzen, welche so lange dem Wort vom Leben sich verschlossen hat-

ten, waren von jetzt an zur That des Lebens erwacht. Und in welch' anderer Weise hätte dies geschehen können? Wird doch das Feuer an anderem Feuer, Liebe an Liebe entzündet, und nur aus dem Leben wird ein anderes Leben erzeugt und geboren. So weckt auch die kräftige That des einen Menschen andere Menschen zu Thaten auf. Welches Feuer und welche Liebe konnte aber flammender, welche That des Lebens mächtiger und gewaltiger sein als die That Dessen, der das Leben selber ist, welches nicht allein den Leib für das Sein der Zeit, sondern den Geist für das Sein der Ewigkeit lebendig macht.

Wie meine beiden Eltern mit der äußeren leiblichen Zucht und Pflege zugleich auf meine innere geistige Bedacht nahmen, und wie in dieser letzteren Hinsicht ihre Erziehung beschaffen war, darüber habe ich an einem anderen Orte gesprochen *). Ich habe dort mit dem Bilde meiner Eltern zugleich das Bild einer gesunden, christlichen Kindererziehung einfältig und treu dargestellt. Nur was meine liebe, jüngste Schwester dazu gethan, das mußte ich damals, weil diese demüthige, still verborgene Seele noch lebte, verschweigen, darf es aber nun auch, nicht zu ihrem, sondern zu unseres Gottes Preis, sagen.

Ein innerliches Ereigniß aus meinen Kinderjahren will ich hier nur noch im Vorübergehen erwähnen, obgleich der Eindruck, den es auf mich machte, kein vorübergehender gewesen ist. Ich habe dabei erfahren, was die äußeren Weckstimmen der Natur schon frühe an der Seele des Menschen vermögen, wenn sie durch die Kraft des

---

*) In meinen Erzählungen von Reisen, welche im 4. Bande meines Alten und Neuen, 2. Abtheilung (Erlangen bei Heyder) abgedruckt stehen.

Wortes belebt werden. Denn ohne die Begleitung des Wortes würden diese Weckstimmen eben so unwirksam an unserer Seele vorübergehen als ein Konzert von Violinen oder ein tonkünstlerisches Phantasiestück von anderen Instrumenten; nur durch den begleitenden Text der Worte empfängt selbst die schönste Melodie ihre rechte Kraft.

Wie mancher Sturm und Regen, wie manches Ungewitter zieht in der Kindheit an unserem Elternhause vorüber, und schon nach wenig Tagen haben wir es vergessen. So würde mir es wohl auch mit dem Sturmwinde ergangen sein, der einstmals im Herbste über unsere Gegend ausbrach, obgleich er von nicht gewöhnlicher Stärke gewesen sein mag. Aber mit diesem geschah mir etwas Anderes. Eine alte Buche, in der Nähe unseres Gartens, warf, mit den zerbrochenen Zweigen zugleich, eine Fülle ihrer kleinen, dreieckigen Nüsse auf den vorbeiführenden Weg herunter. Indem ich diese mit kindischer Lust aufraffte, da ergriff mich ein Gefühl, das ich noch jetzt nachempfinde. Ich dachte nicht mehr an das Sammeln der Hände, mir war es, als spräche der Sturm mit mir. Die laute Stimme der Natur hatte in mir ein Wort gefunden; mir war zu der Melodie das Lied gekommen; die Worte von Ewigkeit und göttlichem Gerichte hatte ich oft gehört, sie wachten jetzt durch die mächtig anregende Stimme der Natur zu einem Gedankenkeime auf, der nachmals mitten unter den Dornen seine Treibkraft nicht verlor.

Es ist öfters ein scheinbar nur sehr unbedeutender Bissen Brodes, der unserem Geiste während seiner Fremdlingsschaft im Leben des Fleisches gereicht wird, aber in diesem Bissen liegt eine Kraft, welche die Schritte des Pilgers auf weithin belebt und beflügelt. Nicht mit Unrecht mag es uns als eine Pflicht der Dankbarkeit er-

scheinen, auch solcher, zum Theil wenig und selten beachteter Gaben zu gedenken. Sie kommen der Kindheit, kommen auch dem reiferen Alter, und der unachtsame Wanderer vergißt schon morgen, was er gestern empfangen.

18. Der Naturmensch.

Es ist ein Gemälde, das seiner Gestalt nach einem Menschen gleicht, aber es ist nicht der lebenden Natur, sondern der Erscheinung eines Fiebertraumes nachgebildet, der dem Maler bei der Nacht kam. Der Mensch, so wie er auf die Welt tritt, das Kind, so sagte man, ist unschuldig, und ist nichts Böses an ihm. Nähme ihn nur die rechte, Alles duldende und hoffende Liebe in ihre Pflege, wir würden bald nichts Anderes als Liebe und Dankbarkeit, würden auch bei freier, unbeschränkter Entwickelung des Willens und seiner Kräfte keine anderen Thaten als nur solche, welche der Menschennatur geziemen, aus ihm hervorgehen sehen.

Mit dem Kinde verglich man jene Naturmenschen, welche, wie man meinte, ein irriger Wahn als Wilde bezeichnet und benannt habe. In diesem Zustande, nackt wie das Kind zur Welt kommt, nur durch den Drang des Hungers, des Durstes, der Hitze und des Frostes zur Selbstthätigkeit: zum Suchen der Nahrung, zum Fertigen der Hautbedeckung und des Obdaches gezwungen, sei der Mensch ursprünglich auf Erden dagestanden, bis er allmählig, begünstigt durch den Bau und die Beweglichkeit seiner Hände, gezogen durch den natürlichen Trieb nach geselligem Verkehre, sich Geschicklichkeiten der Glieder und aus dem rohen Anfange der Naturlaute, die seine Stimme nachahmte, die Sprache erworben habe. Allmählig sei er

so zu jener Stufe der Kraftäußerungen emporgestiegen, die ihn von seinen Verwandten, den Thieren, unterscheidet.

Man vergaß bei der Aufstellung dieser Ansicht Alles, was die Kunde aus der älteren Zeit, die Erforschungen im Gebiete der Sprachen, die Geschichte der Wissenschaft, der Künste, vor Allem aber der Religion uns lehren. Man vergaß, daß in so vielen Gegenden der Erde, wo jetzt ein armselig verwilderter Menschenhaufe sein unstätes Leben führt, Denkmale, so wie unverkennbare Erbstücke einer höheren geistigen Erkenntniß gefunden werden. Ein Zeugniß dafür, daß ein Volk, welches jetzt unter den Ruinen einer hochstrebenden Vergangenheit seine Lehmhütten baut und bewohnt, und in dessen Sprache sich noch jetzt Spuren der Abstammung von der Sprache der geistig hochgebildeten Urahnen finden, wirklich nur eine tief herabgekommene Nachkommenschaft dieser Urväter sei.

Am öftersten und leichtesten trat die Verkümmerung der geistigen, wie leiblichen Bildung da ein, wo der einzelne Zweig eines alten Volksstammes von diesem sich losriß und von dem Herde entfernte, auf welchem noch aus alter Zeit ein Licht des geistigen Erkennens erhalten war.

Doch von dieser wohlbegründeten, auf anerkannten Thatsachen ruhenden Wahrheit wollte der beliebte Wahn nichts wissen, welcher festhielt an dem Traumbilde von einem äußerlich zwar halbthierischen, innerlich aber kindlich guten ursprünglichen Naturzustande des Menschengeschlechtes. Zur Heilung des Wahnes bedurfte es einer fühlbar kräftigen Zurechtweisung.

Sieht man sich in den verschiedenen Ländern der Erde nach solchen Völkern um, welche dem vermeintlichen Ur- und Naturzustande unseres Geschlechtes am nächsten stehen, dann bleibt kein Zweifel, daß unter Anderen die Wilden

in Australien und Vandiemensland, so wie die Europäer bei der ersten Bekanntschaft mit ihnen sie fanden, noch als ächte Naturkinder erscheinen mußten. Dafür wurden sie auch anfänglich von mehreren wackeren, jungen Gelehrten anerkannt, welche an der großen Weltumsegelungs-Expedition Theil nahmen, die in den Jahren 1800 bis 1804 von der französischen Republik auf neue Entdeckungen und Forschungen ausgesendet wurde. Namentlich war François Peron, der Zoolog und Anthropolog, schwärmerisch für den Wahn von dem unschuldigen, glücklichen Zustande des Naturmenschen eingenommen. Lange hatte er vergeblich auf die Gelegenheit einer näheren Bekanntschaft mit diesem harmlosen Kindergeschlechte gewartet; auf Australland war ihm durch die wilde Scheu der dortigen Bewohner vor den Fremden sein Wunsch unerfüllt geblieben; auf Vandiemensland ward sein Verlangen vollkommen befriedigt. Wie kindlich zutraulich nahte sich da den Europäern, welche mit ihrem Boote an der Küste gelandet waren, der junge Wilde; wie schien sich in seinen Mienen und in den Blicken seiner schönen Augen nur das Wohlwollen auszudrücken, welches er sogleich auch durch die That bewies, indem er den Fremden das Geschäft des Feueranmachens durch Zusammentragen von Baumzweigen und durch Anzünden des Holzhaufens erleichterte. Wie erinnerten die Aufmerksamkeit und die Bewunderung, mit welcher dieser Naturmensch das Boot der Fremden und seine Geräthschaften betrachtete, so ganz an das Benehmen eines klugen Kindes, wenn dieses etwas überraschend Neues sieht.

Der junge Mann war nicht allein, bald kamen zu ihm auch die anderen Mitglieder seiner Familie: die beiden noch fast in der Mitte der Lebensjahre stehenden Eltern, seine noch jugendliche Frau mit ihrem Säuglinge. Auch

eine jüngere Schwester sammt zwei Kindern des Ehepaares überwanden ihre Furcht und gesellten sich zu der Gesellschaft. Zwar die völlige Nacktheit der Männer, wie der Frauen, der Alten, wie der Jungen, hatte für das Auge der Europäer etwas Verletzendes, doch gehörte ja auch dieses zu dem Naturzustande und wurde von Peron leicht als ein Zug der kindlichen Unschuld verziehen. Zeigte sich doch in den Augen der jungen Frau und in ihrem wohlgestalteten Angesichte so viel Ausdruck und Verstand; ihre mütterliche Zärtlichkeit gegen den Säugling, den sie in ein Känguruhfell eingehüllt mit sich trug, hatte so viel Rührendes, daß dieses jeden Mangel des äußerlich Schicklichen vergessen ließ. Auch ihre jüngere, etwa 16jährige Schwester erschien mit natürlicher Anmuth begabt, und die beiden munter herumspringenden Kinder konnte man nur mit Vergnügen betrachten.

Allerdings war es den gebildeten Fremden etwas auffallend, daß der junge Wilde, der sich zuerst ihnen nahete, das Zeichen der Freundschaft, das man ihm durch Umarmung gab, so gar nicht zu verstehen, noch zu beachten schien, auch die Geschenke, die man ihm und den Seinigen reichte, wurden mit großer Gleichgültigkeit aufgenommen, während der Alte etwas Anderes, das man ihm nicht geschenkt hatte, eine Flasche voll Arak, ohne Anstand an sich riß und ärgerlich darüber schien, daß man sie ihm wieder nahm; Züge solcher Art wurden jedoch auch durch kindliche Unerfahrenheit entschuldigt.

Die Bekanntschaft mit dieser Familie der harmlosen Naturkinder wurde bald noch eine nähere. Peron, mit noch dreien seiner Reisegefährten und Freunde, war, indeß die Wilden dem Geschäfte des Fischfanges nachgingen, in einiger Entfernung von der Küste zu einem armseligen

Flechtwerke von Baumzweigen gekommen, das kaum den Namen einer Hütte, fast nur den eines halbrunden Schirmes verdiente, der zur Abwehr des Windes aus Südwest — des lästigsten auf der Insel — bestimmt schien. Es war der Wohnort der Familie ihrer neuen Freunde, welche so eben von ihrem Fischfange mit einer reichen Ladung von großen Seeohren zurückkehrten. Mit einem lauten Freudengeschrei begrüßten sie die fremden Gäste, nöthigten sie zum Sitzen, ließen sie Theil nehmen an dem einfachen Mahle, das aus dem Fleische der Seeohrenschnecken bestand, welches man in der Schaale selber liegend über den Kohlen gebraten hatte. Die Franzosen kamen auf den Einfall, ihren gastfreien Freunden ein Konzert zu geben; sie sangen mit lauter Stimme das Lied, das ihre Heere so oft zu Thaten der Schlacht geweckt und begeistert hatte: die Marseillaise. Wie mächtig erschien den Sängern der Eindruck, den ihr Gesang auf das Mitgefühl der Naturkinder machte. Diese, mit seltsamen Verdrehungen aller Mienen, schrieen auf vor Entzücken; der junge Mann, ganz außer sich, riß sich bei den Haaren, kratzte sich mit beiden Händen am Kopfe, machte lebhafte Bewegungen und brüllte dabei lange und laut auf. Man war nun von beiden Seiten immer vertraulicher geworden; die Wilden gaben sich alle Mühe, ihre Gäste zu unterhalten, vor Allen das junge Mädchen, welches nach Peron's Schilderung „durch seine sanften Gesichtszüge, durch den zärtlichen und geistvollen Ausdruck seiner Blicke, durch Zierlichkeit der Geberden" Das ersetzte, was seinen Worten für die Fremden so ganz an Verständlichkeit abging. Das Mädchen bemerkte wohl, daß man sie mit Wohlgefallen betrachte und suchte die Reize noch dadurch zu erhöhen, daß sie die natürliche Schwärze ihres Angesichtes durch

Einreiben mit gepulverten Kohlen noch dunkler machte. Als die Gäste bei dem Einbruche der Nacht schieden, da begleiteten sie, Arm in Arm, der Hausvater und sein Sohn, ein Knabe von diesem und die junge Schöne, welche zuletzt noch bei dem Geschenke eines Federbusches von langen, rothen Federn ganz trunken ward vor Freude.

Nicht viel geringer war die Freude, welche Peron beim Abschied von diesen patriarchalischen Menschen empfand; denn sein süßer Traum von der Herrlichkeit des Naturzustandes der Menschen schien ihm hier zur Wahrheit geworden zu sein. Wie rührend waren ihm noch die Bezeugungen des Schmerzes dieser Naturkinder bei seinem und der anderen, großentheils an der Küste gebliebenen Reisegefährten Einsteigen in die Schaluppen und ihrer Abfahrt hinaus in das hohe Meer, dahin keiner der armseligen Fischerkähne der Wilden sich wagen darf. Vergeblich winkten die guten Leute den fremden Gästen, sie sollten wieder kommen und bei ihnen bleiben; zündeten ein großes Feuer an, das sie die ganze Nacht unterhielten, um ihnen die Gegend anzudeuten, zu der sie zurückkehren sollten; in der That, solche Wilde sind Kinder, an denen man ein Wohlgefallen finden kann, wie an anderen Kindern.

Allerdings ja, wie an Kindern, wenn diese gerade guter Laune sind. Oefter aber als in guter, sind sie in böser Laune, und der sogenannte Naturmensch, welcher aller Zucht des besseren Beispieles, aller geistigen Zurechtweisung und Belehrung entbehrt, ist dann boshafter als das boshafteste Kind, tückischer als die Schlange, grimmiger denn alle Thiere, welche in der irdischen Natur gleich wie Gefäße des Zornes dastehen.

Die jungen Gelehrten sammt ihren Begleitern waren wieder in ihr Schiff gestiegen, und dieses fuhr ab von dem

Wohnorte der gastfreundlichen Fischerfamilie, um niemals wieder zu ihr zurückzukehren. Aber sie blieben ja noch länger an der Insel, warum sollte es da nicht noch andere, vielleicht viele solche gute Naturkinder geben? An Peron's Bemühen lag es nicht, daß er keine fand; er suchte überall, wo sein wissenschaftliches Forschen ihn an's Land führte, die Spuren der Bewohner auf. Früher als ihm — schon zwei Tage nach dem Zusammentreffen mit der „patriarchalischen Familie" — gelang es einer Gesellschaft seiner Reisegefährten, nicht nur mit etlichen wenigen, sondern mit einer ganzen Schaar der Vandiemensländer zusammenzutreffen. So wie man bei dieser Entdeckungsreise, nach Vorschrift der Oberhäupter der französischen Republik, überall bei solcher Gelegenheit zu thun pflegte, benahm man sich mit zutraulicher Freundlichkeit gegen die Wilden, überhäufte sie mit Geschenken, und es schien den Leuten so wohl bei den fremden Gästen zu gefallen, daß sie den ganzen Tag bei ihnen blieben. Einer der Seekadetten hatte sich, zur Belustigung der Gesellschaft, mit einem der Vandiemensländer im Ringen geübt; die Zutraulichkeit von beiden Seiten schien für immer befestigt; man fügte den schon gegebenen Geschenken beim Abschiede noch neue hinzu. Als aber die Franzosen in der Freude über das wohlgelungene Werk ihrer Wohlthätigkeit und ihres Freundschaftsbundes hinab zur Küste nach ihrem Boote gingen, da flog auf einmal ein scharfer Wurfspies, von kräftiger Hand geschleudert, aus dem Gebüsche hervor, welcher dem Seekadetten am Rücken in sehr schmerzlicher und bedenklicher Weise verwundete. Die Mannschaft des Bootes suchte vergeblich nach den tückischen Verräthern, diese hatten sich alsbald zwischen dem Gebüsche und den Felsen der wohlverdienten Züchtigung entzogen. Vielleicht waren es dieselben,

durch Wohlthun gewonnenen Freunde, welche einige Tage nachher die Fremden aus dem Gebüsche hervor mit einem Hagel von Steinwürfen begrüßten. Dennoch ließ man sich in dem bisherigen freundschaftlich friedlichen Benehmen und in dem Laufe der überfließenden Freundlichkeit nicht hemmen, man belastete den Wilden, der in blinder Wuth auf den Maler Petit losstürzte, und diesen mit einem Stück Holz den Kopf zerschmettern wollte, für seine Unthat noch mit Geschenken, für welche die Naturmenschen die Geber mit Steinwürfen lohnten, davon einer den Oberbefehlshaber in sehr eindrücklicher Weise an den Rücken traf. Wie wenig übrigens die Naturkinder die Gaben ihrer Gäste beachteten, das konnte man bald nachher bemerken, als man um ein Feuer her, dabei die Wilden kurz vorher sich gelagert hatten, fast alle die Dinge, die man ihnen geschenkt, oder die Einer und der Andere von ihnen gestohlen hatte, unordentlich, wie Spielzeuge, deren die Kinder satt geworden sind, umhergestreut fand, obgleich unter diesen Geschenken solche waren, welche durch ihre Nützlichkeit für die Empfänger von höchstem Werthe gewesen wären. Eine Erfahrung nach der anderen von der Heimtücke und Bosheit der Naturkinder gab von nun an dem gutmeinenden Peron, so wie dem Botaniker Leschenault, der von dem gleichen Wahne mit Peron befangen gewesen war, eine richtigere Ansicht über den sogenannten Naturzustand des Menschen. Dieser, so mußten Beide es gestehen, kann ohne einen veredlenden Einfluß des Geistes sich nicht über die Thierheit erheben, sondern er sinkt gerade durch jene Anlagen und Kräfte, welche er vor dem Thiere voraus hat, noch tief unter dieses hinab. Ihr Auge sah jetzt, vielleicht getrübt durch das Gefühl der empfangenen Beleidigungen, Alles ganz anders als Peron bei seinem ersten

Zusammentreffen mit der gutgelaunten Fischerfamilie es gesehen. Er selbst, seitdem er einmal der Todesgefahr unter den grimmigen Wilden mit Mühe entgangen war, meinte jetzt in den Mienen, wie in den Blicken derselben, statt der harmlosen Unschuld, nun düstere, finstere Züge und eine lauernde Tücke zu bemerken: „wir hatten", so sagt Leschenault, „diesen Leuten nicht den mindesten Anlaß zu ihren Feindseligkeiten gegeben, vielmehr sie mit Freundschaftsbeweisen und Geschenken überhäuft. Ja, nach so vielen Erfahrungen von dem Hange der Wilden zur Grausamkeit und Verrätherei wundert es mich jetzt, wie Jemand noch ihre Gutartigkeit rühmen, und ihnen ein so unbedingtes Zutrauen schenken kann, das doch schon für so manche Seefahrer traurige Folgen gehabt hat."

Der Wahn von der Unschuld und Gutartigkeit des sogenannten Naturmenschen oder, wie Andere ihn nennen, des Wilden, wiederholt sich auf einer anderen uns näher stehenden Stufe, in der Behauptung: daß unsere Kinder, so wie sie in das Leben der Erde eintreten, von nur gutartiger Natur, das Alter der Kindheit überhaupt ein schuldloses, das aber, was wir böse nennen, eine Saat sei, welche nur von außen in den Menschen komme. Allerdings waltet über das innere Leben und seine Entwickelung bei unseren Kindern von der Geburt an das Gestirn eines anderen geistig belebenden Einflusses, als bei dem Kinde des geistig wie leiblich nackten Australländers, aber in ihren wesentlichsten Grundzügen bleibt die Menschennatur in dem einen, wie in dem anderen Kinde dieselbe. Das Kind eines christlichen Hauses, wenn auch durch äußere Zucht in den Schranken der äußeren Wohlanständigkeit erhalten, trägt in seinem Inneren den gleichen Hang zur Zuchtlosig-

keit und Bosheit, der den sogenannten Naturmenschen und seine Kinder beherrscht.

Meine eigene Erinnerung sagt mir dieses schon von der Zeit meiner frühesten Kindheit aus. Es sind scheinbar unbedeutende Aeußerungen des Ungehorsams und Neides, der Habsucht, der unersättlichen Sinnlichkeit, Unwahrheit und Bosheit; man würde vielleicht sagen, so klein, daß sie der Erwähnung nicht werth sind, und dennoch sieht der zur tieferen Selbsterkenntniß gelangte Greis in ihnen mit Beschämung das Vorbild Dessen, was aus ihm geworden wäre, wenn nicht der Gärtner, dessen die Aussaat, wie die Ernte ist, den wilden Stamm der fleischlichen Natur vielfach beschnitten und in Zucht gehalten hätte, damit das Pfropfreis von anderer Art, welches in die Schnittwunden eingesenkt war, nicht ganz erstickte.

Hätte der Dornstrauch, den der Gärtner in solche Zucht nimmt, ein Gefühl, dann würde der Schnitt, der ihm den frischen Trieb der Zweige nimmt und bis auf das Mark seines Stammes geht, ihm sehr wehe thun. Dennoch zeigt es der Herbst, was der Gärtner an dem Dorngebüsche that, damit der Sammler des Brennholzes es nicht hinwegnehme.

19. Ein geistiger Frühregen.

Die Frühregen, welche der Aussaat ihre erste Nahrung und Kraft des Gedeihens geben, die Spatregen, welche der ausdorrenden Hitze des Sommers wohlthätig mildernd vorausgingen, gehörten beide zu den erwünschtesten Segnungen des gelobten Landes und sind noch jetzt dem verödeten Boden desselben unumgänglich nöthiges Bedürfniß für das Wachsthum seiner Saaten. Auch in der Geschichte unseres inneren Lebens gibt es solche wohlthä-

tige Frühregen und Spatregen: Zeiten der Thränen, in denen die junge Aussaat für die Ewigkeit aufgeht, und in denen sie bekräftigt wird für die Auszeitigung ihrer Früchte.

Für mich kam schon in meinem achten Jahre eine Zeit vieler Thränen, deren Ursache von geringer, deren Folgen aber für mich von sehr großer Bedeutung waren. Wer einen Schweizer mitten unter den Gütern und Genüssen eines fremden Landes an Heimweh leiden und dahinschmachten sieht, dem mag es freilich fast unbegreiflich dünken, daß der arme Bursche, der daheim in seinem Gebirgsthale nichts als Käse und Milch bei saurer Arbeit hatte, für all' das Gute und Vergnügliche, das er in der Fremde in bequemer Ruhe genießt, so blind und unerkenntlich sein kann. Und dennoch bemüht man sich vergeblich, den heimwehkranken Schweizerjungen zur besseren Besinnung zu bringen, obgleich er für die vernünftigen Reden eines Anderen keine Antwort hat als die Thränen, die über seine ausgezehrten, bleichen Wangen herabrinnen.

Ich bin kein Schweizer, und der Berg, darauf mein kleiner Geburtsort liegt, ist gegen die Alpen nur wie eine kleine Hütte gegen eine hohe Kirche; dennoch bin ich in meiner Kindheit und früheren Jugend von den Schmerzen des Heimwehes nicht minder stark heimgesucht worden als ein Schweizer. Es war aber auch freilich nicht das Verlangen nach dem Berge, auf dem mein Vaterhaus stand, und nach seinen Gärten, sondern die Sehnsucht nach diesem Vaterhause selber und nach Dem, das darin war, was mich so heimwehkrank machte.

Meine zweite Schwester Christiane hatte sich schon in meinem vierten Jahre an einen gar lieben, trefflichen Mann verheirathet, den wohlhabenden Besitzer einer Apo-

theke, Helmers in Waldenburg. In ihrem Hause war ich öfters auf einen oder etliche Tage sehr froh und vergnügt gewesen. In meinem achten Jahre verließ auch meine älteste Schwester Wilhelmine das Elternhaus; ihr Herz hatte eine gute Wahl getroffen; der Mann, dem sie ihre Hand reichte, war zwar nicht mit äußeren Gütern, desto mehr aber mit jenen inneren begabt, die dem Leben sein rechtes Glück und seinen Frieden schenken und erhalten. Dieser, mein Schwager Hüttenrauch, war damals Rektor an der Stadtschule zu Lichtenstein, einer kleinen, fürstlich Schönburgischen Stadt, welche kaum zwei Stunden von meinem Geburtsorte entfernt liegt. Er war ein verständiger, einsichtsvoller Schulmann, der seinen Kenntnissen und Fähigkeiten nach, als Lehrer auch für eine andere, größere Schule zum Segen gewesen wäre: Verstand und Ernst gaben der natürlichen Milde und Sanftmuth seines Gemüthes das rechte Maaß; die Last seines schweren Geschäftes als Schulmann trug er immer mit heiterem, freudigem Sinne.

Im Vergleiche mit der Schule meines Schwagers war damals die Schule meiner kleinen Vaterstadt sehr ungenügend bestellt; der Unterricht, den ich in ihr genoß, war außer dem Lesen, Schreiben und Gesangübungen für mich so wenig förderlich und anziehend, daß ich außer den Schulstunden mir meine Zeit nur nach eigener Neigung vertrieb. Diese eigene Neigung, wie ich dies vorhin erwähnte, führte mich zwar viel und oft zum Alleinsein und zur Stille, draußen im Freien sowohl, als zu Hause; wenn ich aber, wie denn dieses allmählig immer öfter geschah, in Gesellschaft von anderen, muthwilligen Buben gerieth, da war ich bald einer der lautesten und ausgelassensten von Allen. Mein lieber Vater hatte mehrere meiner muthwilligen Streiche erfahren. Manche, die mich kannten, mochten

meinen, der gute, ernste Mann betrachte solche Ausbrüche des kindischen Unverstandes in zu trübem Lichte. Aber mein Vater hatte von dem Naturzustande des Menschen andere Ansichten als Peron und Leschenault; Ansichten, welche er sich nicht erst, wie diese Beiden, auf einer Reise nach Australien unter den dortigen Naturmenschen (nach Kapitel 18) zu holen brauchte, sondern die ihm aus einem näherliegenden, untrüglichen Quell der Belehrung kamen. Mit Recht erkannte derselbe einen Grund des Ueberhandnehmens meiner Unarten in dem Mangel einer rechten, guten Beschäftigung, und Gott gab ihm in's Herz, mich auf etliche Jahre in das Haus und den guten Schulunterricht meines Schwagers nach Lichtenstein zu bringen. „So ließ mich denn der gute Gärtner, in dessen Garten wir Alle Gewächse sind, damals zum ersten Male aus meinem anfänglichen Boden, in den ich meine jungen Wurzeln so tief und fest hineingetrieben hatte, herausnehmen und mich in ein anderes Beet versetzen. Er weiß am besten, welche Pflanzen eine öftere Versetzung aus dem einen Erdreich in ein anderes bedürfen, damit sie nach und nach ihre wilden und giftigen Eigenschaften ablegen und einige genießbare Früchte bringen, darum hat er mich von Kindheit an sehr oft versetzt und auch in den späteren Jahren den unfruchtbaren Stamm noch oft umgraben und verpflanzt" *).

Meine lieben Eltern brachten mich selbst nach Lichtenstein. Das Schulhaus, darin mein Schwager wohnte, war neu gebaut, sah gegen dem damaligen Schulhause meiner Vaterstadt gar groß und stattlich aus. Mit wel-

*) Stelle aus meinem Alten und Neuen, Bd. IV, 2. Abthlg. 8. Erzählung.

cher zärtlichen Liebe nahm mich meine liebe Schwester, mit welcher Freundlichkeit mein guter Schwager auf. In der Schule blickte ich auf einen meiner Mitschüler mit ganz besonderer Ehrerbietung und Bewunderung, denn er ging mir nicht nur an Alter um ein Ansehnliches voraus, sondern er war allen meinen Mitschülern an Kenntnissen voran. Es war der nachmalige Gothaische Generalsuperintendent Karl Gottlieb Bretschneider, dessen Vater als Oberpfarrer in Lichtenstein lebte. Ich sah ihn zwar nur noch kurze Zeit und blos in den Privatstunden meines Schwagers, denn sein Vater bereitete ihn großentheils selber durch häuslichen Privatunterricht zum Uebertritt an das Lyceum von Chemnitz vor, kann mich aber seiner auch aus dieser früheren Zeit noch sehr lebhaft erinnern, und wir haben uns auch später, als wir, der Eine da, der Andere dorthin weit auseinandergeführt wurden, zuweilen noch landsmannschaftlich begrüßen lassen *).

In dem Hause meiner lieben Schwester würde wohl ein ähnlicher Friede geherrscht haben, als im Hause meiner Eltern, wenn sie mit ihrem ihr gleichgesinnten Manne allein darinnen und eine unbeschränkt waltende Hausfrau gewesen wäre. Mein Schwager hatte aber aus Kindespflicht noch zwei sehr nahe Anverwandtinnen zu ernähren, welche vor seiner Verheirathung das Hauswesen ganz allein und zwar mit so wenig Ueberlegung und Sorgfalt geführt hatten, daß der gute Mann seinen Ehestand mit vielen Schulden anfangen mußte. Meine Schwester erkannte gar bald nach ihrem Eintritte in's Haus, daß hier

*) Auf eine Verwechselung meines Schwagers mit meinem Vater gründete sich die Angabe in einer Zeitschrift, daß Bretschneider den Unterricht des Letzteren genossen habe.



die Lehre, welche der berühmte Benjamin Franklin seinem Sohne gab: „mein Sohn, gib nicht mehr aus als du einnimmst“ nicht befolgt, sondern ohne alle Noth täglich aus der Acht gelassen ward. Sie bemühte sich, nach dem Vorbilde ihrer Mutter das Hauswesen so sparsam und einfach einzurichten, als es bei meinen Eltern in jener Zeit gewesen, wo mein Vater noch Substitut war. Dies aber erschien der bisherigen unbeschränkt herrschenden Hausmutter keineswegs anständig, und so gab es tägliche Bekümmernisse und Störungen des Friedens, bei denen das sanfte, friedliebende Gemüth meiner Schwester am meisten litt. Denn das Meiste trug sie ganz allein, ohne es dem Manne mitzutheilen, welcher den ganzen Tag mit seinem Schul- und Privatunterrichte beschäftigt war, und welchem beides: die Pflicht des Sohnes gegen seine alte Mutter und seine Tante, wie die Pflicht des Mannes gegen seine geliebte Frau am Herzen liegen mußte.

Daß in solcher Stellung meine gute Schwester, welche hier die große Aufgabe der Selbstverläugnung unter Allen am meisten und treuesten übte, gar oft, wenn sie sich im eigenen Hause wie eine Fremde fühlte, von einem tiefen, herzlichen Heimweh nach dem lieblichen Frieden des Elternhauses ergriffen wurde, kann man wohl begreifen. Aber wenn auch in dem Heimweh keine ansteckende Kraft liegt, sondern wir Beide, unabhängig darin Eines von dem Andern seine Schmerzen erfuhren, so mußte doch wenigstens die Stimmung meiner Schwester das meinige nur noch vermehren.

„Die Trennung von meinen theuren Eltern, besonders aber von meiner Mutter, an der mein ganzes Herz hing, that mir so wehe, daß ich kaum ein anderes Mal in meinem Leben tiefer und anhaltender traurig gewesen bin, als

besonders in der ersten Hälfte meines zweijährigen Aufenthaltes in Lichtenstein. Mit Thränen erwachte ich am Morgen, mit Thränen entschlief ich am Abend; ich überließ mich meiner Wehmuth, so oft ich allein war. Freilich war diese Traurigkeit nur eine solche natürliche und fleischliche, wie etwa nach ihrer Art die eines jungen muthwilligen Füllens, das man von seiner Mutter hinwegnimmt, aber Gott hat jenen fleischlichen Anfang zu etwas Geistigem gewendet. Wie das Füllen, das man weit von seiner Mutter hinwegführte, es nun lernt, seine Nahrung unmittelbar von der allgemeinen Mutter, von der grünenden Erde, zu nehmen; so lernte meine Seele in der Trennung von Dem, was mir das Liebste und Theuerste war, sich an eine andere, ewige Mutterliebe halten, die uns näher steht als alle Liebe einer irdischen Mutter. Ich lernte damals zuerst und mit rechtem Ernste aus dem Herzen beten und so den Weg zu dem Quell alles Trostes und aller geistigen Belebung kennen: den Weg, den ich dann — freilich Anfangs nur wenn eine seltene, äußere Noth, später aber auch, wenn die tägliche innere Noth mich trieb, gern gegangen bin" *).

Lichtenstein liegt am Fuße eines kleinen Berges, über welchen die Poststraße nach Chemnitz hinanführt, und welcher deshalb der Chemnitzer Berg heißt. Da hinan stieg ich oft, denn von der Anhöhe aus sah ich mein liebes Hohenstein mit seinem Thurme und seiner Kirche, zu deren Füßen das Haus meiner Eltern lag, so deutlich und so nahe, daß mir es zu Muthe war, als sollte ich so eben zu der Hausthüre hineintreten. Meine Schul- und Spielgenossen riefen mich manchmal lange vergebens, ich solle doch

*) Altes und Neues a. a. O.

kommen und mit ihnen hinübergehen in den nahe gelegenen schönen Schloßgraben, ich aber ging nur zögernd von dem Wege zwischen den Feldern hinweg, der nach Hohenstein führt, und wäre viel lieber auch ganz allein auf dem Wege fortgelaufen, um noch am Abend bei meiner Mutter zu sein, als wieder umgekehrt in das schöne, neue Schulhaus von Lichtenstein.

Und dennoch segnet mein Herz dieses Haus, in welchem mir für Zeit und Ewigkeit so viel Liebes und Gutes zu Theil geworden ist. Die Absicht meines Vaters wurde hier erreicht; eine Liebe zum Lernen und zum Fleißigsein erwachte in mir, und wenn auch nicht aus meinen Träumereien, kam ich doch aus der Gewohnheit des müßigen Herumschlenderns hinweg. Eine in neuerer Zeit oft beliebte Weise des Unterrichtes der Kinder, welche das Lernen in eine leichte Spielerei verwandelt, würde mir nicht wohlgethan, würde mir vielleicht den Geschmack am Lernen ganz vertrieben haben. Mein Schwager, als einsichtsvoller Schulmann, hielt es mit der alten Weise, welche mit dem Ernste keinen Spott und Scherz treibt. Die lateinische und griechische Grammatik sind gerade kein feines Spielzeug, das der Knabe wie einen Federball an die Wand werfen und wieder auffangen kann, sondern sie gleichen schweren Steinen, welche die Kinderhand nur mit Mühe vom Boden erhebt. Dem Freunde und Beobachter der gesunden Kindernatur ist aber jene Lust gar wohl bekannt, welche alle kräftige Knaben am Fortwälzen und Erheben von schweren Steinen haben. In der Naturkraft selber liegt auch schon das unabweisbare Bedürfniß, sich zu äußern und durch Uebung zu verstärken; der Geist, im Kreise seines inneren Lebens, hat jenes Bedürfniß mit dem Leibe gemein. Ich erinnere mich noch wohl jenes großen

Vergnügens, das ich empfand, wenn ich einen Haufen schwerer Steine aus dem Gebüsche oder Felde, darin er lag, auf meines Vaters Geheiß hinweggetragen, oder nach eigenem Einfalle ein kindisches Bauwerk aus demselben errichtet hatte, wie that mir dergleichen Arbeit so wohl an Leib und Leben. Und wenn ich aus dem Felde der Grammatik einen schweren Stein nach dem anderen hinweggehoben, meine Aufgabe zur Zufriedenheit meines Schwagers gelös't hatte, da empfand ich ein ähnliches Vergnügen, und meine Füße wurden mir leichter zum fröhlichen Herumspringen, als nach müßigen Tändeleien.

Uebrigens gab es damals auch andere Arten des Ausruhens und der Erholung für mich, als die Bewegung im Freien. Im Hause meines Schwagers fand sich manches gute, angenehm unterhaltende und dabei lehrreiche Buch; bei einer alten Nachbarin gab es auch andere, zum Theile noch aus dem 17. oder doch aus den ersten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts. Die Insel Felsenburg war eines dieser Bücher, darin ich in meinen freien Stunden mit ungemeinem Vergnügen las, Martin Speelhof ein anderes. Diese Art meiner Unterhaltung stand öfters unter guter Aufsicht; denn wenn ich meiner Schwester bei den Geschäften ihrer geschickten Hand laut vorlas, da wurden mir immer die Stellen, „die nicht schön seien“, und die ich deshalb überschlagen, so wie jene, welche ich lesen sollte, im voraus bezeichnet. Bücher, welche Beschreibungen von großen Reisen und fernen Ländern enthielten, durfte ich nach Belieben für mich allein lesen. Oefters erzählte uns auch mein lieber Schwager in den langen Winterabenden manche anmuthige und lehrreiche Geschichte.

Unter dem Bürgerstande von Lichtenstein gab es sehr ehrenwerthe Leute, mit denen ich, weil ihre Kinder mit

mir zur Schule gingen, zum Theile näher bekannt wurde. Unter Anderen erinnere ich mich mit Vergnügen eines Knaben, der nur wenig älter als ich war, und den ich sehr lieb gewann. Er hieß Gerber und war eines Metzgers Sohn. Damals, wenn ich bei ihm und seinen wackern Eltern war, wußte ich nicht, daß in diesem Hause ein Mann geboren und aus ihm hervorgegangen sei, der mir später durch mehrere seiner Schriften sehr lieb und zum Segen geworden ist: Christian Gerber, der Verfasser der Geschichte der Wiedergeborenen in Sachsen (1730). Der Familie meines jungen Schulfreundes hat man die Züge der inneren Verwandtschaft mit diesem frommen Prediger wohl noch anmerken können. Dieser war, wenn ich nicht irre, der Vaters Bruder des damaligen Inhabers des Hauses und des Familiennamens gewesen.

Ein anderer meiner Mitschüler, der Sohn eines wohlhabenden Handelsmannes aus dem Dorfe Oelsnitz, Namens Mehnert, war zugleich während meines Aufenthaltes in Lichtenstein mein Hausgenosse, denn er nahm bei meinen Verwandten Wohnung und Kost, benutzte auch mit mir zugleich den Privatunterricht meines Schwagers. Die Bekanntschaft mit diesem Knaben, der um etwa vier oder fünf Jahre älter war als ich, gehört in gewisser Hinsicht zu den Denkwürdigkeiten aus den Zeiten meiner Kindheit. Denn seine spätere Geschichte ist mir schon im Voraus, noch ehe er selber oder jemand Anders an die Möglichkeit der Erfüllung dachte, wie ein phantastisches Traumbild von ihm mehr als einmal mitgetheilt worden. Er hatte nämlich einen Verwandten (wenn ich nicht irre, einen Oheim) in Holland, welcher dort als wohlhabender Kaufmann lebte. Da er selber von seinem Vater für den Kaufmannsstand bestimmt war, lag ihm der Gedanke, den rei-

chen Oheim in Holland einmal zu besuchen, sehr nahe. Im Hause seiner Eltern mochte oft von Holland und von den großen Schiffen die Rede gewesen sein, welche man dort im Meere fast täglich ankommen und abfahren sehe. Er wußte es, wie gerne ich von fremden Ländern, Völkern und Thieren erzählen hörte, deshalb unterhielt er mich oft mit Reisegeschichten und Beschreibungen der Länder, dahin die holländischen Schiffe gehen, so wie er es zum Theile von seinem Vater, der selbst in Holland gewesen, gehört, zum Theile aber auch sich selber ersonnen haben mochte. Denn ich hielt Alles für lautere Wahrheit, was dieser mein Mentor mir sagte, der zu meiner großen Bewunderung sogar einzelne holländische Worte und französische Redensarten sprach, und der dabei so mittheilend war, daß er meinem Verlangen, immer mehr zu hören, zuweilen noch spät in die Nacht hinein, wenn wir in unserem gemeinsamen Schlafzimmer beisammen waren, Genüge that. Unter die Geschichten, die er am öftesten erzählte, und welche meine Theilnahme am lebhaftesten erregten, gehörten die tragisch lautenden, von jungen Leuten, die man zum Matrosendienste gepreßt, oder die man auf ein Schiff gelockt und dort gewaltsam zum Seedienste behalten habe. Er beschrieb mir, vielleicht mit mancherlei Uebertreibungen, alle die Noth, die sauren Arbeiten und Gefahren, die dann solche junge Leute viele Jahre lang auf dem Meere, so wie in kalten und heißen Ländern hatten ausstehen müssen, ohne daß ihre Eltern erfahren konnten, wo ihre Söhne wären, und wie manche von ihnen nach langer, langer Zeit erst zu den Ihrigen zurückgekommen wären. Wenn er dann bemerkte, wie sehr ich von seiner Erzählung gerühret sei, dann fügte er, und dieses geschah öfter als einmal, hinzu: „Siehe, Heinrich, ich denke immerfort, so wird es

mir auch einmal ergehen. Ich mache in jedem Falle, sobald ich kann, eine Reise nach Holland zu meinem Herrn Vetter und du wirst sehen, dort nimmt man mich zum harten Seedienst weg, und viele, viele Jahre wird Niemand von euch erfahren, wo ich bin."

Sonderbarer Weise wurde für diesen jungen Menschen seine Dichtung zur Wahrheit. Er kam zu einem mit seinem Vater befreundeten Kaufmanne, wenn ich mich recht erinnere, in Frankfurt a. M. in die Lehre, gerieth einige Jahre nachher durch eigenen Leichtsinn, so wie durch den Einfluß eines übel gewählten Umganges in mißliebige Verhältnisse mit seinem Prinzipale, machte sich, ohne diesem und ohne seinen Eltern es anzuzeigen, auf und davon, man wußte nicht wohin. Allerdings konnte man mit Recht vermuthen, er sei nach Holland zu seinem Vetter gegangen, und ohne viele Mühe erfuhr man auch, daß er von Frankfurt nach Mainz, von da mit einem Rheinschiffe nach Rotterdam gegangen sei. Man schrieb an den Verwandten; zu diesem war der junge Mensch nicht gekommen, er wußte nichts von ihm. Vergeblich waren alle weiteren Erkundigungen seiner Eltern; diese und am tiefsten seine zärtliche Mutter beklagten ihn als einen Todten.

Ich hatte denn auch mehrere Jahre nachher den Weg zu meinem künftigen Berufe angetreten, war auf Schulen und Universitäten gegangen und dachte nicht mehr an diese Bekanntschaft meiner Kindheit. Da wurde ich unversehens, als ich schon in meine praktische Wirksamkeit getreten, an dieselbe erinnert, indem mir Jemand von einem Mehnert aus dem Dorfe Oelsnitz erzählte, der nach langen Jahren wieder in seine Heimath gekommen sei. Ich erkundigte mich genauer und erfuhr, daß eines Tages zu der Mutter Mehnert ein Mensch, schwarz gebrannt und von fremdem

Aussehen, gekommen sei, in welchem ein Anderer, der etwa solche Leute schon früher gesehen, an der Kleidung, so wie an dem seltsamen Gange, sogleich einen Matrosen erkannt haben würde, der viele Jahre fast immer nur auf dem Meere gelebt habe. Der Mensch tritt herein, schaut sich überall im Zimmer um, geht auf die Mutter zu und redet diese in einer Sprache an, darin ein schlechtes Deutsch mit vielem Holländisch gemischt war. Ihr wird ganz unheimlich in der Nähe dieses Menschen zu Muthe, der sie zuerst nach ihrem verlorenen Sohne fragt, dann plötzlich als Mutter anredet. Sie will nichts von einem solchen Sohne wissen, hält ihn für einen betrügerischen Landstreicher, dergleichen früher mehrere ihre Leichtgläubigkeit gemißbraucht hatten. Da fängt der Mensch an laut zu weinen: Mutter, so sagt er, ich bin wirklich der verlorene Sohn, der mit herzlicher Reue zum Hause seines Vaters zurückkehrt. Er zeigt ihr hierbei eine große Narbe an seinem Arme, erzählt die Veranlassung, bei welcher er in seiner Kindheit die tiefe Wunde bekommen, von der ihm die Narbe blieb, und erinnert die Mutter an viele Züge aus der Geschichte seiner Kindheit, von denen nur er und sie wissen konnten. Da bricht der guten Mutter ihr Herz gegen den verlorenen und wiedergefundenen Sohn. Alle Nachbarn und Gefreundte kamen herbei, diesen erzählt er, wie er durch Unkenntniß und Leichtsinn wirklich in eine Gesellschaft von Werbern für den Seedienst gerathen und von diesen als Matrose in ein Schiff, das nach Java ging, verhandelt worden sei. Er sei lange im Dienste der ostindischen Kompagnie und weit umher in der Welt gewesen, habe viel ausgestanden, Anfangs oft nach Hause geschrieben, könne sich aber wohl denken, daß keiner seiner Briefe angekommen sei. Zuletzt sei er des Seelebens ganz gewohnt geworden, habe sich

darein ergeben, bis vor einem halben Jahre ihm eine Krankheit zum Seedienste unfähig und seine Entlassung daraus, so wie die Rücksendung nach Europa herbeigeführt habe.

Seine vermögenden Verwandten kauften dem bedauerns=werthen Manne ein kleines Haus und Anwesen; er lebte da noch einige Jahre, starb dann an den Folgen seiner vieljährigen, schwer zu ertragenden Lebensweise, so wie an den Nachwirkungen des Fiebers, das ihm in dem unge=sunden Batavia zugestoßen war.

Eines scheinbar höchst unbedeutenden Ereignisses aus der Zeit meines ersten Aufenthaltes in der Fremde muß ich noch erwähnen, weil es mir scheint, als habe dasselbe, ob=wohl nur als ganz kleines Theilchen, in den Verlauf des Erziehungsplanes gehört, welcher in einem anderen Rathe, als der menschliche ist, über mich beschlossen war. Ich habe weiter oben (S. 105) von der unüberwindlichen kin=dischen Scheu gesprochen, die ich vor vornehmen Leuten hatte. In welche Furcht und Schrecken hatte mich der Besuch des Herrn Grafen bei meinem Vater gesetzt, ob=gleich ich der Gefahr, von ihm gesehen oder gar angeredet zu werden, oben in meinem Verstecke glücklich entgangen war; hier in Lichtenstein wurde mir die schwere Aufgabe zu Theil, nicht nur vor das Angesicht eines Grafen, son=dern eines Herrn Fürsten zu treten, und zwar nicht als stumme Person, sondern sprechend zu seinen Ohren. Und noch dazu als Komödiant; welches so zuging.

Mein lieber Schwager hatte viel Geschmack und Freude an kleinen belletristischen Arbeiten, die im Kreise seiner Be=kannten mit Beifall aufgenommen wurden. Nun geschah es gerade in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Lich=tenstein, daß der edle, gute Landesherr Otto Karl Fried=

rich (1790) in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Dies gab eine allgemeine Freude in dem ganzen Lande, denn der Fürst war sehr geliebt. Auch die Lichtensteiner wollten dem Herrn, als dieser nach seiner Standeserhöhung wieder zu ihnen kam, ihre Liebe und freudige Theilnahme bezeugen, man schmückte die Eingänge zum Schloß, man putzte und illuminirte am Abend die ganze Stadt. Mein guter Schwager hatte sich aber in seinem eigenen und in seiner Mitbürger Namen noch eine andere Ehrenbezeugung ausgedacht für seinen Fürsten, der ihm als einem wackeren, treufleißigen Schulmanne schon so manche Beweise seiner Gewogenheit und Güte gegeben hatte. Er dichtete ein kleines Drama, darin die festlichen Vorbereitungen auf den Einzug des Fürsten in einem Gespräche der Kinder beschrieben wurden, und welches zuletzt mit einem feierlichen Glückwunsche für das durchlauchtigste Fürstenhaus schloß. Mir wurde auch meine Rolle zugetheilt als einem kleinen Spaßmacher, der ein noch kleineres Kind in Furcht vor dem Leibhusaren des Fürsten setzen wollte. Ich aber fürchtete mich mehr vor dem Hersagen meiner auswendig gelernten Rolle, als ich jemals eine andere Menschenseele in Furcht hätte setzen können. Denn das war keine Kleinigkeit, so ganzer acht Tage lang die Stunde immer näher kommen zu sehen, da ich vor dem Herrn Fürsten, der Frau Fürstin, sowie den kleinen Prinzen und Prinzessinnen, oben im Schlosse, wo ein Zimmer zum Theater eingerichtet war, auftreten und sprechen sollte. Meine gute Schwester, die selber bei der feierlichen Begrüßung eine Hauptrolle spielte, sprach mir immer guten Muth ein, als ich aber aus den Coulissen hervortrat in's helle Kerzenlicht der Kronleuchter, unter welchen die Herrschaften als Zuschauer auf rothen Sammetstühlen dasaßen, da hätte nicht viel ge-

fehlt, ich wäre ganz scheu geworden und davon gesprungen. Indeß, es ging zur nothdürftigen Zufriedenheit; ich sprach meine Worte, die ich noch jetzt auswendig weiß, so geläufig her, wie ein gelernter Staar, und als die schwere, gefürchtete Stunde zu Ende war, da sprach der Fürst, ein schöner, ansehnlicher Herr, nicht blos einige Worte mit dem Dichter des Drama's und mit uns Kindern allen, sondern sogar mit mir besonders; sagte mir, ich solle nur gut lernen, damit aus mir auch einmal ein so braver Lehrer werde, als mein Schwager sei.

Wer kann jemals stärker berauscht gewesen sein, als ich es von diesem Glücke wurde. Mir war es viele Tage lang, als sähe ich immer und überall das Kerzenlicht der Kronleuchter, die Sammetstühle und den Herrn Fürsten vor mir, und als ich später wieder nach Hohenstein kam, da suchte ich es im Gespräch mit anderen Kindern bei jeder Gelegenheit anzubringen, daß ich auch einmal mit dem Herrn Fürsten von Waldenburg gesprochen hätte. Ja ich dünkte mich jetzt so muthig, daß ich nach meiner Meinung selbst mit dem Herrn Churfürsten hätte sprechen wollen.

Und bis dahin, wo ich von meiner kurzen Carriere auf der Bühne wieder auf die Bänke der Stadtschule meiner kleinen Vaterstadt kam, war es nicht mehr sehr lange hin. Zwar, wenn mein Heimweh mir recht heftig zusetzte, nahm ich mir es oft vor, daß ich meine liebe Mutter, wenn ich wieder einmal, was öfter geschah, eine Besuchswanderung nach Hohenstein machen dürfe, recht inständig und mit Thränen bitten wolle, sie möge doch dem Vater sagen, er solle mich wieder zu sich nach Hause nehmen. Wenn ich aber zur Mutter kam, da war alle Noth vergessen, und die Thränen kamen erst beim Abschiede, wenn

keine Zeit mehr zur Bitte war. Auch glaube ich nicht, daß mir solche Bitten viel geholfen hätten. Denn mein lieber Vater, der in der Sentimentalität keine großen Geschäfte machte, würde schwerlich damit einverstanden gewesen sein, daß ich die gute Schule meines Schwagers verlassen solle.

Aber ein anderer Grund bestimmte ihn, meinem (und wohl auch meiner lieben Mutter) Wunsch zu willfahren: mein Schwager bekam die Zusicherung, von seinem schweren Schulgeschäfte hinweg, an ein Pfarramt befördert zu werden, und sah der nahen Erfüllung dieser Zusage entgegen. Da wurde von ihm und meinem Vater beschlossen, mich an Ostern, zur Zeit des Eintrittes in die Schulen, wieder in unsere heimathliche Stadtschule aufnehmen zu lassen.

Die letzten Monate oder Wochen, welche ich noch im Hause meiner lieben Schwester zubrachte, haben ein recht liebliches Andenken in mir zurückgelassen. Die alte Schwiegermutter war gestorben, und meine Schwester, wie ihr Mann, hatten sie herzlich beweint. Denn man sieht es ja nicht nur bei den Honigbienen, wo die Zwietracht mit Tod endigt, sondern selbst bei den friedliebenden, harmlosen Erdbienen, daß eine ältere Hausmutter mit dem Werke einer jüngeren in natürlichem Widerspruche steht, und daß beide sich nicht recht vertragen können, und im Menschen lebt Etwas, was ihn immer, bei all' seinen Anwandlungen der fleischlichen Natur der Liebe werth machen kann. Meine Schwester war Mutter von zwei Kindern geworden, welche sammt mir in der Zucht der zärtlichen Liebe und geistigen wie leiblichen Pflege ihrer Eltern standen. Ich hatte mich mehr und mehr als Kind im Hause gefühlt, und da ich beim Abschiede von Lichtenstein von der Höhe des Chem-

nigen Berges noch einmal auf die Kirche und das Dach des Schulhauses herabsah, da regten sich in mir schon damals, noch mehr aber später, wenn mich mein Weg vorüber führte, Gefühle des Dankes gegen Gott, daß er mich in diese gute Vorschule des Heimwehes und des kindlichen Umganges mit Ihm geführt hatte. Ja, gesegnet seien mir deine Hütten, du liebes Städtlein, in welchem ich eine Stätte guter Zucht, meine Schwester aber ein Feld der Aussaat, auch unter Thränen für den Tag der reichen Ernte, und dort auf dem Kirchhofe, am Fuße des Hügels, eine Ruhestätte für den müden Leib gefunden.

20. Hemmung und Fortschritt.

Nach einer Wanderschaft in die Fremde von etwas mehr denn zweijähriger Dauer, während welcher ich freilich gar oft, vornämlich in Festzeiten, so wie namentlich bei der Vermählung meiner dritten Schwester Johanna mit einem wackeren, jungen Arzte der Vaterstadt, im Elternhause zugesprochen hatte, zog ich denn wieder ganz vollständig in dieses ein. Ich war jetzt nicht nur dem Alter, sondern den Kenntnissen nach, dem Stab Wehe in der Klasse des Herrn Cantors entwachsen, obwohl ich seinen Stecken, als Erinnerung an die gute, alte Zeit noch manchmal in der Singstunde, hauptsächlich wegen meiner Neigung zum Lachen und Gesichterschneiden, zu kosten bekam. Ich trat dann in die Schule des damaligen Herrn Rektors ein, der ein gutmeinender, dabei aber schwächlicher und kränklicher Mann war. Dieser leiblichen Stimmung des wackeren Mannes mag wohl jene große Reizbarkeit zuzuschreiben sein, nach welcher er es als eine Beleidigung für ihn und seinen Unterricht zu betrachten schien, daß mein Vater mich zwei Jahre lang an einen kleineren Ort als der unsrige

in die Schule geschickt hatte *). Ich mußte wohl diese Verstimmung bei mancher Gelegenheit bemerken und konnte deshalb kein rechtes Vertrauen noch Liebe zu dem Lehrer fassen. Auch gab mir sein Unterricht keine Lust und Freude am Lernen, und jede Aufmunterung dazu mußte ich entbehren, denn selbst meine kleinen schriftlichen deutschen Arbeiten, die vielleicht besser sein mochten, als der anderen Knaben ihre, hielt der gute Mann nicht für mein eigenes, sondern für das Werk meiner, nach ihren großen Gaben ihm wohlbekannten Schwester, welche doch gar nichts von diesen meinen Schulgeschichten wußte. So trat denn in meinem Lernen nicht nur ein Stillstand, sondern, wie das immer die Folge davon ist, ein arger Rückschritt ein; ich gerieth wieder in mein nichtsnutziges, müßiges Herumschlendern, welches nur durch meine Freude an der Natur und ihren Werken hin und wieder eine bessere Richtung bekam. Von Neuem versank ich in den Wechsel zwischen dem Genuß der Einsamkeit und Stille und dem lauten, tollen Aufjauchzen des Muthwillens, wenn ich in Gesellschaft anderer muthwilligen Buben war. Ja die Anwandlungen der letzteren Art kamen mir noch öfter als vor meiner wohlthätigen Wanderschaft nach Lichtenstein. Mir fehlte Beschäftigung.

Was mir fehlte, das sollte mir kommen. Der arme, kränkliche Rektor starb, nachdem ich länger als ein Jahr in seiner Schule — wenig oder nichts — gethan hatte. Es trat, bis zur neuen Besetzung der erledigten Stelle, ein wackerer Candidat der Theologie in unsere Schule ein, der ein besonderes Wohlgefallen an mir, namentlich an

*) Der Rektor war ein leiblicher Bruder des Cantors; die vermeintliche Kränkung ging Beide an.

meiner Lust und Fertigkeit zum Reimen und zum Fertigen kleiner deutscher Aufsätze, hatte. Er ließ mich öfter, wenn er außer der Schule in Gesellschaft meiner Familie und anderer Bekannten war, meine Kunst im Improvisiren von Reimen (die ich nach S. 136 schon früher besessen) zur Schau tragen, was mir bei meiner großen Anlage zur Eitelkeit wohl hätte sehr schädlich werden können, und es auch wurde. Ueberhaupt war der liebe Mann meist zu nachsichtig gegen mich, und wenn mich dieses zur Selbstüberhebung und zum Muthwillen reizte, dann konnte er leicht auf ein anderes Extrem: in gar zu große Härte und Strenge gerathen. Er fühlte wohl selber, daß er nicht zum Stande eines Schullehrers berufen sei, während er bald nachher ein recht guter Pfarrer und Seelsorger bei einer Landgemeinde geworden ist.

Ein neues Leben kam in diese Schule, und in mich ein neuer, kräftiger Fleiß, so wie herzliche Lust am Lernen, als der neuerwählte Rektor, Magister Koch, in sein Amt eintrat. Ich kann an diesen Mann nicht ohne die herzlichste Dankbarkeit, Liebe und Achtung denken, denn er ist mir einer der größesten, gesegnetsten Wohlthäter in meinem Leben gewesen. Ein Mann von seltenen Gaben zum Lehren, von nicht gewöhnlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, nicht nur im Gebiete der alten, sondern auch mehreren neueren Sprachen und ihrer Literatur, dabei von vielseitiger Bildung und Belesenheit. Sein edles, zuweilen zur Heftigkeit gereiztes Gemüth stand unter einer göttlichen Zucht, denn er war, mitten in den Gefahren, durch welche der damals vorherrschende Rationalismus der theologischen Schulen ihn geführt hatte, dem einfältigen Bekenntnisse des Christenglaubens durch Wort und That treu geblieben. Ich sehe noch sein Auge voll Thränen, höre

seine Worte, wenn er die älteren Schüler zum gemeinsamen Genusse des Abendmahles am Morgen des Beichttages vorbereitete. Dieser werthe Mann wurde mir väterlicher Freund und Lehrer zugleich. Ich erwachte aus meinem Stillstande und Rückschreiten; ich machte mich auf und griff unter Koch's Leitung das Werk der Vorbereitung zum Uebertritte in die höheren gelehrten Bildungsanstalten mit Ernst und zur Freude meines Vaters an.

Diese Freude mag meinem guten Vater gerade damals zur besonderen, nöthigen Stärkung gedient haben, denn außer der Trauer, welche der Tod meines Bruders (nach S. 157) über ihn und die Seinigen brachte, drückte in jener Zeit noch ein anderer Kummer sein treues Herz. Ich will hiervon nur im Vorübergehen einige Worte sagen.

21. Ein kleiner Schattenriß der französischen Revolution.

Die Gemeinde meines Vaters, deren Glieder er während seiner langen Amtsführung als Substitut des Schwiegervaters und als Pfarrer zum großen Theile selber getauft, confirmirt und als Seelsorger berathen und geleitet hatte, war im Ganzen eine empfängliche und wohlgesinnte. Seit dem Entstehen einzelner, bedeutender Fabriken waren freilich viele Elemente von fremder Art und Gesinnung, zum Theile aus weiter Ferne herbeigekommen, denen jede Regung eines kirchlichen Sinnes fremd schien. Auch unter der eigenen, früheren Gemeinde gab es, wie überall, schlechte, faule Glieder, die unter dem Einflusse jener fremden Elemente noch tiefer in's Verderben sanken. Dennoch bildete die Rücksicht auf die Zucht und Ehrbarkeit eines großen Theiles des damaligen Bürgerstandes einen Zaum, hinter welchem sich die Sittenlosigkeit versteckt hielt, bis eine Ver-

suchung auch über unsere Gemeinde kam, durch welche der verborgene Rath der Menschenherzen hervorgezogen wurde an das Licht.

Die französische Revolution hatte ihren giftigen Aushauch über alle Länder der europäischen Christenheit verbreitet. Ihr Anfang erschien unter einer Maske, durch welche sich viele, auch edle Männer hatten täuschen lassen. Mein Vater gehörte niemals zu den Getäuschten; er hatte schon in den ersten Ausbrüchen der Revolution, so sehr ihn die Veranlassungen zu derselben mit Bedauern erfüllten, den Geist des Widerspruches gegen göttliches und menschliches Gesetz und seine Ordnung erkannt und seine Ansicht allen Einwürfen Andersdenkender gegenüber behauptet.

Die Maske war gefallen: Freiheit (Entbindung) von allem Gesetze, Gleichheit der Stände, Gemeinschaft der Güter, Abwerfen aller Vorurtheile, Zerreißen der Bande der Kirche und des Glaubens, Hinwegjagen der Priester und Lehrer der Religion: das waren die Redensarten, die man fast überall, wenn auch nur im Einzelnen, hören und lesen konnte. Selbst in meiner kleinen Vaterstadt bildeten sich sogenannte Klubbs aus Einheimischen und Fremden, welche ihre Erwartungen von dem Umsturze aller bestehenden Ordnung, ihre Vorsätze zur rüstigen Mitwirkung dabei nicht etwa geheim hielten, sondern in der Trunkenheit des Lästergeistes überall laut aussprachen. Einer der Frechsten unter diesen Revolutionsaffen war ein Mann, dem mein Vater Wohlthaten vieler Art erzeigt hatte. Der bedauernswürdige Mensch endete später, da er seine Erwartungen getäuscht und sich und seine Kinder in größeres Elend denn jemals gestürzt sah, als Selbstmörder.

Wie jedoch in jener Zeit der böse Rath der Menschenherzen offen an den Tag trat, so geschah dieses auch mit

dem guten. Die wohlgesinnten Glieder der Gemeinde meines Vaters schlossen sich inniger und fester an ihren treuen, verständigen Seelsorger an, fragten ihn nach den Stimmen und Aussichten der Zeit und empfingen jederzeit Trost und frischen Muth. Denn, so sagte mein Vater, der alte Gott lebet noch. — Der im Himmel wohnet, lachet dieser Rotte seiner armseligen Feinde, und der Herr spottet ihrer. Er wird mit ihnen reden in seinem Zorn, und mit seinem Grimme wird er sie schrecken; die Gemeinde aber des Herrn stehet fest gegründet auf seinem heiligen Berge.

Recht mit Abscheu und Schauder erfüllten meinen guten Vater die Thaten des Gotteshasses und der Gotteslästerung, deren sich das aus den Banden alles Gesetzes losgerissene Volk in Frankreich zu Schulden kommen ließ; namentlich aber die Gräuel, welche neben den Strömen des unschuldig vergossenen Blutes im Jahre 1793 zu Lyon, auch gegen alles Das, was auf Gottesdienst und Gottesfurcht sich bezog, verübt wurden.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein Zug aus Akbar Schach's Leben ein *), welcher auf die Thaten der abtrünnigen Christen in Lyon ein eigenthümliches Schlag- und Streiflicht fallen läßt.

22. Akbar Schach und der Polizeiminister Fouché.

Akbar Schach, der seinen Beinamen der Große mit hohem Rechte führt und der Polizeiminister Fouché in Paris verhalten sich freilich so zu einander, wie der Königsadler zu der Schwalbenlaus, welche zwar beides geflügelte Thiere, dabei aber doch sehr verschieden sind.

*) M. v. das Asiatic Journal Vol. VI. 1831.

Dennoch haben sie einmal über den Werth eines und desselben Buches ein Urtheil abgegeben, und zwar nicht in einer Bücherversteigerung, vor den Ohren und Augen von 20 oder 30 Käufern, sondern vor den Ohren und Augen von eben so viel Völkern.

Der furchtlos kühne Engländer Tom Coryat, welcher zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Fußreise an den Hof des Großmoguls machte, erzählt in einem seiner Briefe den nachstehenden Zug von der Großherzigkeit und hohen Freisinnigkeit des großen Akbar, welcher mit anderen Zügen, die von seiner religiösen Gesinnung zeugen, in vollkommener Uebereinstimmung steht.

Akbar Schach bewies bei jeder Gelegenheit eine ganz besondere kindliche Ehrerbietung gegen seine alte Mutter, namentlich zeigte sich dieses auch in einem, zur allgemeinen, öffentlichen Kunde gekommenen Falle. Er befand sich mit seiner Mutter auf einer Reise von Lahore nach Agra; sie wurde in einem Palankin getragen, er, mit dem Gefolge seiner Fürsten und Edlen, war zu Pferde. Man kam an einen Fluß, über den keine Brücke führte; die (ängstliche) Mutter mußte in ihrem Ruhesitze durch das Wasser getragen werden. Da stieg Akbar von seinem Rosse, nahm die eine Stange des Palankins auf seine Schultern, ermahnte seine Großen, seinem Beispiele zu folgen, und trug in dieser Weise die alte Mutter von einer Seite des Flusses zu der anderen durch das Wasser.

Er pflegte seiner Mutter niemals eine Bitte zu versagen, nur in einem einzigen bekannten Falle fühlte er sich gedrungen, dieses zu thun. Die Portugiesen hatten ein Schiff des Großmoguls genommen, darin sich bei der maurischen Mannschaft ein Koran fand. Diesen banden sie an den Hals eines Hundes und ließen ihn um die

Stadt Ormuz herumschleppen. Als Rache dafür begehrte Akbar's Mutter, daß ihr Sohn den Koran der Christen, die Bibel, solle lassen an den Hals eines Esels hängen, und um die Stadt Agra herumschleppen. Darauf erwiderte Akbar: „Wenn die Portugiesen sich die Uebelthat zu Schulden kommen ließen, mit dem Koran in solcher Weise zu verfahren, so geziemt es dennoch einem Könige nicht, durch eine andere Uebelthat dies zu vergelten. Denn die Verachtung der Religion wäre eine Verachtung Gottes. Er könne sich nicht entschließen, an einem unschuldigen Buche Rache zu üben.“

Die nämliche Handlung, welche Akbar Schach, der Mohammedaner, für unwürdig und gottlos hielt, verübte Fouché, der getaufte Christ und gewesene Ordensgeistliche, im Jahre 1793 zu Lyon. Und zwar in einem noch verstärkteren Maaße. Denn er ließ die Bibel nicht an den Hals, sondern an den Schwanz eines Esels binden und durch den Straßenkoth hindurchziehen.

23. Last und Lust.

Wer sollte nicht das gute alte Sprüchwort kennen: „Bete und arbeite.“ Man kann die Worte desselben auch in umgekehrter Ordnung setzen: Arbeite und bete. Denn wenn zuweilen das Herz matt wird, daß man nicht recht innig und kräftig es zu Gott erheben kann, wie man gern möchte, dann soll man sich nur recht fleißig an die Arbeit begeben, nicht zunächst um äußeren Gewinnes, sondern um Gottes und des Nächsten willen, und die Kraft zum Beten wird sich wieder einstellen, weil ja eine solche Arbeit auch schon eine Art von Gebet ist. Darum lag in dem

lateinischen Sprüchlein: ubi onus, ibi sonus *), das unter einem Fensterbogen in dem alten Nürnbergischen Rathhaussaale bei dem Bilde einer Schlaguhr mit schweren Gewichten angebracht war, ein recht guter, lehrreicher Sinn, nicht nur für die Herren vom Rathe, die manchmal unter der Last ihrer Geschäfte seufzen mochten, sondern für jeden Bürger und Bauern des Landes. Die Folge des Fluches, den Gott um der Sünde des Menschen willen auf den Acker legte: das Arbeiten und Brodessen im Schweiße des Angesichtes, ist für uns durch ein göttliches Erbarmen in einen Segen verwandelt worden; denn was würde aus uns ohne die gute Zucht der Mühe und der Arbeit?

Ich selber habe an mir die Erfahrung gemacht, daß ich mich nur dann, innerlich wie äußerlich, freudig, kräftig, glücklich und wohlgestimmt fühlte, wenn ich recht vollauf in der Arbeit war, während ich mich jederzeit, wenn der günstige Wind, der mich zur Arbeit trieb, nachließ, wenn mein Schifflein still und müßig stand, wie bei einer Windstille auf dem Meere, schlaff und schlecht befand, daß mir auch zu jeder guten That des inneren Lebens der Muth und die Kraft vergingen. Sind mir doch von allen meinen mancherlei größeren und kleineren Reisen die Parthieen die genußreichsten gewesen und als die liebsten in der Erinnerung geblieben, die ich mühsam zu Fuße, bei Frost und Hitze, Durst und auch wohl Hunger durchwandert habe, und ich würde oft, wenn das Fahren umsonst, das Laufen aber nicht umsonst gewesen wäre, lieber das Letztere gewählt und bezahlt haben, als mich durch Pferde oder Dampf fortziehen zu lassen. Die mich in jüngeren Jahren ge-

*) Man könnte es verdeutschen: „Aus Arbeitsdrang kommt süßer Klang.“

kannt haben, werden sich erinnern, daß ich dies oft durch Wort und That bezeugt habe.

Doch mit einem solchen Gelüste nach dem Laufen auf eigenen Beinen hat es eine besondere Bewandniß, die schon in dem Sprüchwort angedeutet ist, „zum Laufen hilft nicht schnell sein.“ Man kann auch, wenn man die Lehre: bete und arbeite umkehrt (als arbeite und bete), in einen falschen Eifer und Eitelkeiten hineingerathen, wodurch das andere Wörtlein: bete, ganz verdunkelt und seine Kraft, wie unter Dornen, erstickt wird. Mir wurde der Fleiß und die Arbeitslust, welche mein trefflicher Lehrer Koch in mir erweckt hatte, zum großen Segen, es lag aber auch in der Aufmunterung, die mir mein eigener guter Fortgang und die immerhin nachsichtsvolle Liebe meines Lehrers gaben, eine Gefahr für mich: ich wurde davon eitel und hochmüthig. Ich schäme mich noch jetzt einer Aeußerung dieser Eitelkeit gegen meine liebe Mutter recht von Herzen. In den Privatstunden des Rektor Koch, dem das Unterrichtgeben eine Lust und Freude war, hatte ich nicht nur im Lateinischen und Griechischen mich für das Gymnasium wohl vorbereitet, auch meinem Wunsche gemäß die hebräischen Buchstaben gelernt, sondern mich auch mit etlichen, für den Kaufmannsstand bestimmten Knaben im Französischen und Italienischen ein wenig eingeübt. Von der letzteren Sprache fühlte ich mich, wie durch ein instinktartiges Vorgefühl, ganz besonders angezogen; sie hat mir später, so unvollkommen ich sie auch selbst durch weitere Uebung erlernt habe, viel genützt. Mein lieber Vater aber verstand, wenn auch ein wenig Französisch, doch kein Italienisch. Da sagte ich einmal zu meiner Mutter, in einer Anwandlung von kindischem Hochmuthe, ich wisse jetzt mehr Sprachen als mein Vater, sei deshalb fast ge-

lehrter als er. Die Mutter mit der stillen Kraft ihres Blickes, die ich später noch manchmal viel eindringlicher erfahren, schaute mir ernst in's Gesicht, und obgleich ich die Worte nicht mehr weiß, die sie zu mir sagte, so muß doch das Gefühl der Beschämung ein sehr kräftiges gewesen sein, weil es mir jetzt noch so lebhaft in der Erinnerung geblieben ist. Auch wurden mir von anderen Seiten her gesunde Demüthigungen in hinlänglichem Maaße zu Theile, denn neben den rühmlichen Thaten des Fleißes verübte ich auch fortwährend noch manchen dummen Streich, den der gute Rektor, obgleich er mich besonders lieb hatte, an mir nicht ungeahndet ließ, so wie er auch die leichtsinnig gearbeiteten Aufgaben gerade bei mir einer besonders scharfen Kritik unterwarf. Denn, so sagte er, du könntest es besser machen, und ein so groß gewachsener Junge, wie du bist, sollte sich solcher Versäumnisse schämen.

Es kam aber vor Allem zu der äußeren Zucht noch eine innere aus der Vorbereitung zum erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahles. Wie ernst, wie eindringlich war der Konfirmandenunterricht meines lieben Vaters, wie ging er dennoch, so gefühllos und leichtsinnig auch mein Herz war, von Zeit zu Zeit in dieses ein. Ja das Gebet auf den Knieen in der stillen Gartenlaube, dort oben am Gebüsche, ist nicht unerhört geblieben; es hat wohl ein Anderer für mich gebetet als ich selber.

Meine liebe Schwester hatte mir auch um diese Zeit Klopstock's Messias in die Hände gegeben und zum Lesen empfohlen. Obgleich dieses Werk, mit seiner Ueberfülle von Gefühlen, damals nur stellenweise mir zu Geist und Herzen sprach, ist es mir dennoch von jener Zeit an so lieb geworden und geblieben, daß ich zu den vielleicht noch wenigen, selten gewordenen Lesern des „Messias“ gehöre,

die an dem allerdings zuweilen in und über die Wolken sich erhebenden Aufschwunge des Dichters, noch mehr aber an jenen Theilen seines großartigen Liedes Freude und Erbauung finden, welche auf dem geweihten Boden der heiligen Geschichte bleiben. Eine Weihe, welche dem Geiste des Menschen nicht aus der eigenen Kraft kommt, bleibt in Klopstock's Gedicht fühlbar, wenn auch die Tonweise seines Gesanges dem verwöhnten Ohre eines späteren Geschlechtes fremdartig lauten mag.

24. Der Abschied.

Es war keine Trennung vom Vaterhause auf weite Ferne oder auf lange Zeit, welche mir bei meinem Abgange an das Gymnasium bevorstand. Dennoch nahm mein Vater und nahm auch ich nach dem Maaße meiner Erkenntniß die Sache sehr ernst. Die Wahl der Schule, an welche ich kommen sollte, war durch meinen Schwager, den gewesenen Rektor und damaligen zweiten Pfarrer in Lichtenstein, bestimmt worden. Dieser, nach seinem wohlwollenden Gemüthe, hatte schon seit mehreren Jahren ein besonderes Interesse an dem weiteren Fortkommen eines armen Knaben, dem Sohne eines Leinwebers, genommen, weil derselbe durch Gaben, wie durch Fleiß sich hervorthat und bei jeder Gelegenheit eine unabweisbare Neigung zum Studiren bezeugte. Er hatte ihn, durch Empfehlungen an wohlthätige Freunde begünstigt, nach Greiz im Voigtland, an das dortige Gymnasium gebracht, wo ihm sein Aufenthalt durch Freitische und andere Wohlthaten erleichtert wurde. Auch meinem Vater rieth er, mich, statt nach Altenburg oder Chemnitz, nach Greiz zu bringen, und mein Vater willigte in den Vorschlag ein. Mein lieber Lehrer Koch würde, nach der Erfahrung seiner eigenen Jugend,

freilich lieber für die Wahl einer unserer damaligen sächsischen Kloster- oder Fürstenschulen: Grimma oder Schulpforte gestimmt haben, aber er liebte und achtete meinen Vater selber wie einen geistlichen Vater, dessen reiferen Ansichten er gerne die seinen unterwarf.

Erst jetzt fühlte ich zum ersten Male recht, was ich an diesem Lehrer, was ich an meinem Vater, was ich an den bisherigen Freunden und geistigen Pflegern meiner Jugend gehabt habe. Auch denke ich noch gerne an die Tage meines Abschiedsbesuches in Waldenburg, im Hause meiner theuren Schwester Christiane und ihres Mannes; dort, so wie auf dem einsamen Wege hin und zurück, ging viel in mir vor, was zum Nachklange des eben vergangenen Osterfestes gehörte. Die kleinen Wanderungen nach Waldenburg, die ich von früher Kindheit an (denn ich war noch nicht 4 Jahre alt, als meine Schwester dahin heirathete) öfters gemacht hatte, waren mir über alle anderen Vergnügungen meines Knabenalters gegangen. Nicht aber nur die leibliche Wanderlust, auch die geistige hatte bei dieser Gelegenheit eine Befriedigung gefunden, von welcher ich hier, weil sie ein Moment meiner inneren Entwickelungsgeschichte bezeichnet, nicht schweigen darf. Ich erinnere mich gern des Vaters meines Schwagers, des alten Apothekers Helmers, den Viele einen wunderlichen Mann nannten, weil er nicht mehr recht nach der jüngeren neueren Art war, sondern etwas fest an der alten Ordnung hielt. Er war ein strenger Herrscher über sich selber, einfach, ernst, und ein Feind des eitlen Scheines; in seinem Wandel, wie in seinen Worten, wahr. Wie er über sich selber ein christlich strenges Regiment führte, so that er dieses auch in seinem Hause; hier, so wie im Kreise aller seiner Bekannten, pflegte er unverhohlen sein Mißfal-

ten an Dem auszusprechen, was ihm nicht gut und recht schien, oder was nicht nach seinem Sinne war. Seine Frau zweiter Ehe, welche ihm keine Kinder hinterlassen hatte, war eine ältere Schwester meiner Mutter — eine Tochter des alten, frommen Gotthilf Werner (m. v. S. 23) gewesen; mit diesem, wenn auch im äußerlichen Wesen sehr verschieden, war der alte Helmers dem inneren Sinne nach sehr übereinstimmend. Wenn ich bei meinen Geschwistern in Waldenburg war, hatte ich meine Schlafstätte im Zimmer des alten Vaters. Dieser pflegte sein Abendgebet, wie sein Morgengebet, mit lauter Stimme zu sprechen, und ich kann sagen, daß ich bei dieser Gelegenheit die Herzensgesinnung des kräftig gläubigen Greises in solcher Weise kennen lernte, wie sie nur Wenige mögen gekannt haben; er kannte sein eigenes, kannte das Menschenherz, kannte Den, der dieses Herzens Trost und Hoffnung ist. Mit lauter Stimme sang er früh sein Morgenlied, und an Ostern seine schönen, alten Osterlieder; ich fühle es noch jetzt, wie dieser Mann mir zur wohlthuenden Anregung war.

Von ganz anderem Naturell als sein Vater war mein Schwager, der Sohn aus erster Ehe und das einzige Kind, an welchem das Herz des Vaters mit ungetheilter und untheilbarer Liebe hing. An strengen Gehorsam und Nachgiebigkeit gegen den festen Willen des Vaters gewöhnt, hatte der von Natur sanfte, stille Sohn die Aeußerungen des eigenen Willens fast aufgegeben und benahm sich, in kindlicher Demuth, so lange der Vater lebte, wie ein untergeordneter Gehülfe von diesem, der von seinen Kenntnissen und Fertigkeiten in der Chemie und Bereitung der Heilmittel, wenn sie von der alten Methode seines Vaters abwichen, nur seltenen und bescheidenen Gebrauch machte. Desto mehr wurden mir, namentlich in späterer Zeit, die

Kenntnisse meines Schwagers in der Naturwissenschaft zu einem anregenden Elemente, so wie ich schon als Knabe seine reichhaltige Bibliothek sehr eifrig benützte. Denn diese enthielt nicht blos Werke der damals anerkanntesten deutschen, sondern auch (in deutschen Uebersetzungen) die der englischen Klassiker, zu denen ich frühe eine große Liebe gewann, namentlich zu Shakespeare, den man damals freilich fast nur aus der Eschenburgischen Uebersetzung kannte.

Meine Schwester, welche sehr jung in ihren Ehestand getreten war, hatte durch ihren fröhlichen Sinn ein neues Leben in das Haus gebracht, das freilich überall unter der guten, zuweilen streng erscheinenden Zucht des alten Vaters stand, welches jedoch Jedem, der in den Familienkreis eintrat, sehr wohl that.

Von diesem lieben, werthen Hause sollte ich jetzt Abschied nehmen. Es kam da an einem Abend zu ernsten Gesprächen. Mein lieber Schwager konnte sich bei seiner Vorliebe für das nachbarliche Altenburgische Gymnasium nicht recht darein finden, daß die Wahl meines Vaters auf eine ihm ganz unbekannte Schule gefallen sei. Er sprach dieses aus. Bald aber nahm das Gespräch, wie es der herrschenden Stimmung dieses Hauses entsprechend war, eine andere Wendung, nach dem Sinne des vierten Gebotes hin — des ersten, welches eine Verheißung hat. In die Wahl und die Willensmeinung frommer Eltern dürfe man sich wohl, so lange man noch keinen eigenen Verstand zur guten Wahl habe, in kindlichem Vertrauen ergeben. Denn Gott habe ja selbst in die Elternliebe der unvernünftigen Thiere eine Einsicht gelegt, welche zum Wohle ihrer Jungen gereiche. Es gäbe viele bekannte Fälle, in denen sich ein frommer Vater oder eine fromme Mutter

innerlich zu einer Handlung, zu einer Vorsorge für ihre Kinder getrieben gefunden hätten, die anderen Leuten ganz unbegreiflich, ja ungereimt vorgekommen und doch zum Besten, ja zur Lebensrettung der Kinder nothwendig gewesen wäre." Es wurden mehrere Fälle dieser Art erzählt, die mir nicht mehr in der Erinnerung deutlich gegenwärtig sind, deren Inhalt jedoch mit einer kleinen Geschichte übereinstimmte, welche ich später las, und welche ich hier, nur um beiläufig den Faden des damaligen Abendgespräches zu bezeichnen, mittheilen will.

Der Prinz Conti bezeigte bei jeder Gelegenheit seiner Mutter eine Liebe und Ehrfurcht, welche diese edle Frau, auch nach dem Urtheile Anderer, durch ihre Frömmigkeit, und große Liebenswürdigkeit im hohen Maaße verdiente. Neben seiner Mutter wollte er einst begraben sein. Man erzählte von dieser Frau einen merkwürdigen Zug der vorsorgenden Mutterliebe, dessen Wahrheit von vielen damals lebenden Freunden und Bekannten ihres Hauses bezeugt wurde. Sie war frühe schon Wittwe geworden und lebte mit ihren zwei noch ganz kleinen Kindern in Paris. Einmal, mitten in der Nacht, wo sich schon Alle zur Ruhe begeben hatten, ruft sie laut ihre Leute herbei. Man solle, so befiehlt sie, ihr sogleich ihre Kinder bringen. Die Leute, ganz erstaunt über den wunderlich erscheinenden Einfall, stellen ihr vor, daß die Kinder schliefen, daß man fürchten müsse, ihnen bei dem Hindurchtragen durch die kalten Zimmer einen Katarrh zuzuziehen, und daß doch gar kein Grund vorhanden sei, sie in der Ruhe zu stören und solcher Gefahr auszusetzen. Die Dame jedoch besteht auf ihrer Willensäußerung, und da sie merkte, daß die Leute mit ihrer Ausführung zögerten, rief sie noch einmal laut sie herein und befahl mit der strengsten Entschieden-

heit, daß man augenblicklich ihren Befehl ausrichten solle. Die Kinder wurden gebracht, und kaum waren sie bei ihrer Mutter in Sicherheit, da brachen in dem Schlafzimmer, darin ihre Betten gestanden waren, das Deckengewölbe und ein Theil der Wände zusammen, unter deren Trümmern die Kleinen ohnfehlbar wären zerschmettert worden. Kein Mensch hatte das mindeste Anzeichen von einem drohenden Zusammensturze an dem Gemäuer des Zimmers wahrgenommen.

Wie aber in diesem, so wie in manchem ähnlichen Falle ein Vorgefühl von ganz richtiger Art die Handlungen der Mutter leitet, auch wann und wo dieselben ganz im Widerspruche mit den vernünftigen Ansichten Anderer zu stehen scheinen, so dürfe man auch in anderen Fällen dem Rathe frommer Eltern, der ja wohl im Gebet bedacht und beschlossen sei, in der Hoffnung vertrauen, daß Gott Alles zum Besten lenken werde.

Noch einmal erging ich mich bei dem schönen Frühlingswetter in der lieblichen Umgegend von Waldenburg und dem angränzenden Muldenthale; mit Gedanken, welche, wenn auch noch unreif und von Leichtsinn getrübt, dem Inhalte des Liedes: „So führst du doch recht selig Herr die Deinen" verwandt waren, wandelte ich meinen einsamen Weg nach dem Vaterhause zurück. Meine liebe, jüngste Schwester mit der Schwester Johanna und ihrem Manne waren mir entgegen gekommen. Die Lerchen stiegen freudig mit ihrem Abendliede in die Höhe, und mein Herz fühlte wohl auch einen Zug nach gleicher Richtung.

25. Die Stunden der Dämmerung.

Der Morgen fing eben erst an zu dämmern, da verließ ich mein Lager, auf dem ich schon lange gewacht hatte;

So klein die Reise dem Raume nach war, die ich zu machen hatte, wandelte mich doch vor ihrem Antritte ein ganz anderes Gefühl an, als bei einer Reise nach Waldenburg. Mein Vater war auch schon lange wach, ich hörte ihn mit gedämpfter Stimme sein Morgenlied singen; die Kutsche, ein altes Erbstück, war schon aus ihrem Obdach, das sie selten verlassen durfte, herausgezogen; der alte Hönig, ein Bauer als Langenberg, der gewöhnlich unsere Feldarbeiten bestellte, war mit seinen Pferden schon am Abend vorher gekommen und war jetzt beschäftigt, den Reisewagen und seine Räder in einen möglichst beweglichen Zustand zu setzen. Mein lieber Vater wollte mich selber auf meiner ersten Ausfahrt in die große, weite Welt begleiten. Er war in seinem ganzen Leben noch niemals wo anders hingekommen, als dahin, wohin sein Beruf ihn geführt hatte; in Lichtenstein war er zwar mehrmals bei seiner Tochter gewesen, noch niemals aber in Mülsen oder bei unserem Vetter, dem Herrn Pfarrer Richter in St. Micheln, noch weniger aber in Zwickau; und was über diese Stadt hinausliegt, das war ihm ein noch ganz ungesehenes Land. Deshalb hatte er es an Erkundigungen über den Weg nach dem fast 10 Stunden von uns entfernten Greiz nicht fehlen lassen, und der alte Hönig hatte von ihm die genauesten Instruktionen empfangen.

Die Mutter, nach ihrer Weise, war beim Frühstück, wie beim Abschied still und ernst; sie pflegte ihre Gebete, wie ihre Thränen nicht zur Schau zu tragen; meine liebe Schwester aber weinte beim Abschied, als der Vater rief: Komm, der Hönig hat angespannt.

Wir saßen schweigend bei einander im Wagen, und ich wollte, es wäre etwas und recht viel von der Kraft der Gedanken meines lieben Vaters in mich übergegangen,

als er so ernst vor sich hinsah und, als dächte er gar nicht an mich, seine Pfeife rauchte.

In Lichtenstein bei der Schwester wurde gehalten, aber nicht lange, denn mein Vater hatte Eile. Erst in Zwickau, im Gasthofe zum weißen Schwan, wo der König seine Pferde fütterte, und wir Mittag machten, wurde der Vater gesprächig, besah sich mit mir den Markt und die schöne Kirche und sprach ungefähr so zu mir: Heinrich, es ist wohl recht schön auf Reisen, wo man so viel Neues sieht. Vergiß und verliere aber nicht, wo du auch hinkommst, Das, was du in deinem Vaterhause und in der kleinen Kirche, die dabei steht, empfangen hast, und weiche ja nicht von dem Wege nach dem rechten Vaterhause, dahin wir Alle gehen wollen. Es gibt gar viele Abwege von diesem einzigen, richtigen Wege, Gott behüte dich davor. Vor der Hand sei nur recht fleißig in deinen Arbeiten und halte an im Gebet.

Außen vor Greiz, wo die Straße vom Hügel herunter sich in das schöne, grüne Thal hinabzieht, bei dem Gasthofe „zum kühlen Morgen“ erwartete uns schon mein künftiger Hauswirth und Pflegevater: der Organist Ebhardt. Er war ein Hohensteiner von Geburt, ihn und seine Eltern kannte mein Vater seit vielen Jahren. Fröhlich und doch etwas bange vor dem mannigfach Neuen, das mich erwartete, zog ich in die, von der Abendsonne beleuchtete, wahrhaft schön gelegene Stadt ein. In meiner nunmehrigen Wohnung fand ich meinen künftigen Stuben- und Schulgenossen Würzner aus Lichtenstein, der, wie ich schon erwähnte, durch Empfehlung meines Schwagers an die Schule nach Greiz gekommen und hierdurch die Veranlassung geworden war, daß auch ich dahin zog. Wir hatten uns früher, als ich in meines Schwagers

Schule war, wohl gesehen, aber nicht näher gekannt, von jetzt an blieben wir viele Jahre in Liebe und Leid vereint.

Der nächste Tag verging mir wie ein wehmüthig ernster Morgentraum; ich brachte ihn, mit dem Gefühle eines furchtsamen Knaben, der mitten im Festlande geboren, zum ersten Male auf ein Schiff zu Wasser gehen soll, an der Seite meines treuen Vaters zu. Dieser führte mich bei meinen künftigen Lehrern ein, besah sich in meiner und meiner Hausleute Gesellschaft die Schloßgärten, das Fürstenschloß und die nächste Umgegend der Stadt, sprach am Abend und am darauf folgenden Morgen beim Abschiede noch einmal einige wenige, tief eindringende Worte zu mir, und nun war ich zum ersten Male allein unter ganz neuen, fremden Verhältnissen und Leuten.

Man fand mich bei meiner Prüfung für die Aufnahme in die Schule, Dank dem Fleiße meines väterlichen Freundes Koch, gut vorbereitet; ich durfte sogleich in die nächst oberste Klasse des Gymnasiums eintreten und ward hier einer der ersten unter meinen Mitschülern. Unter der Leitung des sanften, gelehrten Konrektor Müller lernte ich gern, kam deshalb bei meinem kurzen Besuche in der Heimath während der Ernte (den sogenannten Hundstags=Ferien) zur großen Freude meiner Eltern mit sehr guten Schulzeugnissen bei ihnen an. Aber die Stimmung des Elternhauses schwebte gerade damals in einem Wechsel zwischen schweren Sorgen und frohen Hoffnungen. Meine liebe Mutter lag krank an einem Entzündungsfieber darnieder, das sich jedoch bald zur Besserung entschied; meine jüngste Schwester war die Braut eines rechtschaffenen, tüchtigen Juristen geworden, den sie während eines Besuches in Schwarzenberg, bei dem Oheim, dort kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. Mein künftiger Schwa-

ger, er hieß Wirth, war der Sohn eines sehr geachteten Juristen in Leipzig und in dieser Musenstadt erzogen und gebildet. Er hing deshalb mit großer Vorliebe an dieser seiner Vaterstadt, wo ihm durch seine Kenntnisse und Gaben der Weg zu einem ehrenvollen Amte gebahnt war. Da er jedoch durch sein väterliches Vermögen sicher gestellt, weniger auf das Einkommen als nur auf die Geschäftsthätigkeit eines Amtes Rücksicht nahm, hatte er seiner Braut, die sich so schwer zu einer weiten Trennung vom Elternhause entschließen konnte, gern das Opfer gebracht, seine ansehnliche Vaterstadt mit einem kleinen Landstädtchen zu vertauschen. Er war nach seiner Verlobung nach Hohenstein gezogen und blieb da als Rechtsanwalt einige Jahre beschäftigt, bis man ihn in das benachbarte Chemnitz zu dem Amte eines Rathsherrn und bald hernach zu dem eines Bürgermeisters berief —, Umstände, welche in unvorhergesehener Weise auf den Verlauf meines späteren Lebens einen beachtenswerthen Einfluß hatten.

Meine Schwester, welcher in ihrem ganzen Leben die Erfüllung des vierten Gebotes, durch Thaten der Liebe gegen Eltern und Geschwister kein äußerlich auferlegtes, sondern ein inneres, aus dem Drange des Herzens kommendes war, durfte nun, wie ich eben sagte, bei dem Hause der Eltern und in seiner Nähe bleiben, ich aber mußte wieder fort. Aus ihrem Munde erfuhr ich übrigens, daß auch sie bereit gewesen sei, wenn es der Wille Gottes gewesen wäre, das liebe Elternhaus um Seinetwillen, vielleicht auf immer zu verlassen. Sie hatte, einer oft wiederholten, dringenden Einladung folgend, einige Zeit vor der Bekanntschaft mit ihrem Bräutigam, eine Besuchsreise in die Oberlausitz, bei den Verwandten meines Schwagers, des oben (S. 158) erwähnten Arztes, gemacht. Bei die-

ser Gelegenheit war sie auch in Herrnhut gewesen, hatte der Feier eines Osterfestes bei der Brüdergemeinde beigewohnt und war von dem kindlich freudigen, stillen Geiste der Gottergebenheit, welcher da waltete, so ergriffen und hingenommen worden, daß sie sich sagte: hier ist gut sein; hier will ich meine Hütte bauen. Sie wußte es, daß unser Vater selbst ein Freund der Brüdergemeinde sei, und glaubte, wenn der Wille des Herrn es wäre, daß sie hier in dieser Gemeinde sich ganz seinem Dienste weihete, an der väterlichen Einwilligung nicht zweifeln zu dürfen. Sie traute jedoch nicht ihren Gefühlen und dem Rathe ihres Herzens allein, sondern hörte den Rath der älteren, in den Wegen Gottes Erfahreneren. Und es wurde ihr klar, daß nicht nur die Sorge für ihr leibliches Leben — sie war damals eben von einem gefährlichen Entzündungsfieber genesen —, sondern auch andere, höhere Gründe ihr geböten, statt als Lehrerin der Heiden auf die Antillen oder nach Labrador zu gehen, das ihr anvertraute Pfund einer seltenen Geistesbildung im Vaterlande anzuwenden. Nun hatte ihr Gott und der Wille wie der Wunsch ihrer Eltern den Weg zu dieser stillverborgenen Wirksamkeit gezeigt, und sie ging ihn in gläubigem Vertrauen und freudig. So solle ich, sagte sie, auch den meinigen gehen, selbst dann, wenn derselbe, ganz verschieden von dem ihrigen, mich recht weit von dem lieben Elternhause hinwegführte. Nur solle ich nicht auf eigene Hand, sondern an der Hand unseres Gottes meine Wege gehen.

Wenige Monate nachher war die Hochzeit meiner Schwester, welche mein lieber Vater, weil es die letzte der Töchter war, die er aus dem Hause gab (zugleich auch freilich ihm die liebste), ganz besonders festlich begehen ließ. Er wollte bei dieser Gelegenheit die reicheren Mitbürger,

die ihn so oft eingeladen hatten, auch einmal in ehrenhafter Weise bewirthen, hatte deshalb ein Festmahl in unserem Rathhaussaale veranstaltet. Ich war, um so wenig Zeit als möglich in meiner Schule zu versäumen, mit der Post gekommen, hatte der kirchlichen Feierlichkeit der Vermählung meiner geliebten Schwester in herzlicher Theilnahme beigewohnt, war aber vor dem Beginne der Festlichkeiten im Rathhaussaale entflohen, hatte mich während derselben an dem schönen Herbstnachmittage in einem Steinbruche, der westwärts von der Stadt lag, versteckt. Abermals ein Zug meiner alten Schüchternheit und Scheu vor dem Zusammensein mit vielen, vornehm geputzten Leuten. Denn die Schwester Johanna hatte mir die Rolle zugetheilt, daß ich dem glänzenden Festzuge mich anschließen und eine meiner jungen Verwandtinnen Arm in Arm von unserem Hause nach dem Rathhause führen solle.

Die Zeit, in welcher meine Schwester nur scheinbar und der äußeren Form nach das Elternhaus verließ, mit welchem sie in beständig nahem, nicht nur äußerem, sondern auch innerem Verkehre blieb, traf in der Geschichte meiner Jugend mit einer Zeit zusammen, darin ich in Gefahr gerieth, das Vaterhaus und all' das Gute, das ich in ihm empfangen hatte, innerlich zu verlassen und mich ihm vielleicht auf immer zu entfremden. Ich darf diese Zeit der Gefahren, welche bedeutender waren als die des leiblichen Todes, nicht ganz unerwähnt lassen.

26. Die Entwickelungskrankheiten des Menschenherzens.

Welche Gefahren die leiblichen Entwickelungskrankheiten, von denen die meisten in die früheren Jahre der Kindheit fallen, der Gesundheit und dem Leben drohen und

bringen können; das weiß nicht blos der beobachtende Arzt, sondern es weiß es jede Mutter. Die Zeit, in welcher solche Knotenpunkte und Durchbrüche der leiblichen Natur aus einer Entwickelungsstufe in die andere eintreten, bedarf einer ganz besonders sorgfältigen Ueberwachung; sie kann sonst der Anfang lang fortwährender Leiden, ja des Todes, werden.

Die Entwickelungskrankheiten der Menschenseele sind für das innere Leben eben so gefährlich, wie die leiblichen für das äußere; die Zeiten, in denen sie gewöhnlich eintreten, bedürfen einer noch sorgfältigeren Ueberwachung und angemesseneren diätetischen Behandlung als die Uebergangsperioden der leiblichen Entfaltung bei dem innerlichen Verschwinden der Brustdrüse und dem äußeren Hervorbrechen der Zähne.

Eine solche Zeit der inneren Gefahren ist im Leben des Menschen jene, darin der Knabe zum Jüngling wird. Die größesten unter den Gefahren, welche dieser leiblichen wie geistigen Entwickelungsperiode zustoßen können, sind nicht die, deren Ausbrüche in das leibliche Auge fallen, sondern die inneren, verborgenen, namentlich die des Hochmuthes. Allerdings, groß und schwer genug ist schon jene Versuchung, welche dem angehenden Jüngling aus den überkräftigen Aufwallungen des Fleisches und Blutes kommen; sie kann ihm zu einer Todesgefahr für seine Seele werden; doch zeigt sich hierbei die gute Zucht des Elternhauses zur äußeren Ehrbarkeit, zur Schamhaftigkeit, vor Allem zur Furcht Gottes als ein wirksames Bewahrungsmittel, so lange die dritte und höchste unter diesen Mitgaben, die Gottesfurcht, aus welcher Demuth kommt und Gehorsam, in ihrer Wirksamkeit bleibt. Man fasse den Entwickelungszustand, von welchem wir hier reden, an

irgend einem wirklichen Beispiele, näher in's Auge. Der, welcher vor Kurzem noch ein Knabe unter den Knaben war, steht jetzt auf einmal in hohem kräftigen Aufwuchse da, seine vorhin kindlich lautende Stimme hat sich in männlichen Baßton verwandelt; er ist den inneren Erkenntnissen und der Urtheilskraft nach ein Knabe, welcher vielleicht zu seinem Unglücke von Andern als ein Mann betrachtet und behandelt wird, sich selber für einen solchen hält und als solcher geberdet: hochfahrend, wo dieses sein darf; absprechend und vorlaut in seinem Urtheile. Wohl dem Knabenjüngling, der aus einer guten Zucht des Elternhauses kam, wenn er nicht in die Gesellschaft von anderen solchen Knabenjünglingen geräth, bei denen der Hochmuth, das eitle Geschwätz und absprechende Urtheil über Das, was ihnen zu hoch ist, schon zu einer gewissen Stärke gelangt ist, denn diese innere Seuche ist ansteckender als das Lazarethfieber.

Ich weiß nicht mehr, ob das innere Uebel, das ich so eben beschrieb, zunächst in mir selber sich entwickelt hatte oder durch äußere Ansteckung hervorgerufen war, halte aber dafür, daß Beides zusammen traf. So viel ist gewiß, daß ich in meinem 15. und 16. Jahre ein Knabenjüngling war, der, wo er damit heraustreten durfte, voller Ansprüche, dabei, als ein vorlaut in Alles hineinredender Schwätzer sich benahm.

Mein Hauswirth und seine wackere Frau, beide meine Landsleute, waren fromme, gute Leute, die sich zur Brüdergemeinde hielten. Der gute Ton, der in ihrem Hause herrschte, in ihrem stillen Wandel sich aussprach, stimmte mit dem Tone der Umgebung, in welcher sie lebten, nicht überein, sie waren den sogenannt Gebildeteren zum Gespötte. Ein Mann, welcher in unseren Augen hochstehend,

auf mich und mehrere meiner Mitschüler einen großen Einfluß hatte, seiner religiösen Gesinnung nach ein sogenannt Aufgeklärter, weckte in mir und Andern den bösen Geist der Spötterei auf gegen Das, was man zu unserer Zeit das pietistische Wesen nennt. Mich schmerzt es tief, wenn ich daran denke, wie ich die guten, frommen Leute, die mich verwöhnten Burschen so freundlich bei sich aufgenommen hatten, innerlich so verkannt und mit Anderen über sie gespottet, wie ich ihnen durch mein unbescheidenes Wesen so mannigfachen Verdruß gemacht habe.

Dieses war nicht die einzige schadhafte Stelle, an welcher aus meinem Herzen das innere Uebel hervorbrach. Es mag sein, daß ich in einigen Dingen der Schul-, so wie der häuslichen Bildung vielen meiner Mitschüler voraus war, und daß vielleicht meine schriftlichen Aufsätze es bezeugten, daß ich mehr Bücher gelesen hatte als sie: Wußte ich doch selber so altklug zu schwatzen, wie manches Buch aus damaliger Zeit, denn ich hatte so eben Knigge's Werk über den Umgang mit Menschen gelesen, ja sogar Auszüge daraus gemacht. Ich armer Knabe, wie sah es um meine Menschenkenntniß aus, wie ließ ich mich gerade damals wie eine leichte Feder vom Winde nach allen Richtungen forttreiben, die mir der Umgang mit Anderen gab, an welche ich mich mit leichtsinniger Selbstvergessenheit gehangen hatte.

Hochmuth, so scheint es mir, ist bei uns Alten und Jungen, so wie er bei unserem ersten Elternpaare es gewesen, der Anfang des Falles, herab aus dem Frieden in den Unfrieden aller bösen Lüste und Thaten. Mit der Demuth zugleich war der gute Geist der inneren Zucht von mir gewichen, eine scharfe, äußere Zucht mußte mir später kommen, um mich wieder zur Demuth und mit ihr

auf den besseren Weg zu führen, aus dem ich gewichen war. Gerade an dieser äußeren Zucht fehlte es mir um jene Zeit gänzlich. Ein Hauptelement derselben ist der Fleiß, das Arbeiten im Schweiße des Angesichtes. Ich war aber schon im Verlaufe des ersten Jahres aus der Schulklasse, darin der Fleiß des Lehrers den Fleiß der Schüler ohne Aufhören weckte und im Wachen erhielt, in eine höhere aufgestiegen, in welcher dieses nicht der Fall war. Es war eine nicht sehr große, ihren Anlagen und Kenntnissen nach sehr gemischte Zahl der Schüler, aus denen diese Oberklasse bestand. Einige der Mitschüler, bald im Begriffe stehend, an die Universität zu gehen, Andere, die sich einem bürgerlichen Gewerbe oder dem Schullehrerstande widmen oder auch gar nichts wollten, als ihrer wohlhabenden Eltern wohlversorgtes Kind zu bleiben. Nirgends ein rechter Antrieb, noch äußere Anreizung zu Arbeiten und Lernen: ein Müssigsitzen der Kräfte, das für die Talentvolleren am gefährlichsten war. Das Wenige, was von uns gefordert wurde, leistete ich, wenn ich wollte, spielend. Ich wollte aber auch dieses nicht immer, sondern nur je zuweilen, lachte in meinem Herzen, wenn wir, wie dies zuweilen (sehr unnöthigerweise) geschah, aufgefordert wurden, irgend einen uns aufgegebenen Satz in deutsche Verse (Reime) zu bringen, über die Unbeholfenheit meiner meisten Mitschüler, bildete mir große Dinge darüber ein, daß ich hierbei, wie der Hinkende unter den lahmen Krüppeln, wie der Affe unter den jungen Kameelen, der Gewandteste sei.

Da mein Fleiß für die Schule so gut als keiner war, suchte ich meine Unterhaltung im Lesen von Büchern. Meine Wahl von diesen war anfangs keine unglückliche: ich las die damals beliebtesten deutschen Dichter, unter

denen Bürger mein Liebling wurde, so daß ich seine Gedichte zum großen Theile im Gedächtniß trug. Auch mit Gleim, Hagedorn, Hölty, Kleist und vielen anderen alten Bekannten aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befreundete ich mich, machte selber Verse genug, die mir später einmal, bei der Anwandlung eines unmuthigen Eifers gegen meine früheren Schreibereien, ein hellauflonderndes Herdfeuer gaben.

Als ein selbst mir zugezogenes Unglück betrachte ich es, daß ich im zweiten Jahre meines Aufenthaltes in G. aus dem Hause meiner guten Landsleute hinweg und nach eigener Wahl zu einem Zeugschmiede zog, wo ich nun vollends ohne alle äußere Beschränkung, nur nach meinen Einfällen lebte. Mein guter Vater gab mir wöchentlich für meinen Lebensunterhalt einen halben Kronenthaler; das reichte für Frühstück (Milch und Brod), Mittagsessen um 1 Groschen (4$^1/_2$ Kreuzer), Abendessen (Brod und Kartoffeln) ganz ordentlich aus, wiewohl es mir zu anderen Verschwendungen gerade nicht viel übrig ließ. Ich wollte aber, es wäre mir gar kein Pfennig, so wie keine freie Stunde übrig geblieben; denn ich gerieth jetzt in den Hang zu einer Verschwendung, welche unter allen für mich die schlimmste und gefährlichste war, weil sie nicht nur eine Vergeudung der Zeit, sondern der edelsten Kräfte des jugendlichen Geistes ist. Für wenige Kreuzer wöchentlich konnte man sich bei einer dortigen Leihbibliothek Bücher entlehnen, immer nur eines auf einmal, dieses aber wohl eine ganze Woche behalten. Da gab es dann meist schlechte Romane, deren Verfasser und Titel ich nicht mehr zu sagen wüßte, und ich nahm und las diese zum Theile mit einer Begierde wie ein Ausgehungerter, der nur um den Magen zu füllen, Pilze und Schwämme eines Waldes

verschlingt, in den er sich verirrt hat, ohne die Anwandlung des Tollrausches zu achten, die ihm der Genuß des Fliegenschwammes erregt. Welche vergiftende Bilder kamen durch dieses Lesen in meine Phantasie; wie nahm mir diese geistig ungesunde, schlechte Kost vollends alle Lust und Kraft zum Fleiße, der mir verordnet war. Es war nicht zu verwundern, daß ich damals, wie ich oben (S. 37) andeutete, die Neigung am Studiren verlor und, weil ich nach Thätigkeit mich sehnte, dem Handwerke eines Eisenschmiedes mich zuwenden wollte.

Hätte sich nur statt des eigentlichen Hauptelementes der gelehrten Schulbildung, statt eines anregenden Unterrichtes in den alten Sprachen und der Einführung in die Schatzkammern ihrer Literatur ein anderes Element für mich gefunden, das mich geistig aus meiner Versunkenheit gehoben und geweckt hätte! Wie oft lief ich in freien Stunden über Berg und Thal, pflückte manche Blume, betrachtete und beschrieb mir sie wohl sogar schriftlich (nach dem schon oben S. 115 erwähnten Hange), wie oft hämmerte ich an den Felsentrümmern des Granites nach kleineren oder größeren Stücken des mehr oder minder durchsichtigen Quarzes oder nach Feldspath herum; hätte mich Jemand die Namen (gleichsam die Sprache und Stimme) dieser Dinge gelehrt, wie würde ich ihm das gedankt haben. Indeß wurde mir dennoch in meiner Schule ein solches Element gereicht. Unser Lehrer, der Rektor G., hatte Freude an der Sternkunde: er las mit uns in einer der Nachmittagsstunden Fontanelle's Buch über die Mehrheit der Welten. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude mir dieser Unterricht machte, wie er in mir ein Sehnen, mehr von den Sternen zu wissen, erweckte, das später seine genügende Befriedigung gesucht und gefunden hat. Die Nachwirkung

dieses nur beiläufigen und in Allem nur wenige Stunden dauernden Unterrichtes ist mir für meine nachmalige wissenschaftliche Bestimmung die wichtigste Ausbeute geworden, die ich aus meiner Schulzeit in G. mit mir hinwegnahm.

Wie die Bücher, mit deren Lesen ich meine Zeit verschwendete, so war auch zum Theile der Umgang, an dem ich mich vergnügte, von sehr zweideutig bedenklicher Art für Bildung und Bewahrung des sittlichen Gefühls. Ein irre geleitetes Wohlgefallen an gutem Humor und Munterkeit ließ mich in Dem, was an meinen Bekannten in dieser Form auftrat, die sittliche Rohheit und Ausartung übersehen. Dennoch blieb mir ein besseres Gefühl, das meinen Neigungen eine andere Richtung gab. So war mir unter allen meinen Schulgenossen Einer der bei weitem liebste und theuerste, der auch unter allen der sittlichreinste und beste war: Fr. Gebler, welcher nachmals, so wie ich, zur Medizin und Naturwissenschaft sich wendete, dann als Arzt in russischen Diensten im Bergwerksdistrict Barnaul in Sibirien eine ehrenvolle Stelle, als Naturforscher europäischen Ruf erlangt hat. Zu diesem stillen, ernsten Knabenjüngling faßte ich eine so zärtliche Liebe, daß ich damals zuerst einen recht lebendigen Vorschmack von den Kräften und inneren Freuden einer Freundschaft bekam, die das Herz veredelt. Dort im schönen Garten seiner Eltern, in der Jasminlaube, faßten wir Beide gute Vorsätze, machten Pläne und Entwürfe für unser späteres Leben. An diesem meinen jungen Freunde waren die Blüthen der Demuth, der Bescheidenheit und der Zucht noch unverletzt geblieben, es war für mich ein großer Schmerz, als er seine Vaterstadt und ihre Schule verließ und an einem anderen Orte in eine — andere Schule ein-

trat. Ich bin übrigens mit ihm bis zu seinem Tode in einem geistigen Verkehr geblieben.

Diesem Beispiele der Auswanderung folgte dann auch ich bald hernach an einen Ort, dahin mich, wie den wandernden Vogel, ein vorsorgender Geist führte, der über dem geistigen Leben des Menschen eben so väterlich treu waltet, wie über dem leiblichen Leben des Thieres. Den Wandervogel, der so eben auf seiner Reise der Schlinge oder dem Jägernetze und in diesen der Todesgefahr entging, mag es nicht gelüsten, auf diese Fallstricke „der Menschenlist und des Menschenwitzes" zurück zu schauen. Auch mich wandelt ein ähnlicher Drang zum Davoneilen an, wenn ich an die Fallstricke der Verführung denke, welche mir während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in G. menschliche Bosheit legte, die mich zum Deckmantel ihrer Schuld machen wollte. Auch hierbei hätte sich fast das alte Sprüchwort an mir bewährt: Hochmuth kommt vor dem Fall, denn die geschmeichelte Eitelkeit war es zunächst, welche mit ihrem Netze mich umspann. Der leibliche Tod unter vielen Schmerzen wäre mir besser gewesen, als in all' seinen Folgen dieser innere Tod der Sünde und der Schande. Aber, Gott Lob! sie beschlossen einen Rath, und es ward Nichts daraus. Ich ward vor dem Falle durch Gottes Hand und auch durch die Warnungen meines Vaters, den, wie er mir später sagte, ein Traum dazu getrieben, bewahrt. Daß ich aber überhaupt in eine solche Gefahr der Verführung mich stürzen konnte, das ist mir noch jetzt eine jener tiefbeugenden Erinnerungen, welche uns übrigens im Fortgange unserer späteren, aufwärts strebenden Entwickelung, wie der Schlaguhr ihre Gewichte, beigegeben sind. Denn auch von ihnen gilt das Sprüchwort: ubi onus, ibi sonus, „aus

schwerem Drang kommt lauter Klang", und es gibt ein Ohr, das diesen Klang hört und seinen Sinn versteht.

Auf, und lasset uns von hinnen eilen!

27. Die Wiederkehr.

Schon seit dem Abgange meines Freundes Gebler an eine andere Schule und bei dem nahe bevorstehenden Hinweggehen eines anderen, mir durch seine munteren Einfälle lieben, höchst gutmüthigen Schulgenossen an das Pädagogium in Halle, war mir der längere Aufenthalt in G. verleitet worden. Er wurde es noch mehr durch die Erfahrung, die, wie ich so eben sagte, mich aus meiner Dumpfheit sehr aufgeschreckt hatte. Auch wußte ich, daß mein Vater geneigt sei, mich an eine andere Schule zu bringen, wo für mich mehr Antrieb zum Fleiße, mehr Gelegenheit zum Lernen gefunden würde, als an der bisher besuchten. Unsere Ernteferien sollten in wenig Tagen beginnen, für mich gab es nichts mehr zu thun, ich stand müßig auf der Brücke, die über die Elster hinüber nach einem der fürstlichen Lustgärten führt. Da trat Einer meiner Schulgenossen zu mir heran und fragte mich, ob ich nicht mit ihm eine Reise machen wolle nach Weimar; dort sei eine recht vortreffliche Schule, sein Vater, der daselbst einen Freund habe, sei gesonnen, ihn in diese Schule zu bringen, und er gehe jetzt hin, um sich Wohnung und Kost zu bestellen. In drei, höchstens in vier Tagen könnten wir hin und her kommen.

Ich wußte von Weimar sonst wenig, hatte aber gehört, es wohne dort ein berühmter Mann, Namens Herder, und gäbe auch andere recht berühmte Männer daselbst. Später ist mir es oft beachtenswerth vorgekommen

und erscheint mir noch jetzt so, daß mir unter all' den anderen berühmten Namen gerade der von Herder so tief im Gedächtnisse geblieben war, daß ich, als mir Weimar genannt wurde, zunächst nur an ihn dachte. Denn ich werde nachher erwähnen, welche Bedeutung für mein ganzes späteres Leben mein Aufenthalt in Weimar durch Herder's geistigen Einfluß empfing. Meines Schulgenossen Aufforderung reizte augenblicklich meine Reiselust an; ich war freilich, dies sagte ich ihm, nur im eignen, freien Besitz von einigen Groschen Geld, er aber meinte, dies werde schon ausreichen, er selber habe auch nicht viel mehr. Und so wurde denn, da meine Eltern mich auch erst ungefähr nach Verlauf einer Woche erwarteten, und mein Vater mir schon früher die Erlaubniß zu kleinen Fußreisen gerne gegeben hatte, die Reise für den anderen Tag verabredet und festgesetzt.

Es mag wohl sein, daß uns zuweilen auch auf unseren Wegen, wenn sie zu einem Ziele führen, das irgend einen wichtigen Scheidepunkt unseres Lebens bildet, eine Vorahndung begleitet von Dem, was wir jetzt finden sollen. Meine Stimmung auf dieser Fußreise, am Morgen über die von Thau befeuchteten, im Strahl der aufgehenden Sonne schimmernden Wiesen, in den heißen Stunden durch die Felder, wo die Schnitter ihre reifen Saaten mäheten und in Garben banden, dann durch den dichtschattigen Wald, war eine so ganz besondere, fröhlich ernste, wie sie es mir nur auf wenig andern Reisen gewesen ist. Alles erschien mir merkwürdig und bedeutend, sogar das Stücklein Commißbrod, das mir ein alter, frommer Bauer aus seinem Sacke reichte, als ich, zum ersten Male in meinem Leben, von der ohnmachtähnlichen Anwandlung des

Heißhungers ergriffen, an der Lehne eines hölzernen Steges stehen blieb und nicht weiter konnte *). Mit einer Art von Ehrfurcht erfüllte mich der Anblick der schön im Saalthale gelegenen Stadt Jena, dahin wir am anderen Morgen kamen. Oben auf der Höhe, an welche sich jenseits des Mühlthales die Kunststraße in schneckenartigen Windungen hinaufzieht, kamen, fröhlich singend einige Studenten zu uns. Der Eine von ihnen, ein blühend schöner, freundlicher Jüngling, redete mich, als ich ehrerbietig ihn grüßte, an, und seine Fragen, wie meine Antworten, wurden zu einem zutraulichen Gespräche, dessen Inhalt mir über den trefflichen Zustand der berühmten Schule zu Weimar sehr dankenswerthe Belehrung gab. Dieser Jüngling war Froriep, der nachmals so vielthätige, in der gelehrten Welt rühmlich bekannt gewordene Mann. Er trat bald nachher als Lehrer der Medizin in Jena auf, und sechs Jahre nach diesem ersten Zusammentreffen hörte auch ich Vorlesungen bei ihm.

Da waren wir denn in dem damaligen Athen von Deutschland: in Weimar. Mein Reisegefährte war zu den Bekannten seines Vaters gegangen, ich wanderte allein durch die Gassen. Bei jedem Hause hätte ich gern gefragt, welch ein berühmter Mann darin wohne; ich lauschte, so viel ich's vermochte, auf alle Gespräche der Vorübergehenden, weil mir hier in Weimar Alles des Aufmerkens werth schien. Meinte ich doch selbst in dem bürgerlichen Gasthofe, darin ich mit einem, während der anderthalbtägigen, schmalen Kost sehr kräftig herangewachsenen Appetit mein Commißbraut und Schöpsenfleisch verzehrte, an den Wirthsleu-

*) M. v. mein Altes und Neues Bd. IV, Abth. 2 die 10te Erzählung.

ten und Gästen Spuren einer höheren Bildung zu bemerken, als ich sonst jemals bei dem Volke gefunden hatte.

Mein Reisegefährte, obgleich an Alter mir nicht voran und an leiblicher Größe mir hoch aufgeschossenen Burschen sehr nachstehend, übertraf mich dennoch weit an Weltklugheit und äußerer Gewandtheit. Er hatte in den wenigen Stunden unseres Hierseins schon Landsleute unter den Schülern aufgesucht und sich, wie mich, mit ihnen bekannt gemacht. Bei Einem von diesen, der in demselben Hause wohnte, dahin ich später zur Miethe zog, fand ich gastliche Aufnahme für die nächste Nacht. Auf seinen Rath machten wir Beide, mein Reisegefährte und ich, am anderen Morgen einen Besuch bei dem Direktor des Gymnasiums, dem berühmten Böttiger, baten um Erlaubniß, als Gäste einige Lehrstunden in seiner Schulklasse besuchen zu dürfen, weil es unser sehnlicher Wunsch sei, möglichst bald ganz als Schüler in dieselbe einzutreten. Der wohlwollende Mann nahm uns gütig auf; durch seine Freundlichkeit gewann er mein ganzes Herz. Wir wohnten einigen seiner Lehrstunden bei. Wie ganz anders nahmen sich hier Homer und Horaz aus, als da, wo uns ihr Name bei dem schleppend langweiligen Herumnagen am todten Worte genannt worden war. Alles, auch das gründlichst tiefe Eingehen in den grammatischen Bau der Rede, wurde mir hier annehmlich und lebendig; ich sah nicht mehr nur die Buchstaben in meinem Buche, sondern Gestalten der Helden vor Troja kämpfend; die Worte des Dichters vom Ufer der Tiber wurden mir zum ergreifenden Gesange, während sie mir anderswo als ein Gehäuse von Geigen, Harfen und Trompeten erschienen waren, aus denen der Finger, oder der Mundhauch eines unter ihnen Sitzenden bald diesen bald jenen vereinzelten Ton hervor-

lockt. Böttiger, den wir da hörten, lebte als ein Einheimischer, mit Freude und Lust unter den Alten; mir ging das Herz auf zu gleichartiger Freude und Lust.

Noch an demselben Tage traten wir unsern Rückweg an, nicht sowohl wegen Mangel an Zeit, als wegen Mangel an Reisegeld. Mir war es, wie Einem, der zum ersten Male aus dem nächtlichen Dunkel hinaus, durch ein recht mächtiges Riesenteleskop in die Wunder des Sternenhimmels geschaut hat. Nicht sowohl Das, was ich schon wirklich darinnen gesehen, als Das, was ich mir hineingeträumt hatte in die neue Welt, dahin ich so eben eingeführt worden war, ging mir nach, als ich, schweigend, neben meinem beredteren Begleiter im Scheine der untergehenden Sonne und dann des Mondes meines Weges zum ländlichen Nachtlager dahinschritt.

Nach wenig Tagen war ich daheim, im lieben Vaterhause. Wovon das Herz voll war, davon ging der Mund über; ich wußte nur von Weimar, von seinen berühmten Leuten und seiner vortrefflichen Schule zu reden. Meine Erzählung war zunächst nur an meine geliebte Schwester gerichtet, die sogleich, da sie von meiner Ankunft gehört hatte, zu den Eltern gekommen war. Der Vater hörte ernst und schweigend zu. Er nahm mich am anderen Morgen auf sein Zimmer allein. Er wußte schon Vieles, durch meine und fremde Briefe, von meiner letzten Zeit in G.; ich sagte ihm aufrichtig Alles. Er verstand meine Thränen, er reichte mir seine Hand, als wolle er mich aufrichten. In G., so sagte er, sollst und kannst du freilich nicht bleiben; ich werde dich an eine andere Schule gehen lassen, darüber wir uns näher bedenken wollen.

Mein Vater dachte zunächst an Altenburg, dessen Schule damals unter der Leitung des Rektor Lorenz stand,

eines ehrenwerthen, im Lehramte ergrauten Mannes. Von Waldenburg, dem Wohnsitze meines Schwagers, des Apothekers, waren nur wenig Stunden Weges bis nach Altenburg, ich erhielt Erlaubniß, an beiden Orten einen Besuch zu machen. Auf dem Wege zu meinen Geschwistern wachten die Erinnerungen an alles Das in mir auf, was in mir vorgegangen war, als ich vor anderthalb Jahren desselben Weges gekommen war (nach S. 218 u. f.). Wie öde, wie dunkel, wie unbegreiflich erschien mir meine Führung und mein Treiben während dieser letzten, meist unnütz verlorenen Zeit. Das konnte nicht so bleiben, aber wo sollte es hinausgehen? Es mußte vor Allem, das fühlte ich, in mir selber anders werden. Wie aber konnte das geschehen? Das Dunkel blieb, denn ich erkannte mich selber nicht, wußte nicht recht, was mir eigentlich fehlte.

Ich kam nach Altenburg, erhielt auch dort von dem guten, gefälligen Rektor Erlaubniß, den Lehrstunden in seiner Klasse beizuwohnen; machte Bekanntschaft mit einigen Schülern. Es lag nicht an meinem Willen; ich konnte mir nicht helfen; ich dachte und fühlte: kein Weimar ist dieses nicht. Ja, nur Weimar und seine Schule lag mir im Sinn; wenn ich dorthin käme, so dachte ich, da wollte ich ganz anderen, besseren Fleiß anwenden als seither; dahin ginge ich mit rechter Lust, nach Altenburg aber nicht. Ich theilte Alles, was ich dachte und fühlte, meinem verständigen Schwager in Waldenburg mit; er billigte mein Verlangen. Ich schrieb einen recht herzlichen Brief an meinen guten Vater. Sein Inhalt, seine Form, unterstützt durch die Fürsprache meiner verständigen, bei dem Vater vielgeltenden Schwester Wirth und meines früheren Lehrers, des Rektors Roch, fanden guten Eingang; bald nach meiner Heimkehr theilte mir die Schwester die tröstliche

Nachricht mit. Der Vater aber, nach seiner Weise, hielt mich noch in stiller Erwartung. Er fragte mich noch viel über den Grund meiner Vorliebe für Weimar aus; hörte mich geduldig an. „Vor der Hand“, so sagte er, „bleibst du einige Zeit hier bei mir. Du hast das Arbeiten verlernt, und Das, was dem Fleiße sein Gedeihen, wie seinen Segen gibt, versäumt; wir wollen hoffen, das wird wieder anders.“

Und, wenigstens ein Anfang im Anderswerden wurde während des diesmaligen Aufenthaltes im Vaterhause bei mir gemacht. Das Erste war, daß mein Vater mich zu sich auf sein Zimmer nahm und mich vom Morgen bis zum Abend, mit Ausnahme der Stunde, die er mir für die Bewegung im Freien ließ, ganz tüchtig mit Aufgaben beschäftigte. Ich war wirklich des Arbeitens entwöhnt; das Gebot dazu war mir noch ein äußeres, das mich belästigte. Es wurde mir aber bald zu einem inneren; zu einem Drange, der die Kraft seiner Bewegung in sich hatte.

Aber wie stand es in anderer Weise mit mir? Ich will das kurz sagen, so unbegreiflich mir es selber erscheint. Ich war voller Hochmuth, wie eine Seifenblase, welche darum so hoch steigt, weil sie ganz leer ist. Bei dem Gelingen meiner schülerhaften Arbeiten, die zwar nicht mein Vater, der nur in negativer Weise, indem er nicht tadelte, seine Billigung aussprach, wohl aber ich selber in meiner Einbildung hoch erhob und lobte, dünkte ich mich so viel, als sei ich ein schon fertiger Gelehrter, und je höher ich im falschen Wahne stieg, desto tiefer sank ich in der Kraft und Wahrheit. Zwar die gewohnte Ehrerbietung vor dem Vater hielt mich vor seinen Augen in scheinbar guter Zucht, die andern Alle aber ließ ich ohne Scheu mein unbescheidenes, eigenwilliges Wesen schauen und fühlen;

Wie oft hat mich später das Andenken an ihre mit mir getragene Nachsicht und Geduld beschämt und gebeugt; ich war damals noch immer in Gefahr, ein grundverdorbener, in alle Verirrungen der Unvernunft und Sinnlichkeit versunkener Taugenichts zu werden.

Da nahm mich Gott noch während der letzten Woche meines Aufenthaltes im Elternhause in eine Schule der Thränen und des Leides, die mir nicht nur für meine damalige Stimmung, sondern für mein ganzes späteres Leben eine heilsame Weckstimme und ernste Erinnerung gewesen und geworden ist. Es war dieses ein Moment meiner inneren Entwickelungsgeschichte, bei dessen Beachtung ich einige Augenblicke verweilen muß.

28. Der ernste Jahreswechsel.

Am Morgen des Weihnachtsabend-Tages (1796) ward mein Vater von einem Nervenschlag befallen, so daß er in seinem Studierzimmer bewußtlos zu Boden sank. Aus diesem Zustande erholte er sich zwar so bald wieder, daß er noch am Abend dieses Tages den Seinigen mit der nicht gelähmten (linken) Hand die Weihnachtsgaben austheilen konnte, die er für sie bestimmt hatte, wobei er manches, tief zu Herzen gehende Wort zu uns sprach; dennoch war uns die sonst so fröhliche Festzeit zu Tagen der Angst und Sorgen, so wie der tiefen Trauer geworden. Es sollte aber hierzu für uns Alle noch ein neues Leid kommen. Acht Tage nachher, in der Neujahrsnacht, starb das Kind meiner Schwester, welches, obgleich erst wenige Monate alt, durch sein munteres, liebliches Wesen die Freude unseres ganzen Hauses, namentlich aber meines Vaters, gewesen war. Noch am Tage seines Todes war es munter und gesund; seine Mutter hatte, als sie still in ihrem Zim-

mer das Jahr im Gebet beschloß, mit Thränen der Freude und des Dankes auf das schlafende Kind geblickt, wenige Stunden nachher sah sie mit Thränen des Schmerzens seine Leiche. Dies war allerdings ein ernster Anfang des neuen Jahres, dessen ersten Tag ich noch in Trauer mit den Meinigen zubrachte. Aber meine Zeit bis zum bestimmten Eintritt in die Schule zu Weimar war gemessen, heute noch wollte ich meinen Weg, zunächst nach Lichtenstein zu meiner Schwester, antreten. Es war schon gegen Abend, als ich von den Meinigen und zuletzt von dem theuren Vater Abschied nahm. Dieser entließ mich mit liebevollem Ernste, mich erinnernd, daß es ja wohl das letzte Mal sein könne, daß wir uns sähen. Er gab mir seinen Segen und bat Gott „daß Er mich doch seine heilige Wege führen, alle hochfahrende eigene aber mir mit Dornen vermachen wolle."

Die Sterne leuchteten schon über dem Schnee, da ich vom Berge hinab in das Thal ging. Das Rauschen des Baches war verstummt, denn ihn bedeckte eine dicke Eisrinde und tiefer Schnee. Die Eisrinde aber an meinem jungen Herzen war zerbrochen, ein Licht der Erbarmung, welche das Menschenherz immer zu sich ziehen und locken will, fiel auf meine Thränen. Ich dachte an den kranken Vater und an das heute von uns geschiedene, liebe Kind, dachte an seine Mutter, die vereinsamt um das Kind trauerte, dachte an mich, der vielleicht bald um den Vater trauern und als ein vereinsamter Waise seinen Weg gehen werde.

Die Zeit der kleinen Fußreise war mir vergangen, ich wußte nicht wie? denn die Selbstvergessenheit im tiefsten Leide des Herzens hat eben so wenig ein Maaß der Zeit, als die Selbstvergessenheit beim Aufschwunge der Freude.

Meine Schwester hatte mich mit Verlangen erwartet. Diese meine älteste Schwester war von so zärtlichem Gemüthe und ihren Eltern in solcher Liebe zugethan, daß ihr schon der Gedanke an den möglichen Verlust des Vaters sehr schwer zu ertragen war. Gott hat sie auch denselben nicht erleben lassen, sondern hat sie wenige Jahre nachher aus allem Leid und allen Sorgen der Erde hinweggenommen; den Vater aber hat er uns noch acht Jahre erhalten, bis dahin, wo auch ich, als promovirter Arzt, seinen Sorgen entwachsen war. Heute, da ich mit meiner Schwester am Abend des Neujahrstages beisammen saß, dachten wir das nicht, sondern waren wie die Leidtragenden um einen Vater, den man schon an einem der nächsten Tage zu Grabe trägt.

Ich mußte wieder über Greiz reisen, theils um, nach dem ausdrücklichen Begehren meines Vaters, bei meinen bisherigen Lehrern mich zu beurlauben und ihnen für den genossenen Unterricht zu danken, theils aber auch um den Schulgenossen abzuholen, der mich zu der ersten Besuchsreise nach Weimar veranlaßt hatte und mir hierdurch ein Führer auf diese neue, bedeutungsvolle Strecke meines Lebensweges geworden war. Denn auch dieser hatte seinen Eintritt in das dortige Gymnasium bis nach dem neuen Jahre verschoben. Der Vater dieses meines Schulfreundes, Postmeister in Zeulenroda bei Greiz, hatte im Auftrage meines Vaters ein Fuhrwerk für uns und unsere Sachen besorgt, unsere Abreise aber verzog sich bis zum Mittage des anderen Tages. Es war ein Festtag: das hohe neue Jahr, die Wintersonne schien hell auf den weißen Schnee, ich war mit meinen Gedanken daheim, im Elternhause. Die Zeit zwar verging hierbei in ihrem gewohnten raschen Laufe, und die Sonne war schon über die Mitte ihres nach-

mittägigen Laufes gekommen, unser Fuhrwerk ging aber in sehr langsamem Laufe, und in zwei Stunden waren wir noch kaum bis an die zweite Stundensäule gekommen, über welche auch ein mittelmäßiger Fußgänger in derselben Zeit längst würde hinaus gewesen sein. Da ergriff mich die Ungeduld, denn ich war kein mittelmäßiger, sondern ein guter Fußgänger, fühlte überdies auch ein Verlangen, mit meinen Gedanken allein zu sein. Ich stieg vom Wagen, ließ meinen wärmenden Ueberrock und anderes Reisegepäck darin zurück und eilte raschen Schrittes voran, in der Absicht, bis zu dem Orte des Nachtlagers zu gehen und dort meines Reisegefährten und des langsamen Fuhrwerkes zu warten. Aber ich hatte versäumt, mich bei unserem Fuhrmanne nach dem Orte zu erkundigen, an dem er Halt machen wolle, hielt dieses jedoch auch nicht für nöthig, da ja die Poststraße so kenntlich war, daß man, so meinte ich, sie gar nicht verfehlen könnte. Auch hatte mich, als ich nach etwa einer Stunde an eine Stelle kam, wo zwei Fuhrwege sich schieden, ein mir begegnender Mann, den ich um die Straße nach Weimar befragte, auf die Poststraße gewiesen, die über Neustadt an der Orla führt. Die Sonne war am Untergehen, als ich dahin kam, und indem ich die Schnelligkeit, mit welcher ich vorwärts vorgeschritten war, mit der Langsamkeit unseres Fuhrwerkes verglich, das wahrscheinlich im Verlaufe des Nachmittages noch einmal angehalten hatte, konnte ich leicht berechnen, daß Neustadt der Ort sein müsse, der zu unserem Nachtlager bestimmt sei.

Im Gasthause der Post, denn wo sollte unser Postfuhrwerk anders einkehren, fand ich bei meinem Hineintreten das Gastzimmer sehr gefüllt, namentlich den Haupttisch mit seinen Ehrenplätzen durch eine Gesellschaft von

Herren besetzt, die, wie ich nachher erfuhr, im Auftrage der Regierung hier versammelt waren, um über eine für die ganze Gegend wichtige Sache zu berathen. Ich nahm meinen Sitz an einem Nebentische, bei einem Bergmanne ein, mit welchem ich mich gut unterhielt. Mein mäßiges Abendessen war bald beendigt, ich wartete eine Stunde nach der andern auf unsern Wagen, bis mich der Wirth, den ich meine Verlegenheit mittheilte, darüber belehrte, daß mein Warten hier in Neustadt wohl vergeblich sein werde. Denn mein Fuhrwerk habe in jedem Falle den näheren und bequemeren Weg über Roda eingeschlagen, und wenn ich es finden wolle, dürfe ich nur wieder zurückgehen zu der Stelle, bei welcher ich die Straße nach Roda verlassen habe, und auf dieser eine Stunde (?) weit fortgehen, dann würde ich in einem Orte, den er mir bezeichnete, höchst wahrscheinlich meine Fuhre finden.

Um die etlichen Stunden Weges, die ich in Folge der erhaltenen Weisung hätte müssen zurückgehen, war es mir nicht zu thun. Aber mein Hochmuth oder Ehrgeiz ließ mir das Umkehren auf dem geraden Wege nicht zu. Wie? so sagte ich bei mir selber, solle ich mich von meinem Reisegefährten und unserem alten Postknechte auslachen lassen darüber, daß ich aus Versehen nicht den Fahrweg der Karrenschieber, sondern die Poststraße gegangen bin? Nein das thue ich nicht, ich bleibe jetzt, wo ich bin, und gehe meinen eigenen Weg.

Nun dieses „den eigenen Weg gehen" wurde mir noch in derselben Nacht und am anderen Tage schwer genug gemacht. Es sollte mir wohl im Kleinen ein Vorbild von Dem sein, was mir mein lieber Vater bei dem letzten Abschiede von ihm ein Vermachen mit Dornen genannt hatte.

In der Umgegend von Neustadt, an manchen Orten des Orlathales, hatten sich einzelne Fälle von einer schnell tödtlichen Seuche unter dem Rindviehe gezeigt. Die Regierung hatte eine Kommission von Sachverständigen angeordnet, welche in Neustadt zusammentreten, den Bestand der Krankheit untersuchen und über die Mittel zu ihrer Abwehr sich berathen sollten. Die Herren, denen dieser Auftrag ertheilt worden war, hatten, vielleicht um Aufsehen zu vermeiden, vielleicht auch aus schonender Rücksicht auf das Wirthsgeschäft des Postmeisters, in dessen Stalle ein Stück Vieh gefallen war, die Nacht zu ihrer Untersuchung des Thatbestandes gewählt und unglücklicher Weise für mich wurde das eckelhafte Geschäft der Zergliederung der an der Seuche gefallenen Kuh, der Kälte halber, welche die Herren scheuten, in dem großen Gastzimmer vorgenommen, in welchem man mir meine Streu zum Nachtlager angewiesen hatte. Da war denn freilich an kein Einschlafen zu denken. Bald hielt mich der Lärmen und der mit dem Tabaksqualm vermischte, übelriechende Brodem, der aus dem zerschnittenen Leibe des gefallenen Thieres hervordrang, bald die Kälte munter, die mit der frischen Winterluft zugleich durch die offen stehende Thüre hereinzog. Und als nun endlich nach Mitternacht das Zimmer von dem Gegenstande des Abscheues geräumt, und eine Art von nächtlicher Stille eingetreten war, da ließ mich der Frost nicht schlafen, der meine Glieder gepackt hatte. Denn ich war nur mit meinem leichten Tuchrocke zugedeckt; die wärmeren Kleider hatte ich, wie schon gesagt, im Wagen zurückgelassen. Ich war deshalb nicht wenig froh, als schon nach wenig Stunden der Hausknecht kam, um einige Landfuhrleute zu wecken. Dieser wackere Mann führte mir auf mein Begehren einen Taglöhner des Hau-

ses zu, der mich einen näheren Weg nach dem Saalthale hinab führen sollte. Mein Begleiter mußte bald wieder im Hause bei seinem Geschäfte sein, auch ich sehnte mich von Herzen, so bald als nur möglich aus diesem Hause hinaus in's Freie und in Bewegung zu kommen: so zogen wir denn noch im tiefsten Dunkel der Nacht unseres Weges.

Es war ein ungewöhnlich kalter Morgen; der Himmel hin und wieder mit Nebelgewölke verhüllt. Der Steg zog sich neben einem engen Thale, am steilen Berggelände hin; das Kreischen einer geborstenen Tanne, mit welcher der Nordwind spielte, wurde weithin durch die Stille der Nacht gehört. Beim Grauen des Morgens, als die Krähen aufwachten und nach Futter schrieen, kamen wir an das kleine Städtchen, bis zu welchem mein Begleiter mich führen wollte. Mein Reisegeld hatte ich, bis auf wenige Groschen, die in meiner Tasche waren, im Wagen gelassen; für die wenigen Pfennige, die mir nach Abzug des Botenlohnes noch übrig blieben, nahm ich zum Frühstücke einige warme Semmeln zu mir und ging dann nachdenklich „meinen eigenen Weg" gegen Kahla im schönen Saalthale hinunter.

Ein seltsamer Einfall verleitete mich, nicht geraden Weges durch die Universitätsstadt Jena, sondern um dieselbe herum, an dem Bache hinaufzugehen, der aus dem Mühlthale kommt. Da mußte ich, ohnehin schon matt vom Hunger und von der Schlaflosigkeit in der vergangenen Nacht, auch noch über Felder und Wiesen, bald rechts, bald links am Ufer des Baches hinauf und hinabsteigend mir meinen eigenen Weg im Schnee bahnen und kam so mit verdoppelter Ermüdung im Mühlthale an. Ich schlich mit langsamem Schritte auf der Straße fort, und als ich nach Einbruch der Nacht noch etwa eine Stunde nach

Weimar zu gehen hatte, setzten mir die Ermüdung, der Hunger und die große Kälte so zu, daß ich, von Schläfrigkeit überwältigt, nicht mehr weiter gehen konnte. Ich suchte mir einen Sitz auf einer beschneiten steinernen Bank an der Straße, lehnte mich an einen Baum und gab mich einem Schlafe hin, der wohl in Kurzem mein letzter Schlaf geworden wäre. Da sendete mir Gott als gute, rettende Engel zwei brave Handwerksbursche zu, die mich sitzen sahen, mich mit Gewalt ermunterten und eine Zeit lang mit sich fortführten. Die guten Leute hatten auch Geduld mit mir, gingen meinetwegen ganz langsam und ließen mich nicht mehr von sich, bis wir in die Stadt kamen. Hier ging ich sogleich in die schon bei meinem ersten Besuche in Weimar mündlich und dann auch durch einen Brief für mich bestellte Wohnung, um die freundlichen früheren Bekannten aufzusuchen, die in demselben Hause wohnten. Ich fand sie nicht daheim, ich ging, sie in ihrem Kosthause aufzufinden. Auch hier waren sie nicht mehr, aber mir ward ungefragt zu Theil, was ich bedurfte: ein Ruhesitz im mäßig erwärmten Zimmer, eine mäßige Abendkost, die mich bekräftigte und bald nachher das Gefühl und der Genuß des Daheimseins, nicht nur in einer eigenen kleinen, freundlich gelegenen Wohnung, sondern in einer Stadt, welche vor allen anderen geeignet war, mir eine geistige Zuchtmeisterin und zugleich Pflegemutter zu werden.

29. Ein heilsames Herabsteigen.

Es bedurfte bei mir keiner langen und tiefgehenden Erfahrung, um mich zu der Ueberzeugung zu bringen, daß meine Verpflanzung nach Weimar für mich ein sehr großes Glück gewesen sei; erst später aber habe ich dieses Glück recht in seinem vollen Umfange erkannt. Aus dieser Er-

kenntniß kam mir dann auch erst das rechte Licht über die Bedeutung des Umweges, den meine Lebensführung in den früheren Schuljahren gemacht hatte. Ich würde niemals nach Weimar gekommen sein, wäre ich nicht zuerst an einen anderen Ort verschlagen worden, wo sich für mich keine rechte Bleibestätte fand. Wäre dieses nur einigermaßen anders gewesen, dann würde mein Vater zu keiner Auswanderung an eine andere Schule seine Einwilligung gegeben haben; ich wäre nicht dahin gekommen, wo gerade für mein inneres Wachsthum der rechte angemessene Boden und die rechte Sonne war.

Ich muß noch einmal zu der schon oben (S. 71) anerkannten Wahrheit zurückkehren, daß die geistige Natur des Menschen zu ihrem Erwachen und zu ihrer Erhebung aus der Thierheit in das ihr angemessene höhere Element einer Anregung bedürfe durch Etwas, das höher steht an Kraft. Die Bewunderung dieses Höheren ist es, an welcher das innere Leben erwacht und nach seiner eigenthümlichen Richtung sich entwickelt. Die Wirkung des äußeren anregenden Lichtstrahles wird um so stärker sein, je tiefer das Dunkel ist, in das er hineinfällt, damit er aber in seiner vollen Kraft in das Dunkel hineinbrechen könne, muß von diesem die Nebelhülle hinweggenommen werden, die sein Eindringen verhindert. Zu bewundern gab es für mich auf dem geistigen Boden, in den ich jetzt versetzt war, Vieles, in meinem Verstand und Wissen sah es auch dunkel genug aus, der Nebel, welcher über diesem Dunkel schwebte, war meine leere Einbildung, und diese wurde gar bald gründlich zunichte gemacht.

In der Schule, aus der ich kam, hatte ich mich, ohne daß dort ein eigentlicher Rang ausgesprochen war, unter den ersten Schülern der Oberklasse gehalten, in Weimar

wurde ich zwar auch in die Oberklasse, nicht aber als einer der ersten, sondern als einer der letzten Schüler, deren Zahl über 60 betrug, eingereiht. Und wie staunte ich da, wie bewunderte ich es, wenn ich von meinen Mitschülern Antworten auf Fragen vernahm, welche über den Kreis meines beschränkten Wissens und Denkens weit hinaus lagen, oder wenn ich in ihren mündlichen oder schriftlichen Uebersetzungen ein Verständniß des klassischen Alterthums und seiner Sprachen bemerkte, zu dessen Höhe ich wie nach einem für mich unersteiglich hohen Thurme aufsah. Einige Zeit wurde ich im Schweigen geübt, ich saß als stiller Hörer und Bewunderer an meinem Platze und erröthete oft vor mir selber, wenn ich mich in die Verlegenheit hineindachte, in welche ich gerathen würde, wenn eine der Fragen, die der Lehrer that, an mich gerichtet würde. So wurde ich zuerst recht gründlich von meinem bodenlosen Dünkel geheilt und gedemüthigt, und die Anregung des Bewunderns konnte nun in ihrer vollen, heilsamen Kraft auf mich einwirken; ich war zu einem Eifer im Arbeiten und Lernen erwacht, der nicht ohne Früchte blieb. Diesem Eifer fehlte es auch nicht an Aufmunterung. Meine Lehrer nahmen den guten, ernstlichen Willen für die That, meine Aufsätze und bald auch meine mündlichen Antworten zeigten ihnen, daß ich an Kenntnissen zunahm und wuchs; Böttiger namentlich war gegen mich sehr freundlich und gütig.

Auch unter meinen Mitschülern fand ich jetzt Freunde, wie ich sie gerade in dieser Zeit am meisten bedurfte. Sie gingen mir an äußerer Bildung weit voran; sie wußten, selbst im gewöhnlichen, geselligen Umgange über Dinge ganz verständig zu sprechen, von denen ich niemals Etwas gesehen noch gehört hatte. Dennoch nahmen sie mich gern

in ihre Gesellschaft auf und ließen mich niemals den Abstand fühlen, der sich an Feinheit der Sitten und an Bildung zwischen mir und ihnen fand. Wie groß übrigens dieser Abstand war, das erlaube ich mir hier durch ein mir noch sehr wohl erinnerliches Beispiel zu zeigen.

Die geistvolle, hochsinnige Herzogin Amalie, die Mutter des regierenden Herzogs Carl August, war mit Recht im ganzen Lande von Alt und Jung hoch verehrt und geliebt. Und wie konnte dieses anders sein? War sie es doch gewesen, welche den Grund gelegt hatte zu dem Vereine der großen geistigen Kräfte im Gebiete der Wissenschaft und der Künste, durch welchen Weimar und mit ihm das benachbarte Jena zu einer Herrschermacht wurden, welche nicht allein im ganzen deutschen Vaterlande, sondern auch in den gebildeten Nachbarländern die höchste Achtung genoß. Wie diese seltene Fürstin aus den verschiedensten Gegenden die Meister in geistigen Werken um sich und ihren gleichgesinnten Sohn versammelt hatte, so wollte sie auch aus der Jugend des eigenen Landes eine Pflanzschule der Geister heranwachsen sehen, welche solcher Vorbilder würdig wäre. Sie bezeigte deshalb eine wahrhaft landesmütterliche Theilnahme an dem Gedeihen der Schule und pflegte zuweilen bei gewissen festlichen Gelegenheiten eine Anzahl der ausgezeichneteren Studirenden bei sich zu sehen und in freundlich aufmunternder Weise zu ihnen zu sprechen. Zu dieser wahrhaft ehrenden Auszeichnung sollte auch ich schon im ersten Halbjahre meines Verweilens an der Schule zu Weimar gelangen, wenn es nicht mein „plötzlicher Todesfall“, — ich muß gestehen zur großen Freude meines scheuen Gemüthes, verhindert hätte. Was es mit diesem plötzlichen Todesfalle für eine Bewandtniß hatte, das will ich kurz berichten.

Eine Gesellschaft meiner begabtesten Mitschüler, von denen jetzt nur noch wenige (ich weiß nur einen) am Leben sind, hatte beschlossen, wenn ich nicht irre in der Fastenzeit, ein selbsterfundenes dramatisches Schaustück vor den Augen und Ohren der edlen Fürstin zum Besten zu geben. Es sollte das Besondere haben, daß die Rollen, welche die Schauspieler übernähmen, keine auswendig gelernten, etwa schon geschriebene, oder noch weniger gedruckte wären, sondern man wollte nur über die geschichtliche Grundlage, über die Handlungen des Drama's sich berathen, und jede der handelnden Personen solle dann nach eigenem Vermögen ihre Rolle durchdenken und bei der Vorstellung sie improvisiren. Ein recht gefühlvolles Stück konnte es seiner Anlage nach wohl werden, denn der Held des Drama's war ein sehr edler Mann, der, von furchtbarem Geschick verfolgt, ich weiß nicht mehr, ob durch ein fremdes, oder durch das eigene Schwert sein Ende fand. In dem Augenblicke, wo dieses geschehen war, und wo er seinen letzten Athem zog, sollte seine Geliebte, eine sanfte, zärtliche Jungfrau, hereintreten und ihre Rolle spielen. Und zu dieser Rolle hatte man, ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre kam? mich erlesen.

Meine Mitschüler und Mitspieler hatten es freilich leicht, sich in eine solche schwierige Aufgabe hinein zu finden. Diese waren gar oft und viel im Theater gewesen und hatten da die berühmtesten Stücke in glänzender Weise aufführen sehen; ich aber war damals erst ein einziges Mal als Zuschauer in einem Theater gewesen. Und zwar schon in meinem frühesten Knabenalter in dem Rathhaussaale von Hohenstein, wo eine durchziehende Truppe die Ariadne auf Naxos zur Schau gab. Ich erinnerte mich noch gar wohl, wie die Ariadne im weißen Gewande und

rothen Schuhen auf einem künstlichen Felsen stand, der zweimal so hoch als ein Tisch war, und, nachdem sie mit ausgebreiteten Armen einige sehr rührende Worte gesprochen hatte, hinabsprang auf das graulich weiße aufwogende Meer, welches, wie man mir später sagte, aus den Gastbetten der Rathhauswirthin gebildet und durch kunstreich angebrachte Bindfäden in Bewegung gesetzt war. Sobald damals die Ariadne ihren Sprung machte, fiel der Vorhang, und nur wenige der bei den Musikanten sitzenden Zuschauer hatten es gesehen, daß bei ihrem Sprunge auch das weiße Tuch heruntergefallen sei, das über die beiden aufeinandergestellten Tische, die den Felsen vorstellten, gebreitet war. Nun, das konnte mir allerdings ein lehrreiches Musterbild für meine Rolle sein. Denn unser Stück, so hatten die Stimmführer bei dem Unternehmen es ausgemacht, sollte durchaus im antiken Geist und Sinn gehalten und durchgeführt werden; die Ariadne auf Naxos war ja aber auch ein durchaus antikes Sujet. Bei dem Sprunge dieser Heldin fiel damals auf dem Theater im Rathhaussaale zu Hohenstein der Vorhang und auch bei meiner Rolle, so war es verabredet, wenn sie ausgespielt wäre, sollte der Vorhang fallen.

Vor der eigentlichen Vorstellung am Hofe der guten Frau Herzogin Mutter hatte ich freilich eine große Angst, vor der Probe aber, die im Hause eines unserer Mitschüler stattfinden sollte, fürchtete ich mich nicht sonderlich. Der, welcher gleichsam als Theater-Intendant das ganze Unternehmen leitete, fragte uns Andere, ob wir unsere Rolle recht durchdacht hätten? ich konnte keine bestimmte Antwort darauf geben, denn ich wußte selber nicht recht, was ich von mir und meiner Rolle denken sollte. Ich ließ es indeß darauf ankommen, ob und wie es damit ergehen

werde. Das Stück begann, ich hörte mit Bewunderung, wie meine Mitgenossen als Helden des Stückes so gewaltig schön sprachen. Je näher es zu dem Ende kam, bei welchem „mein Geliebter", der Größeste und Edelste unter allen Helden, sein junges Leben endigen sollte, desto mehr wurde es mir bang vor der Ausführung meiner Rolle. Endlich fiel mein Held, und das Handeln kam an mich. Was war da zu thun, alle die schönen Redensarten, die ich mir ausgedacht hatte, waren in der Angst rein vergessen; nur die Ariadne, wie sie von den beiden übereinander gestellten Tischen herunter gesprungen war, stand mir noch in der Erinnerung vor Augen; ich breitete meine Arme aus, sprach einige Worte voller Weh und Ach und sank als ein entseelter Leib, mit geschlossenen Augen neben dem geliebten Helden zu Boden.

Kein Vorhang fiel nicht, keine Musik vom Orchester hörte man auch nicht, wohl aber ein lautes Gelächter aller Derer, die dabei standen und saßen, so wie der ungebetenen Zuhörerinnen, die durch eine halbgeöffnete Thüre hereinschauten. Es waren doch einer oder etliche unter meinen freundschaftlichen Mitschülern, welche, wenn noch ein und das Andere von mir hinzugethan und abgeändert würde, diesen Ausdruck des Uebermaaßes der Gefühle für ganz geeignet und lobenswerth hielten, aber unser Theater-Intendant *) meinte, „ein solcher plötzlicher Todesfall sei nicht motivirt genug", und so ward ich meiner Aufgabe und aller der damit verbundenen Furcht und Angst überhoben.

Ich schüttelte die kleine Schmach, die mir mein „unmotivirter Todesfall" zugezogen, von mir ab, wie man das

*) Ich meine fast, es war Bauer (m. v. S. 209).

Wasser, wenn man aus einem kühlen Bade kommt, von sich abschüttelt, und meine Mitschüler ließen mich die unglückliche Wendung, die meine abermalige theatralische Laufbahn (m. v. S. 202) genommen, auch nicht entgelten; sie blieben mir eben so zugethan und befreundet als vorher.

Unter ihnen war einer der Ersten, an den ich mich in herzlicher Zuneigung anschloß, der nachmals so berühmt gewordene Karl Benedikt Hase, der noch jetzt in hohem Ansehen lebende Conservator der griechischen und lateinischen Handschriften an der Bibliothek zu Paris. Durch seine seltenen Gaben für das Studium der Sprachen, durch seinen unermüdlichen Fleiß, wie durch seine wohlwollende Gemüthsart war er unfehlbar die höchste Zierde unserer damaligen Weimarischen Schule. Wir waren uns an Alter vollkommen gleich und die Ungleichheit der Kenntnisse und geistigen Bildung, zwischen mir, dem unreifen Anfänger, und ihm, dem weitgeförderten, jungen Philologen, setzte seinem gutmüthigen Benehmen gegen mich keine Gränzen; dieses blieb sich bis zu seinem nahen Abgange an die Universität gleich.

Wir sollten, wie für den Trunk Wassers, den wir zur Stillung des Durstes und zur Stärkung auf unseren Wegen empfingen, noch viel mehr dankbar sein für die Gaben, die unsere Seele von anderen Menschenseelen erhielt. Ich möchte dieses auch sein, obgleich es unmöglich ist, von all' solchen empfangenen Wohlthaten zu reden und ihrer Gaben zu gedenken. Denn welcher Wandersmann, der einen weiten Weg gemacht hat, kann alle die Becher Wassers zählen, die ihm auf seiner langen Reise aus guter Hand, welche oft nicht wußte was sie that, gereicht worden sind. Was ich wohl um jene Zeit am meisten bedurfte, das war die Aufregung zu recht ernstem Fleiße,

zum Erwecken der Nacheiferung eines mir nahe stehenden, tüchtigen Vorbildes. Hase ward mir dieses während meines schweren Anfanges in Weimar von all' meinen Mitschülern am meisten. Denn er, der Vorragendste an Schulkenntnissen vor Allen, nahm sich meiner mit besonderer Freundlichkeit an, mit Liebe und Lust hörte und sah ich auf Alles, was er in der Schule, wenn die Reihe ihn traf, leistete und sprach. Vorzüglich aber das (obwohl seltene) Zusammensein mit ihm außer der Schule war mir sehr wohlthuend, und mit besonderer Freude denke ich noch jetzt an eine kleine Wanderung, die ich mit ihm und einem anderen Schulgenossen Namens Rentsch, der später ein wackerer Prediger geworden, an einem Vorfrühlingstage in der Fastnachtszeit nach einer sehr schönen Gegend hinaufwärts im Thale der Ilm machte. Wir besuchten und bestiegen die Ruinen von Buffort, einer alten Burg, die sich die Raubritter in mittelalterlicher Zeit, gleich dem Neste eines Raubvogels, in den Felsen angelegt hatten. Was noch von ihr zu sehen war, das hätte, freilich nach sehr kleinem Maaßstabe und roher Form, an die ältesten, in den Sandstein eingehauenen Grottenwohnungen zu Petra erinnern können; denn die Gemächer und Kammern des alten Raubnestes waren künstlich ausgearbeitete, nur hin und wieder von Mauerwerk gestützte Weitungen in der Felsenwand selber, die so gäh und senkrecht nach dem Flußthale abfiel, daß die Bewohner der Burg an Strickleitern in sie ein- und von ihr ausgehen mußten. Mit Recht konnte man deshalb von dieser Burg sagen, daß Schafheerden auf ihrem Dache weiden, der Ackersmann sein Feld darauf bestellen konnte. Hase erzählte uns bei dieser Gelegenheit so viel aus der Geschichte der

Zeiten des Faustrechtes, von Rudolf von Habsburg und anderen streitbaren Helden, welche die gewaltthätigen Fürste bezwangen und dem Lande Sicherheit gaben vor seinen Drängern, theilte uns bei dieser Gelegenheit noch so Vieles mit aus dem reichen Schatze seines Wissens, daß ich ihm Tage lang hätte zuhören mögen. Er war schon damals der ganzen Anlage und Richtung nach derselbe, der er als öffentlicher Lehrer in seinem größeren Wirkungskreise zu Paris und als Meister der Sprachen, so wie der tieferen Kunde des klassischen Alterthums, geworden ist. Noch zweimal traf ich mit ihm im Leben zusammen, in Jena, wo er als Lehrer und Freund mit einem dort studirenden jungen Griechen in nahem Verkehre war und hierdurch selber die große Fertigkeit im Sprechen des Neugriechischen sich erwarb, die ihm mehrere Jahre nachher zum Lehramte für diese Sprache an der Pariser Spezialschule der orientalischen Sprachen geschickt machte. Zum letzten Male traf ich mit ihm 1837 in Griechenland selber, und zwar in Athen, am Hofe des Königs Otto, zusammen.

Ein anderer meiner Mitschüler, mit welchem ich länger, bis zu meinem Abgange vom Gymnasium in Weimar, zusammenlebte, war De Wette. Ein reichbegabter, ernster Jüngling, welcher fast ausschließend seinen Studien lebte, nur wenig geselligen Umgang suchte und bedurfte. Durch seinen redlichen, erfolgreichen Fleiß und sein stilles, sittliches Benehmen erwarb er sich die Liebe seiner Lehrer, die Achtung seiner Mitschüler. Er war mir vom Anfang unserer Bekanntschaft an werth und lieb und ist mir dieses bis an sein Ende geblieben. Nur einmal sah ich ihn noch seit unserem Zusammensein in Weimar und Jena, im J. 1847 in Basel. Der eigene Weg seines treuen For=

schens nach Wahrheit war ein mühsamer und steiler; es ist ihm geworden, was er suchte. Ich segne sein Andenken in herzlicher Liebe.

Auch ein Nachkomme des berühmten Caspar Peucer, des Arztes sowie Astronomen und Melanchthon's Schwiegersohnes, war mein Schulgenosse in Weimar: Karl Heinrich Peucer, der nachmalige sächsisch-weimarische Oberkonsistorialpräsident. Er war nur wenig älter als De Wette, Hase und ich, durch Fleiß und Talente den besten unter seinen Mitschülern gleich, dem geselligen Umgange nicht abgeneigt. Schon als Schüler zeichnete er sich vor Allen durch eine gewisse Feinheit des Benehmens und ästhetische Ausbildung seines Geschmackes aus; ein Vorzug, der sich bereits damals in seinen schriftlichen Arbeiten kund gab. In Göttingen bildete er sich noch weiter unter Heyne's und Hugo's Leitung gleichmäßig für Philologie und Rechtskunde aus, begleitete im J. 1807 als Sekretär eine außerordentliche Gesandtschaft nach Paris und fand später in seinem Vaterlande einen ehrenvollen Wirkungskreis.

Mit herzlicher Liebe denke ich auch noch unter meinen vielen wackeren Mitschülern in Weimar des nachmaligen Leibarztes, Geheimerath Schwabe, der mir einer der nächst befreundeten gewesen und geblieben ist. Ich traf zum letzten Male mit ihm in Karlsbad im J. 1806 zusammen. Von einem anderen, mir besonderes theuren, jüngeren Freunde werde ich noch im nächsten Kapitel sprechen. — Und so steht mir noch jetzt in meinen alten Tagen die Erinnerung an manchen wackeren Jugendgenossen aus meiner Schulzeit vor der Seele, welcher durch sein späteres Leben und Wirken dafür zeugte, daß wir Alle, was die wissenschaftliche Pflege betraf, in einer Pflanz-

schule gewesen waren, in welcher für die Fruchtbarkeit des Bodens, wie für das zum Gedeihen der Keime nöthige Licht gleich gut gesorgt war. Kam doch hier, wie dies mein eigenes Beispiel lehrte, mancher Keim noch zur Bekräftigung, der schon nahe am Absterben und Verderben gewesen war und gestaltete sich, wenn auch nicht zu einem Baume, doch zu einem Kraute, das nach seiner Art Blüthen und Saamen trug.

Für mich, ich muß dies noch einmal wiederholen, war der Besuch der Schule in Weimar ein nothwendiger, entscheidender Wendepunkt meines Lebens. Er gehörte nach Knebel's Worten (S. 21) zu dem Plane, der diesem Leben vorgezeichnet war. Wie ward mir hier alsbald, von meinem Eintritte an, der Hochmuth gebrochen, und so ein Stein nach dem anderen von dem brachgelegenen, verödeten Ackerfelde hinweggeräumt, der jede Aussaat und ihr Aufgehen verhindert hätte. Ich war zum Fleiße, zum Gebrauche meiner Kräfte erwacht, und von da an ist in mir der Drang zum Thätigsein niemals ganz wieder eingeschlafen. Ich kaufte, so gut ich's verstand, meine Stunden aus; meine Arbeit zog mich mehr an als der gesellige Umgang, wenn ich an freien Nachmittagen an den schönen Ettersberg einsam hinanstieg, da war ich mit einem Buche, mit dem Nachsinnen über meine Aufgaben und — mit meinen Träumereien — allein und fühlte mich bei diesem Alleinsein am glücklichsten.

Während der Ferien des Spätsommers besuchte ich wieder das Elternhaus. Mein Vater, wie ich dies schon aus den Briefen wußte, hatte sich wieder ganz bekräftigt und erholt. Die Schulzeugnisse, welche ich mitbrachte, und die fleißige Benutzung der freien Zeit, die ich jetzt bei ihm genoß, waren ihm zur Freude. So wohl es mir aber da-

heim war, kehrte ich doch gern wieder nach der Schule zurück, in der ich mich, wie der Fisch im Wasser, in meinem behaglichen Elemente fühlte.

Ich hätte dieses Behagen und Gedeihen so gerne auch einem Anderen, meinem gewesenen Schulgenossen und Stubenbürschen Würzern aus Lichtenstein gegönnt, welcher, wie ich oben (S. 215) erzählte, die Veranlassung zu meiner Wanderschaft in die Schule von Greiz gegeben hatte. Ich war mit ihm in beständigem Briefwechsel geblieben, und in jedem meiner Briefe pries ich ihm die Vorzüge der Schule, in der ich jetzt sei, in jeder seiner Antworten klagte er, wie weh' es ihm in seiner jetzigen Verlassenheit wäre, denn alle unsere besten und nächsten Genossen, bis auf einen, der sich der Gärtnerkunst bestimmt hatte, waren an andere Schulen gegangen, und er fange nun auch an, alle Lust am Lernen zu verlieren. Bei meiner Zurückkehr nach Weimar kam mir der ernstliche Gedanke ein, den alten Genossen aus seiner Lage heraus= und zu mir zu ziehen. Freilich hatte dies sein Bedenken. Der arme Bursche lebte in G. ganz von Freitischen und kleinen, wohlthätigen Unterstützungen in Geld; bei seinem Hinweggehen von dort fiel dies Alles hinweg. Doch die Rechnung war leicht, obwohl ohne Wirth, gemacht. Ich hatte von meinem Vater wöchentlich einen Thaler zu meiner Beköstigung, ich hatte ein Zimmer und Bett, die für uns Beide ausreichten. Ich bot ihm die brüderliche Theilung und Gütergemeinschaft an, und noch heute ist es mir eine liebliche Erinnerung aus meiner Jugend, wie ich dem alten Spießgesellen an einem schulfreien, heiteren Herbsttage bis nach Roda entgegenging und ihm am anderen Tage im Triumph in mein liebes Weimar einführte. Viel zu essen hatten wir von dem Thaler wöchentlich, selbst bei damaliger wohl=

feiler Zeit freilich nicht, desto mehr aber zu arbeiten, und ich kann wohl sagen, wir arbeiteten mit derselben Freude, als wir früh, zu Mittag und Abend unsere warmen oder kalten Kartoffeln aßen. Ich war damals namentlich unersättlich in dem Genusse, den mir das Lesen und Verstehen der griechischen Klassiker gewährte; selbst im Winter war ich schon um 5 Uhr des Morgens und des Abends bis nahe vor Mitternacht in dem geistigen Verkehre mit den Heroëngestalten meines lieben Homer, durchwanderte mit Herodot die alten Herrscherreiche der Erde, trug meinen Sophokles bei meinen einsamen Wanderungen nicht nur in der Tasche, sondern faßte die Welt, in die er mich einführte, recht ernstlich in's Auge und in's Herz. Mein Stubenbursche und Mitgenosse der Kartoffeln war eben so anhaltend eifrig im Arbeiten, doch wußten wir dabei auch das Leben, so gut wie andere Standespersonen, zu genießen, denn jeden Abend, wenn die Dämmerung kam, gingen wir im Parke spazieren, und am Sonnabend Nachmittag, wenn das Wetter es erlaubte, machten wir eine Wanderung so weit über die Stadt hinaus, bis wir sie nicht mehr sahen, meinten dann, wir seien auf einer Reise in's ferne Ausland.

Mein Vater wußte von unserer Kommunisten-Wirthschaft und ließ mich stillschweigend gewähren. Wenn aber der alte Strumpffabrikant aus meiner Vaterstadt kam, dem wir jedes Mal weit auf dem Wege gegen Jena hin entgegengingen, da brachte er, außer der für den Haushalt festgesetzten Etatssumme, gewöhnlich noch einen kleinen Zuschuß, angeblich im Namen der Mutter. Und nach dem Verlaufe von etwa einem halben Jahre stellte sich noch eine andere Erleichterung unserer Wirthschaftssorgen ein. Die hochsinnige Herzogin Amalie ließ alljährlich eine ge-

wisse Summe an zwölf der fleißigsten Schüler des Gymnasiums vertheilen. Einer von uns Beiden sollte an dieser Wohlthat Theil haben, da er jedoch der minder Bedürftige war, überließ er sie dem Anderen.

30. Das letzte Schuljahr.

Das letzte Jahr meines Aufenthaltes in Weimar hatte jetzt, mit dem wiederkehrenden Frühling, begonnen; es sollte für mich das wichtigste und folgenreichste unter meinen Schuljahren werden, zugleich auch das genußreichste, vergnügteste. Nach einem fleißig durcharbeiteten Winter und Frühlingseingange hatten wir Beide, mein Stubenbursche und ich, für die Pfingstfeiertage eine Wanderung nach Eisenach beschlossen. Die Zeit zu der kleinen Reise war kurz zugemessen, unsere Füße aber waren schnell und maßen in der kurzen Zeit einen langen Raum ab. Denn wir blieben keineswegs auf dem geraden, gewöhnlichen Wege allein, sondern zogen rechts und links davon, überall hin, wohin die Lust der Augen uns verlockte. Wir hatten sehr wenig Geld zu dem (für uns großen) Unternehmen, doch reichte es hin, um uns in Erfurt Brod, in einem Dorfwirthshause ein Nachtlager sammt Milch und Brod, in Eisenach am ersten Feiertage sogar ein warmes Mittagessen zu verschaffen, und es blieb uns noch so viel, daß wir außer den kleinen Gaben für die Leute, die uns auf der Wartburg, und für die, welche uns am anderen Tage in und an den Burgen und Burgruinen der Grafen von Gleichen herumführten, auch noch die Kosten der Rückreise bestreiten konnten.

O du liebliche Zeit einer genügsamen, leiblich wie geistig nüchternen Jugend, mit deiner Empfänglichkeit und leichten Erregbarkeit für Alles, was dem Auge gefällt, das

Herz erfreut, den Geist zu Gedanken weckt, wie wird mir noch jetzt das alte Herz so warm, wenn ich deiner gedenke. Das stattlich große Erfurt mit seinen vielen Thürmen, Mauern und Mauerntürmchen hatte ich vom Fuße des Ettersberges aus so oft mit Lust betrachtet; jetzt war ich darin, besah die Kirchen und alten Klostergebäude, besuchte die große Glocke „Susanne", kletterte aus lauter Uebermuth außen an der Cyriaksburg eine alte Mauer hoch hinauf bis zu einem Dohlenneste, nicht um seine geflügelten Bewohner in ihrem Frieden zu stören, sondern wahrscheinlich nur, um meinem Gefährten, der mir mit Bangen zusah, meine Kunst zu zeigen; war auf dem ganzen Wege durch die blühende und grünende Gegend wie außer mir vor Lust und Freude. Welches Pfingstfest war das für mich, als ich in Eisenach einwanderte, als ich oben stand in der Wartburg und über dem Walde, nach der Richtung gegen Fulda hin, das Gewitter heransteigen sah, das mit der Stimme seiner Donner, in der Macht seiner Blitze über der alten, festen Burg dahinzog. Ich habe in den 56 Jahren, die ich seitdem verlebte, manches Gewitter gesehen, aber mit Ausnahme eines einzigen, das ich am Eingange in das Wadi Musa auf den Gebirgshöhen des Hor (wo Aaron's Grab) sich entladen sah, hat kaum ein anderes einen so erhebenden Eindruck auf mich gemacht, als jenes, das am Pfingstnachmittage 1798 in seiner Majestät und Herrlichkeit über die Wartburg hinwandelte.

Das Gewitter ging bald vorüber, ich schied mich aber schwer von der Stätte, an welcher die Sprache, wie der Geist des deutschen Volkes, zweimal in alter Zeit zu einem höheren Aufschwunge sich erhoben. Denn hier auf der Wartburg war es, wo der vielbesungene Landgraf Hermann von Thüringen im Kreise seiner Minnesänger

in der Sprache unseres Volkes die Töne des Loblieds kühner Heldenthaten und der irdischen Liebe, aufweckte. Hier auch auf der Wartburg war es, wo drei Jahrhunderte später ein Fürst und Mächtiger von anderer Art dem Geiste und der Sprache unseres Volkes die Worte gab zum Preise der großen Thaten Gottes und einer Liebe, die nicht mit dem Leibe stirbt.

Noch einmal schaute ich von einer kleinen Anhöhe, schon außer der Stadt, nach der in Deutschlands Geschichte verherrlichten Felsenburg zurück, in deren Nähe ich seitdem niemals wieder kam.

Von anderer Art war freilich der Eindruck, den das Besehen der Burgruinen der Gleichen auf mich machte; doch auch er, mit dem der schönen Umgegend zugleich, ist mir eine anmuthige Erinnerung geblieben. Schon auf dem Wege nach Eisenach, noch mehr auf dem Heimwege nach Weimar regten sich aber Gedankenkeime in mir, welche bald nachher in einer schriftlichen Arbeit aufgingen, von deren Entstehen ich hier weiter reden will. Ich muß jedoch vorerst noch mit meinem Berichte wieder um einige Schritte zurückgehen, in die Geschichte meines ersten Schuljahres in Weimar.

Wer könnte, namentlich zu jener Zeit, in dieser Stadt gelebt haben, ohne von den geistigen Anregungen, welche von einigen der dort lebenden Herrschermächte im Gebiete der Wissenschaft und der Kunst ausgingen, ergriffen und fortgerissen zu werden. Gab es doch kaum ein Bürger- oder Bauernhaus in der Stadt und ihrer Umgegend, in welchem man nicht Leser und Leserinnen, wenigstens für Wieland's Schriften, so wie für manche der damals schon erschienenen Werke von Schiller gefunden hätte. In den höher gebildeten Lesekreisen fand auch Göthe bereits die

ihm gebührende Anerkennung. Ich hatte, so weit die gewöhnliche Verwendung meiner Zeit mir dies verstattete, fortwährend an den Meisterwerken der deutschen Klassiker und schon an dem Anblicke der bei uns lebenden Meister selbst mich erfreut, war namentlich öfters, nur um Schiller und Göthe zu sehen, da oder dorthin gegangen, wo ich ihnen begegnen konnte, hatte in der Kirche, wenn Herder in seiner gewaltig ergreifenden Weise predigte, kein Auge von dem bewunderten Manne verwendet, kein Wort von ihm verloren. Er war es auch, dessen Schriften, namentlich die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit und zwar vorzugsweise von diesem Werke der erste Band, mich allmählig vor Allem und am meisten anzogen. Noch niemals in meinem Leben hatte ein anderes wissenschaftliches Buch mich so tief angesprochen, so inniglich ergötzt, so ganz befriedigt. Jenes Werk kam mir aber auch gerade in diesem Momente meiner inneren Entwickelung so wesentlich wohl zu Statten, wie dies kaum ein anderes Buch vermocht hätte. Wie in ein Krankenzimmer wehete mir aus ihm ein Hauch der frischen Lebensluft herein.

Einer unserer Lehrer, dessen Anleitung zu den klassischen Studien wir viel verdankten, ertheilte den älteren Zöglingen des Gymnasiums eine Art von Religionsunterricht, wobei er auf den unglücklichen Gedanken kam, uns in Spinoza's System einzuführen. Es geschah dieses nicht in der Weise, in welcher Herder oder ein anderer Denker seiner Art es gethan haben würde, noch weniger aber mit jenem warnenden und zurechtweisenden Ernste, mit welchem ein gläubiger Theologe, mit aller gebührenden Anerkennung des tiefdenkenden, redlich nach Wahrheit forschenden Spinoza, von seinen Werken gesprochen haben

würde, sondern in der beredten Weise eines Bewunderers, welcher den Umfang und die eigenthümlichen Tiefen Dessen, das er bewunderte, nicht recht zu erfassen vermochte. Das war allerdings ein anderer, aber kein besserer Religionsunterricht, als ich im Hause meines Vaters empfangen hatte. Dennoch fand er bei mir Eingang; ich staunte die neue Weisheit an; ein Gedanke regte in mir den anderen auf; ich war jetzt, so schien es mir, zu einer Reife des Denkens gekommen, welche das Ziel der geistigen Bildung sei; ich brauche mich nicht mehr gängeln zu lassen; ich könne und dürfe auf eigenen Füßen gehen, wohin ich wolle.

Also wieder ganz mein alter Hochmuth, nur in einer mehr innerlichen, darum gefährlicheren Form.

Das Gehen auf eigenen Füßen, so lahm sich diese auch dabei benahmen, wollte ich denn auch üben. Ich meine, es hat mir dabei nicht ganz am redlichen Ernste gefehlt, Das zu suchen und zu finden, was das Rechte wäre, denn es lag noch, von meiner frühesten Erziehung her, in meinem Inneren ein alter Grund der Gewißheit Dessen, was einzig gewiß ist, der sich weder durch ein fremdes, noch weniger durch mein eigenes Grübeln und Vernünfteln herausreißen ließ. Dennoch begab ich mich ungescheut auf ein Meer der Zweifel, welches zwar, bei all' seinem tobend wilden Anscheine nur aus Schaum und Seifenblasen besteht, eben darum aber nicht ohne große Gefahren ist, weil nicht einmal das leichteste Schifflein sich auf ihm erhalten kann, sondern alsbald in den Grundschlamm zu Boden sinkt.

Ich weiß nicht mehr, welche Schriften aus dem Jahrhunderte der angehenden Geistlosigkeit mir in die Hände kamen: jener Geistlosigkeit, deren Zeichen nach Montesquieu die Abnahme der Fähigkeit zu bewundern war (m. v.

oben S. 71), ich ließ aber die meisten ihrer seichten Zweifel und Lästerungen unbeachtet an mir vorübergehen. Ich ging dabei von dem Vorsatze aus, nur Das als wahr fest zu halten, was vernünftig denkbar und erfaßlich sei. Das seichte Geschwätz jener Afterweisen, welche das Dasein eines Gottes läugnen, widerstand meiner Natur; es war mir eckelhaft, wie das pöbelhafte Schimpfen eines von Branntwein viehisch Berauschten; oder wie das fade Lügengewebe eines Witzlings. Den Deismus in Edelmann's damals noch hin und wieder beliebten Weise, hatte ich schon in dem (auch sogenannten) Religionsunterrichte eines Lehrers in G., der solchen Ansichten geneigt schien, nicht ohne eigene damalige Beistimmung kennen gelernt; er genügte mir jetzt nicht mehr, und viel mehr erwärmend und ergreifend sprach mich die Gotteslehre einzelner orientalischer Dichter aus den Gläubigen des Islam oder der indischen Weda's an. Vor dem Glauben an die Fortdauer der Menschenseele nach dem Tode blieb ich lange zweifelnd stehen. Was ist Seele, und wenn sie ein Etwas ist, was ist sie ohne Leib, was kann sie ohne Leib sein? Eine Welt des Unsichtbaren, eine Geisterwelt? wie kann die Vernunft von dieser etwas vernehmen, und welcher vernünftige Mensch wird nicht über alle die Gespenster-Mährlein und sogenannten Geistergeschichten lachen, dergleichen mir die alten Muhmen in Lichtenstein und die Frau Kirchnerin (Meßnerin) in Hohenstein, als ich noch Kind war, zu meiner großen Unterhaltung erzählten?

Ich besah diese Zweifel von allen Seiten; sie genügten mir jedoch nicht, das Gebäude meines Glaubens schwankte, aber es brach nicht zusammen, und mir sollte nachmals eine Zeit kommen, wo mir nicht nur das Dasein einer für unsere irdisch geschaffenen Sinne nicht wahr-

nehmbare (unsichtbare) Leiblichkeit, sondern auch die dereinstige Wiederbringung des Leibes, am Tage der Vollendung und Erneuerung, zur sicheren Ueberzeugung wurde.

Wie viel oder wenig Dessen sei, was ich mit dem reichen Erbgute, das ich im Vaterhause empfing, noch behalten hatte, das achtete und bedachte ich nicht; ich mußte vernünftiger Weise meinen eigenen Weg gehen. Diesen fand ich nun freilich (nach S. 243) überall, wohin ich mich wendete, mit Dornen vermacht, aber mir wurde ein Weg aus dieser inneren Verworrenheit hinaus gezeigt, und ein Führer gegeben, der mich auf ihn hinwies.

Bei der öffentlichen Schulprüfung, die vor dem Beginne der Spätsommerferien abgehalten wurde, nahm der kräftig einwirkende Ephorus der Schule, der große, ehrwürdige Herder, nicht blos an den mündlichen Fragen selbstthätigen Antheil, sondern er verlangte bei dieser Gelegenheit, auch deutsche schriftliche Arbeiten der Schüler zu sehen. Die Wahl des Gegenstandes, so wie die Form dieser Prüfungsarbeiten war Jedem freigestellt, und es gab wohl Keinen, der sich das Gelingen dieser Aufgabe nicht hätte angelegen sein lassen, um so mehr, da man sich schon lange vorher zu der Arbeit Zeit nehmen konnte, und es Allen bekannt war, daß Herder diese jährlichen Thatbeweise für die Fortbildung der Jünglinge im Selbstdenken, an Geschmack und Einsicht mit großer Aufmerksamkeit und kritischem Auge durchsahe. Mehrere der vorzüglichsten unter meinen Schulgenossen hatten, der Anregung folgend, welche uns in der Heimathstadt der großen Dichter so nahe lag, poetische Arbeiten in lyrischer wie in dramatischer Form gebracht. Mir jedoch, obgleich ich bei anderer Gelegenheit öfters dem Hange zum Versmachen mich hingegeben und dafür von dem Lehrer der Aesthetik manche Aufmunterung

erhalten hatte, lag eine andere Aufgabe näher, deren Inhalt mir, wie ich vorhin andeutete, seit längerer Zeit ein Gegenstand des Nachsinnens und, wenn ich so sagen darf, eines ernsteren, obwohl nur instinktmäßigen Forschens nach einem göttlich sicher stehenden Grunde der Wahrheit gewesen war. Schon auf der vorhin (S. 263) erwähnten kleinen Frühlingsreise, im Anblicke der alten zerstörten Burgen und ihrer nachbarlichen, uralten, noch immer fortgrünenden, wahrscheinlich von den Erbauern der Burgen gepflanzten Linden, war mir ein Gedanke zu meiner Arbeit eingefallen. Herder's „Ideen" hatten mich nach dem Maaße meines Verständnisses in das große Ganze der sichtbaren Werke Gottes und in seinen Bauplan hineinschauen lassen. Mehrere jener Schriften, deren der verehrte Meister in seinem Buche rühmlich gedenkt, hatte ich gelesen und manchen mir dienlich scheinenden Stoff aus ihnen zusammengetragen. Als ich aber mich in diesem fremden Rüstzeuge frei und nach eigener Absicht bewegen wollte, da erging mir es wie jenem Knaben, der, als man ihm den Panzer angelegt und den ehernen Helm aufgesetzt hatte, und er nun anfing zu gehen, dieses nicht konnte, denn er war es nicht gewohnt. Ich legte das fremde Geräthe von mir und versuchte, was mir ohne dasselbe möglich sei.

An sich selber möchte es kaum der Mühe werth sein, von der Arbeit eines ungeübten Schülers zu reden, aber um der Folge willen, welche dieses Erzeugniß so mancher früher Morgenstunde, in welcher die anderen Leute noch schliefen, für mich hatte, muß ich dennoch seiner erwähnen; um so mehr, da mir es scheint, als hätten sich in ihm schon einige der ersten Fäden eines Gewebes gezeigt, an welchem ich später mit besonderer Vorliebe bis in mein Alter fortgesponnen habe. Ich faßte, um den freilich nicht eben

gründlich durchgeführten Grundgedanken nur kurz anzudeuten, die lebende Natur als ein so in sich verbundenes Ganze auf, wie der lebende Menschenleib es ist. In diesem sind alle einzelnen Theile, die großen wie die kleinen, eines für das andere, zuletzt aber zum Dienste des Hauptes da, von welchem das bewegende und anregende Leben in alle ausgeht. Jedes einzelne Glied, jeder Blutstropfen hat ein Sein, ein Leben für sich, was aber in dem Leben des Ganzen so verschlungen ist, daß es außer diesem Ganzen sich nicht äußern kann, alsbald erlischt. Es gehen aber in den Elementen des Leibes gar viele und große Verwandlungen vor, denn der Saft, der aus der Nahrung bereitet ist, wird zum Blute, das Blut zum Fleische, zur Haut, ja selbst zum Auge, zum Gehirne. Dieses ist nur möglich, weil die Kraft ein und desselben Lebens in allen ist. Diese Kraft eines gemeinsamen Lebens äußert sich in den Thieren und Pflanzen, wie zuletzt im Menschen als eine Seele, die den Leib wachsen macht und ihn zu einem mitlebenden Theil des ganzen Gesammtleibes der Naturreiche macht. Jene Kraft erschien mir nun als etwas nach all' ihren einzelnen Kundgebungen so unzerstörbar Fortbestehendes und Bleibendes, daß ich an den Gedanken einer Art von Seelenwanderung hinstreifte. Ich gab die Meinung zu verstehen, daß, wie bei dem Kreislaufe des Blutes durch alle Theile eines lebenden Leibes die Seele der Thiere, wenn ihr Leib stürbe, wieder als Seelen anderer, eben entstehender Thiere wirksam werden könnten. Doch ließ ich bald diesen (nicht haltbar angelegten) Faden wieder fallen und suchte nur auszusprechen, daß, wie die allwaltende Seele eines lebenden Leibes zwar in allen Theilen desselben wirksam, dennoch aber ein für sich Bestehendes sei, das zunächst den Ausgang seiner Wirksamkeit im Gehirne habe, so müsse

auch über der ganzen sichtbaren Welt der Lebendigen, ja aller geschaffenen Dinge eine allerhaltende Seele walten, die zwar für die irdische Welt einen Sammelpunkt in der Seele des Menschen habe, dennoch aber über diese weit erhaben sein müsse, weil sie auch in der sterblichen Natur des Menschen keine bleibende Wohnstätte habe, sondern wenn ein Geschlecht der Menschen nach dem anderen vergeht, ihr Werk immer nach einem in ewiger Weisheit angelegten Lebensplane, der sich in der Geschichte des Menschengeschlechtes zeige, fortführe. — — Für Leser, welche den Inhalt von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit kennen, brauche ich nicht weiter anzudeuten, was ohnehin auch in meiner Schularbeit zum Schlusse nur angedeutet war. Auch wäre es unnöthig, meine eigene, jetzige, berichtigende, ablehnende oder ergänzende Ansicht über Das, was ich damals mir ausgedacht hatte, beizufügen.

Mein Aufsatz, mehr als einmal neu überarbeitet, abgekürzt und in's Reine geschrieben, war fertig; mit einer Art von Vertrauen, daß doch wohl Etwas an meinen Miniatur-Ideen sein möchte, reichte ich ihn ein. Die Tage der öffentlichen Schulprüfungen waren gekommen, und es war Alles nach Wunsch vorüber gegangen; jetzt kam auch der letzte, der für die fleißigeren, ernsteren Schüler alle, auch für mich ganz besonders, ein Tag der Erwartungen war. Wir standen in dem großen Prüfungssaale, hinter den Schranken beisammen, ein Diener legte auf den Tisch, jenseit der Schranken, das Gehäufe unserer schriftlichen Arbeiten. Der Mann trat ein, den ich nie ohne tiefe Ehrfurcht ansehen konnte; er setzte sich auf seinen Richterstuhl. Es war Herder's Weise, immer zuerst in einigen tief eindringenden ernsten Worten uns daran zu erinnern, warum wir jetzt hier seien, und an Das uns zu mahnen,

was wir sollten, und was er in Absicht auf uns und unsere ganze Schule von uns wolle. Die Arbeiten lagen in einer Ordnung, welche nicht gerade an die Ordnung, die wir in der Schule einnahmen, gebunden war. Einige der fleißigsten und besten wurden von unserem milden und ernsten Richter zuerst beachtet. Ein prosaischer Aufsatz des fleißigen De Wette erhielt sein gebührendes Lob, und wer wollte nicht diesem eine solche Anerkennung gegönnt, in seine stille Seele hinein sich darüber gefreut haben. Mit den poetischen Arbeiten hielt sich Herder nicht sehr lange auf, doch deutete er in wenigen, höchst bezeichnenden Worten das Gelingen in Form und Inhalt der einen, das Mangelnde in der anderen an. Es kam jetzt eine Reihenfolge von Arbeiten, über welche nicht viel, weder Gutes noch Böses, zu sagen war, weil vielleicht von beiden wenig oder nichts darin stand. Mit Scham und Angst sah ich hin auf den Tisch; der Haufen der Papiere war bis fast herab auf die blaue Unterlage vergriffen, die Arbeiten aller meiner Mitschüler hatten ihre Urtheile empfangen, und wenn jetzt noch eine oder die andere auf dem Tische liegen blieb, die dem Verfasser schweigend zurückgegeben wurde, so galt dies mit Recht als die tiefste Beschämung. Wie gerne wäre ich draußen gewesen!

Da bemerkte ich, daß der theure Mann, an dessen Angesicht mein Auge unverwandt hing, noch ein, vielleicht zur Seite gelegenes Papierbündel zur Hand nahm; mir schien es, als sei das mein Aufsatz; mein Herz klopfte mir gewaltig. Er rief „Schubert, wo ist er? er trete hervor," und ich trat in die Thür der Schranken hinein. „In Ihrer Arbeit", so ungefähr sagte er, „finde ich, mehr als in den anderen, eigene Gedanken und dabei einen rühmlichen Fleiß. Gehen Sie weiter fort auf diesem Wege. Ein redliches

Forschen bleibt niemals ohne seinen Lohn, auch Sie werden zu einem guten Ziele kommen."

Ich hatte mich in meinem ganzen Leben noch niemals so freudig erhoben, so tief bewegt gefühlt als in diesem Augenblicke. Mir war es wie einem Träumenden, als mir Das widerfuhr, was mir als das höchste, über all' mein Hoffen und Erwarten gehende Glück erschien. Herder hatte mir noch ein Wort gesagt, das mir zu einem näheren, persönlichen Bekanntwerden mit ihm Hoffnung und Aussicht gab.

Wir standen Alle, in ehrfurchtsvoller Stille wieder außen an unseren Schranken, Herder schloß in seiner Weise die öffentliche Prüfung mit einer Anrede an uns, väterlich ermahnend zum Trachten und Ringen nach jener Weisheit, deren Anfang und Ende die Furcht des Herrn ist. Seine Rede endete, nicht allein in der Form, sondern in der Kraft eines Gebetes.

Ich, der selig Träumende, wollte nach Hause gehen, dieser Tag sollte mir aber noch eine andere Freude bringen. Ich sagte es schon oben (S. 259), daß ich noch von einem anderen, jüngeren Schulfreunde zu sprechen haben werde, der etwas später als die oben genannten in den Kreis meiner Bekannten eintrat. Dieses war: Emil von Herder, ein jüngerer Sohn des großen Vaters. Was die beständige Nähe, was der geistige Einfluß eines solchen Vaters am Geist und Herzen eines der Liebe und Bewunderung fähigen Kindes vermöge, das zeigte sich an dem stillen, bescheidenen Wesen dieses Emil. Er war damals, so wie er gegen uns Andere dastand, ein verschlossener Garten, dessen Thüre nicht während des lauten Getümmels des Tages und seiner heißen, staubigen Stunden, sondern am Abende, wenn der Lärm schweigt, und das

Treiben der Gewerbe ein Ende hat, sich aufthut, hinein zu den duftenden Gewürzkräutern und Blüthen. Ich hatte um Emil's Freundschaft geworben, und er war mir mit seinem kindlichen Zutrauen entgegengekommen, wir hatten schon den ganzen Sommer hindurch öfters zusammen gearbeitet, im Garten an seinem väterlichen Hause uns vergnügt. Emil's älterer Bruder August Wolfgang von Herder, der nachmalige sächsische Oberberghauptmann, hatte um jene Zeit in G. A. Werner's Schule zu Freiberg die wissenschaftliche Laufbahn betreten, auf welcher er später zum Ruhme der Meisterschaft gelangt ist. Diesen wollte der jüngere Bruder besuchen, und da der Weg nach meiner kleinen Vaterstadt derselbe war, der nach Freiberg führt, hatte er die Eltern um Erlaubniß gebeten, sich als Mitwanderer an mich auf der gemeinsamen Ferienreise anzuschließen. Diese Erlaubniß war ihm heute geworden, er theilte mir, noch an jenem glücklichen Vormittage, dessen Geschichte ich so eben erzählte, die Botschaft mit, und schon am Nachmittag traten wir unsere Fußreise an.

In solcher Gesellschaft reiste es sich gut und schön, und der seltene Besuch, den ich mitbrachte, erhöhte bei den Meinigen die Freude des Wiedersehens; Emil, in seinem ganzen kindlich fröhlichen und dabei ernst gehaltenen Wesen, mit seinem liebevollen Gemüthe, das unter der Zucht eines feinen Gefühles stand für Alles, was gut und schön, was ehrbar und wohllautend, brachte damals überall, wohin er kam, einen Theil seines Vaterhauses mit sich.

An das Benehmen meines Vaters gegen mich bei unserem diesmaligen Wiedersehen denke ich noch jetzt mit dankbarer Rührung. Er war von einer Natur, der man die Liebe, von der sie erfüllt ist, äußerlich wenig anmerkt, weil sie so tief geht. Dennoch gab sich diesmal bei man-

cher Gelegenheit die Liebe des Vaters zu dem in der Gefahr des Verlorengehens gestandenen und wiedergefundenen Sohne und die Freude an diesem zu erkennen, obgleich in Wahrheit eine solche Liebe nicht mir gelten konnte, wie ich war, sondern wie ich werden sollte.

Ich besuchte, während Emil in Freiberg bei seinem Bruder war, meine Schwester in Waldenburg und Lichtenstein. An dem letzteren Orte fand ich auch meinen Stubenburschen Würzner, der seine Ferienwanderung, in anderer Richtung als wir, hieher in seine Heimath genommen hatte. Mit Würzner machte ich eine Fußreise zu seinen alten Wohlthätern an unserem früheren Aufenthaltsorte Greiz. Mein Besuch galt hier zunächst nur einem würdigen Prediger, dessen Neffe früher auch mit mir in G. studirt hatte, dann aber an die Schule des Pädagogiums nach Halle gezogen war. Dort hatte ich denselben in Begleitung von Würzner während der vorhergegangenen Weihnachtsfeiertage besucht. Ich mußte dem würdigen Oheim Vieles von seinem Neffen und von Halle erzählen und that dieses gern, denn schon der blose Anblick des berühmten Waisenhauses, dessen wohlverdienter Ruf seit den Zeiten meines mütterlichen Großvaters in unserer Familie in hoher Beachtung stand, wäre mir genug Lohn für die Reise gewesen. Ich hatte aber auch einer Vorlesung und deklamatorischen Produktion des berühmten Niemeyer im Saale des Pädagogiums beigewohnt, hatte die für mich sehr merkwürdigen Naturaliensammlungen und die Cansteinische Bibelanstalt beschaut, aus welchen die geistigen Heilmittel, eben so wie die leiblichen, aus der vielgepriesenen Apotheke des Waisenhauses in alle Weltgegenden ausgingen. — „Und auch in Schulpforte", so fragte mich der Oheim, „sind Sie auf Ihrer Rückreise mit meinem Neffen

gewesen, wie hat es Ihnen da in der Schule gefallen?" — Ich sagte ihm, daß ich Schulpforte jeder anderen Schule, die ich kennen gelernt habe, vorziehen würde, nur Weimar wäre mir noch lieber. — „Und warum das?" fragte der Oheim. — „Es lebt dort ein Mann, dem ich, wenn es sein müßte, zu Fuße und barfuß, in Hitze und Frost, Hunger und Durst mitten hinein nach Asien nachziehen möchte, um mich an seinem Anblicke und Worte zu erfreuen und zu beleben, dieser Mann heißt Herder."

Der Oheim und seine Frau, beide sehr gemüthliche, ruhige Leute, lachten über diesen Erguß meiner jugendlichen Begeisterung; Hitze und Frost, Hunger und Durst ließen sie mich aber nicht bei sich leiden, ich mußte während des Mittags ihr Gast sein und brachte mehrere Stunden mit dem lieben, kinderlosen Ehepaare und ihrer Nichte sehr vergnügt zu.

Mit meiner begeisterten Lobrede auf Weimar und den Mann, unter allen dort Lebenden mir den liebsten, war es mir aber Ernst, und wäre mir es noch jetzt so, obgleich ich den Gedanken an eine Fußreise hinein nach Asien, bei Hitze und Frost, Hunger und Durst nicht mehr mit solchem Selbstvertrauen aussprechen könnte als in meinem 18ten Jahre. Ich ließ mich deshalb, wie von einem Heimweh ergriffen, weder in Greiz, noch in Lichtenstein aufhalten, eilte zunächst in mein Elternhaus, wo auch Emil nach wenig Tagen wieder eintraf, und als dieser mit der Post vorausgereist war, zog ich fröhlich und voller Hoffnung meine Straße nach der Stadt, die mir wichtiger war und theurer als dem Goldgräber unserer Tage die Felsen und öden Sandbänke von Californien und Australland.

Mein erster Gang bei meiner Ankunft in Weimar war nach dem Hause dort hinter der Kirche gerichtet, darin

der Mann wohnte, welcher dieser Kirche ihre Weihe gab. Ich kam seitdem nicht nur täglich zu meinem Freunde Emil, sondern sehr oft auch zu Herder dem Vater und in den Kreis seiner Familie.

31. Ein Leuchtthurm bei anbrechender Nacht.

Ich rede hier freilich von Dingen, welche die ältere Generation unter den noch Lebenden aus Erfahrung kennt und darum nicht als etwas ihr Neues vernehmen kann. Aber die betagtere Zeit wird alt und gedächtnißschwach; und das junge Geschlecht ist in die Fremde verkauft, wo es des väterlichen Herdes nicht mehr gedenkt, von welchem ihm das erste Licht und die Nahrung der Kindheit kam, darum will ich, so gut ich es vermag, mit wenig Worten es sagen, wer Herder war.

Er war im Gebiete des Geistigen, durch sein ehrfurchtsvolles Festhalten an dem Worte und an der Weisheit, die von Anfang ist ein Leuchtthurm, dessen weithin scheinendes Licht Tausenden von Seelen, denen auf dem stürmischen Meere ihrer Zeit nach einem sicheren Hafen bange war, den Weg zeigte. Wenn ein Heer vom Feinde geschlagen, von Muthlosigkeit und Furcht befallen, sich zerstreut, und ein einziger Starker, seine eigenen blutenden Wunden nicht achtend, ergreift die Fahne, ruft die Verscheuchten zum Kampfe für Gott und Vaterland wieder zusammen, dann wird manches schwache Herz wieder stark, und Einer sagt zum Andern: es ist noch nicht Alles verloren; auf und laßt uns als Männer stehen und fest halten an unserem Panier!

Wer den Zustand der Theologie, der Wissenschaft überhaupt in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts genauer kennt, der weiß es, daß damals die Sorge

vieler Kämpfer für das Reich der Wahrheit, als sei das Feld für sie verloren, eine wohlbegründete scheinen konnte. Die, welche zu Hütern und Wächtern am Tempel des Herrn bestellt waren, arbeiteten den Feinden, welche von außen gegen diesen anstürmten, selbst in die Hände, denn sie untergruben die Schutzmauern um das Gebäude her, nahmen einen Stein nach dem andern aus ihrem Gefüge heraus und hätten gern an dem Tempel selber dasselbe gethan, wenn dieser nicht von demantartiger Festigkeit wäre. Wenn aber auch hier die Vernichtung unmöglich war, so blieb doch dem Geschäfte der Entstellung ein freier Spielraum, denn das Volk der Tempeldiener selber hatte das Innere des ehrwürdigen Gebäudes mit losem Kalke übertüncht und in sein hehres Gewölbe hinein nach eigenem Gutdünken Kammern, Küchen und Keller gebaut, welche dem Eintretenden es nicht mehr erkennen ließen, daß er hier in einem Tempel sei. Die Zeit der französischen Revolution, die auf deutschem Boden nur mit anderen Waffen und in einem mehr innerlichen Gebiete ausgekämpft wurde als im Nachbarlande, hat es gezeigt, wer und was die bestellten Hüter und Wächter bei dem Tempel seien, denn als durch die von ihnen zerrütteten Schutzmauern der anstürmende Feind hereinbrach, da machten sie alsbald mit ihm gemeinsame Sache im vergeblichen Bemühen zur Zerstörung.

Es waren schon vor der Zeit dieses offenkundigen Bündnisses Beide, die inneren Wächter wie die äußeren Stürmer ein Volk von gleichem Stamme der Geschmacklosigkeit und wahrhaft geistigen Kraftlosigkeit; es fehlte ihnen der wahrnehmende Sinn für ein Etwas, das hoch über ihren Verstand ging: die Fähigkeit zur Bewunderung, zur Ehrfurcht vor Dem, was allein, im Gebiete des Un=

sichtbaren wie des Sichtbaren, der Ehre werth ist (m. v. S. 68).

Als Herder mit seiner jugendlichen Kraft in die Mitte der öffentlichen Stimmführer der damaligen deutschen Literatur eintrat, da kam er aus einer ernsten Schule, welche wohl geeignet gewesen war, seinem Geiste jene Beugung zu geben, die dem kräftigen Aufschwunge zur Ehrfurcht gegegen Das, was höher ist als der Geist des Menschen, vorangeht. Im Hause seines armen strengen Vaters waren die Bibel und der christliche Liederschatz seiner Kirche die einzige erlaubte Nahrung seines Geistes, im Hause des Prediger Trescho das Schreibergeschäft seine Aufgabe, die Theilnahme an dem Unterrichte der Kinder dieses Mannes sein höchster Lohn gewesen; in Königsberg aber hatte er den Magus des Nordens, Hamann, gefunden und die gewaltige Anregung dieses Mannes in sein Herz aufgenommen. Seine Führung, obgleich, wie sich später zeigte, ihr vorherbestimmter Plan derselbe blieb, hatte hier, in Königsberg, einen seltsamen Umweg gemacht, denn sie schien ihn bei der Arzneikunde (Chirurgie) festhalten zu wollen, entsendete ihn aber alsbald, da er hier Das gewonnen, was ihm auf seinem späteren Wege nützlich war zu seiner eigentlichen Bestimmung: zur Theologie. Die Weihe zu diesem Berufe seines Lebens war ihm nicht durch die äußere Noth, nicht durch Menschenhand, sondern durch eine Salbung im Innern gekommen, als er in seinem 20ten Jahre zur Stelle eines Kollaborators an der Domschule zu Riga berufen, dort zugleich als Prediger auftrat, und mit einer so überwältigenden Kraft das Evangelium von Christo verkündete, daß nicht nur die Zöglinge seiner Schule, sondern ein so weiter Kreis der Zuhörer sich um ihn versammlete, daß man beschloß, eine geräumigere Kirche für diese

Gemeinde zu bauen. Aber sein Wort sollte noch weiter hallen als in die Räume auch der größesten Kirche von Riga. Den Ruf nach Petersburg an die dortige lutherische Kirche hatte er ausgeschlagen; es zog ihn hinaus auf den größeren Schauplatz der geistigen Bewegungen seiner Zeit. Eine Reise durch Frankreich und Italien schien sich ihm als Begleiter des Prinzen von Holstein-Eutin von selbst aufzudringen; er folgte diesem Rufe, aber schon in Straßburg griff die unsichtbare Hand wieder ein, die seinen Lebensplan geordnet hatte; ein bedenkliches Augenübel hielt ihn in dieser Stadt zurück, führte ihn bald hernach nach Bückeburg an die oberste geistliche Stelle des Landes. Nur vier Jahre war er auch hier gelassen worden, da stellte ihn dieselbe Hand an einen Scheideweg, davon die Richtung seines ganzen nachmaligen, bedeutungsvollsten Wirkens ihren Ausgang nahm. An demselben Tage, an welchem er sich für die Annahme einer Professur der Theologie in Göttingen erklären sollte, erhielt er den Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrath nach Weimar *). Er folgte diesem und wählte hiermit den Weg seiner eigentlichen Bestimmung: ein Leuchtthurm von geistiger Art zu werden, dessen Stätte nicht das Innere des Landes, sondern der felsige Strand ist, wo seiner die Kämpfer mit den Gefahren des Meeres bedürfen.

*) Außer den lieblichen Erinnerungen aus Herder's Leben, verfaßt von der Wittwe des ehrwürdigen Mannes (Stuttgart 1820) und außer Herder's Leben von Döring nennen wir hier den Mehrbegehrenden noch ein anderes sehr lesenswerthes Buch: Herder's Lebensbild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne. Erlangen 1846.

Herder sollte die Aufgabe seines Lebens, ein Wiedererwecker der Ehrfurcht zu werden von Dem, was heilig und göttlich ist, in jenem Kreise zunächst erfüllen, der den Gefahren des vernichtenden Zeitgeistes am meisten ausgesetzt war: in dem Kreise der Hochgestellten an vielseitiger Bildung und äußerer Ehre. Er sollte nicht nur den Theologen ein Vorbild der würdigen Führung ihres Amtes und des ernsten, treuen Bekenntnisses zu Dem werden, was diesem Amt seine Kraft und Würde gibt, sondern als ein geistiger Oberpriester seines Volkes, ja seiner Zeit, in alle für diese Weihe empfängliche Geister jene Dreiheit der Anregungen ausgießen, welche sein gewöhnlicher Wahlspruch in die Worte: Licht, Liebe, Leben zusammenfaßte.

Man sagt von einzelnen Fürsten und Gewaltigen der Erde: dieser war, dieser ist zum Herrschen geboren, denn selbst im Aeußeren hat ihnen die Natur das Gepräge einer Hoheit, einer Würde gegeben, das schon den jungen Cyrus unter den Hirtenknaben, die von dem Adel seiner Geburt so wenig Kunde hatten als er selber, zum gebietenden Herrscher erhob. Ein solcher Adel des Geistes war in Herder's ganzem Wesen in einem so augenfälligen Maaße ausgeprägt, wie ich es bei keinem anderen Menschen gesehen. Es war nicht allein die gewaltthätige Naturkraft eines Herrschers, wie sie an Göthe sich aussprach, sondern es war die stille Größe und Würde eines geistigen Fürsten, der, was er ist, von Gottes Gnaden geworden. In seiner Stellung, seiner Stimme, seinen Mienen, wenn er auf der Kanzel oder als Ephorus zu uns in der Schule sprach, war eine Macht, welche Schweigen und Ehrfurcht gebot; sie war verwandt mit jener Macht, die nach K. 9 in dem Wesen eines andächtig betenden Menschen liegt, denn Herder's vorherrschende Stimmung und Stellung des

Geistes und Gemüthes war, so scheint es mir, die der Ehrfurcht vor einem Etwas, das seinem Geiste nahe, aber höher als dieser war. Ich habe ihn, wenn ich im Kreise der Seinen so manches vertrauliche Wort seines Mundes vernahm, mit demüthiger Ehrfurcht von dem Werke reden hören, das die Hand Gottes durch die so gering geachteten Herrnhuter an den Heiden gethan; von versunkenen Sündern, aus welchen diese Hand Gefäße ihrer Gnade gemacht hatte. Der Unterschied der Konfessionen setzte seiner Beachtung Dessen, was Gottes Werk an den Menschenseelen ist, keine Schranken; er bewunderte den Franziscus von Assisi nicht minder als einen der Glaubenshelden aus den Zeiten der Reformation. Wenn wir am Sonntag Nachmittag noch bei ihm am Tische saßen, und die Gemeinde in der benachbarten Kirche stimmte eines jener alten Lieder an, welche zu den vorzüglichsten Schätzen unseres Glaubensbekenntnisses gehörten, da winkte er uns zu schweigen, hörte mit tiefer Rührung, ja zuweilen mit Thränen in den Augen, den Tönen zu und sprach mit ernstem Tone die Worte des Inhaltes der einzelnen Strophen nach.

Es lag in dem Wesen dieses Mannes ein geistiges Element, das in seiner höheren Weise von gleicher leichter Entzündbarkeit war, wie der Phosphor unter den irdischen Elementen. Irgend ein Gegenstand im gewöhnlichen Gespräche, der Name eines Mannes, wie Amos Comenius, oder wie Dante, wie Jacob Balde, wie Sebastian Bach, weckte in ihm eine Begeisterung auf, die sich durch Wort und Mienen uns Allen mittheilte.

Die ebenbürtige, würdige Genossin des Lebens und der Liebe eines solchen Mannes, Maria Karolina, eine geborne Flachsland aus Darmstadt, war uns jüngeren

Genossen ihres gastlichen Tisches eine gemeinsame, theure Mutter. Ihrer Vorsorge vornämlich verdankte ich es, daß ich nicht blos an den Sonntagen, sondern bei all' solchen Gelegenheiten eingeladen wurde, bei welchen irgend ein seltener Gast besondere Belehrung und geistige Nahrung im Gespräche mit Herder nicht sowohl austheilte, als empfing.

Die Beobachtung lehrt es, daß zwischen den waldreichen Hügeln, ja überhaupt zwischen den grünenden Baumpflanzungen und den befeuchtenden Niederschlägen des Thaues wie des Regens aus der Luft ein besonderer Wechselverkehr stattfinde, bei welchem das Pflanzenreich, gleich wie der Magnet die Stäubchen des Eisens, das atmosphärische Wasser an sich zieht. Wie die Nahrungsfülle in der Mutterbrust dem Durste des Säuglings, so kommt dem Bedürfnisse des Pflanzenwachsthums das aus den Wolken herabträufelnde Wasser entgegen. In Herder's Geist war eine Fülle des Thaues von oben und eine Freude am Mittheilen dieser Fülle, nicht aber jeder der gelehrten, seltenen Gäste, die zu ihm kamen, glich den nach der Milch der Mutter verlangenden Säuglinge, sondern viele verhielten sich schon wie längst abgewöhnte Kinder, denen man Speise hinsetzt, damit sie selber nach Belieben sich zulangen, ja welche wohl gerne aus der eigenen Tasche den mitgebrachten Vorrath hervorholen, um ihn dem Wirthe zum Kosten zu geben. Wenn solche Gäste mit dem eigenen Vorrathe kamen, da war der Genuß für uns jüngere Tischgenossen und Hörer nicht immer ein befriedigender, denn die fremde Kost war uns ungewohnt oder zu schwer, während Alles, was der Hausvater und die geistreiche Hausmutter mittheilten, in nahrhaft kräftiger Weise uns zu Herzen ging. Von dieser lieblichen, zuträglichen Kost er-

hielten wir zwar jedesmal unser bescheidenes Theil, am reichlichsten aber und mannigfaltigsten fiel die Spende aus, wenn ein solcher Gast da war, der, wie ein waldbedeckter Hügel die Kraft hatte, das Gewölk mit der nährenden Fülle seines Thaues aus der Höhe herabzuziehen; ein Gast, der in kindlich inniger Empfänglichkeit und ehrfurchtsvoller Hingebung nur Belehrung aufnehmen und hören, nicht selber Belehrung geben wollte.

Ein solcher Gast war Jean Paul Friedrich Richter, welcher vorzugsweise, um Herder zu sehen, nach Weimar gekommen war und einen Theil des Winters da blieb. Ich denke noch mit Freuden an die Abende, die ich mit ihm gemeinsam bei Herder zubringen durfte; sie gehörten zu den besten und schönsten meiner Jugendzeit. In Richter's ehrfurchtsvoller Liebe zu Herder lag eine unwiderstehliche Kraft; seine Liebe erwarb ihm Gegenliebe, sein kindliches Zutrauen Herder's väterliches Vertrauen. Obgleich zunächst nur als dankbarer Hörer, wußte Jean Paul dennoch durch bescheidene Fragen und durch Worte der warmen Theilnahme die Thüre zu der geistigen Schatzkammer seines reichen Wirthes aufzuthun und diesen zu bewegen, daß er daraus hervorlangte Altes und Neues. Wo sind wir doch damals überall im Geiste hingeführt worden und gewesen? Nicht nur an der Ostsee, in Riga und Königsberg, oder in der Schweiz, in Frankreich und Italien, sondern bei Aegypten's Pyramiden, an den Ruinen von Babylon und Persepolis. Und in welchen Bund der Geister führte uns der Mann ein, welcher selbst ein Genosse dieses Bundes war; welche Lebensbilder stellte er in kräftig frischen Zügen vor uns hin, nicht nur von den nahe befreundeten Zeitgenossen: Hamann, Lessing, Johann und Johann Georg Müller, Lichtenberg in Göttingen, Karsten

Niebuhr und einer Reihe anderer bedeutender Männer und Frauen des Jahrhunderts, sondern, wie sein Geist ihn nahm und führte, auch von den Meistern des Wortes und der That in den vergangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden. Am liebsten und am ausführlichsten auf alle einzelnen Züge ihres äußeren wie inneren Wesens eingehend, verweilte er bei solchen Zeitgenossen und Befreundeten, wie J. G. Hamann, diesem geistigen Felsen mitten im anbrandenden Meere. Wie gewaltig erschien uns dieser Mann in all' seinem Thun, wenn er mit unglaublicher Beharrlichkeit ein so eben erschienenes arabisches Wörterbuch Seite nach Seite durchlas und ein Gedicht von Herder Wort für Wort kritisirte, oder wenn er vom Boden seiner Gegenwart und aus der Masse seines vielseitigen Wissens sich erhob, wie der Adler zum Fluge nach der Sonne, die hoch über den schnell vorbeirinnenden Tropfen der Erdenzeit ungehemmt durch die anziehende Masse einer ganzen Erde, ja von Tausenden der Erden ihren Lauf am Himmel nimmt. Zu den Lebensbildern aus solcher bekannter Nähe gab die reichbegabte Mutter des Hauses noch manche herrliche Farben: sie erzählte uns Züge aus Hamann's Jugendgeschichte, von seiner ersten Liebe zu einer Jungfrau, die, wie Beatrice an Dante, wie Laura an Petrarch, nur gleich einer Erscheinung an seinem Leben vorüberging und dennoch im Geiste durch dieses mühevolle Leben ihn begleitete. Es war kein Leichenstein von Marmor, kein Kreuz von Eisen, das Herder dem ihm unvergeßlichen Freunde seiner Jugend auf sein Grab setzte, als er uns von Hamann's letzten Tagen und seinem Tode erzählte, aber es war ein Denkmal von anderer Art, dessen Licht noch jetzt wie der Glanz eines goldenen Kreuzes auf hohem Tempeldache, wenn die Abendsonne es bestrahlt, mir vor

dem inneren Auge steht. Wir schwiegen lange, Jean Paul verbarg seine Thräne nicht.

Richter war um 18 Jahre jünger als Herder, ich aber wieder um 18 Jahre jünger als Richter, aber nach geistigem Maaße gemessen war mein Abstand von diesem ein unvergleichbar viel weiterer, als der zwischen ihm und Herder. Dennoch schloß sich das Herz des werthen Mannes schon damals mit einer Liebe gegen mich auf, die mir in voller, jugendlicher Kraft entgegen kam, als wir uns in Bayern wieder trafen, und ich ihm 18 Jahre nach unserer ersten Bekanntschaft bei meinem Abgange nach Mecklenburg einen dankbar liebenden Brief zum Abschiede schrieb. Auch nach meiner Zurückkehr nach Bayern bis zu seinem Ende sind wir in der gemeinsamen Liebe zu unserem Herder und in gegenseitiger Zuneigung vereint geblieben, so daß ich von diesem werthen Gaste in Vater Herder's Hause und von meiner jugendlichen Freude an seinen Schriften während meiner Studienzeit in Leipzig noch Manches erzählen konnte.

Herder's Theilnahme an dem Gange meiner geistigen Entwickelung blieb sich immer gleich. Er hatte mir es mehrmals vorausgesagt, daß mir die eigentliche Aufgabe meines Lebens im Gebiete der Naturwissenschaft werde gestellt sein, da ich ihm jedoch den Wunsch meines Vaters mittheilte, daß ich Theolog und, wenn ihm Gott das Leben schenkte, ihm ein Gehülfe in seinem Amte werden möge, beschloß er mir auch noch eine Mitgabe zu schenken, die mich auf das Feld der wahren, ächten Theologie geleiten sollte. Er wendete mir und seinem Sohne Emil manche jener freien Stunden zu, die sein schweres Amt und sein schriftstellerisches Wirken ihm übrig ließen. Und welche Stunden waren das für uns! Der Meister im Er-

forschen der Höhen wie der Tiefen ging zwar mit uns, wie es schien, nur auf dem ebenen Wege des Leichterfaßlichen und Geschichtlichen, aber auf diesen Weg fiel bei jedem Schritte ein Licht, dessen Ursprung nicht vom Geschlechte der Geschichte und des sinnlich Erfaßbaren ist; wir standen öfters vor der Betrachtung eines geistigen Weltgebäudes, dessen bewegende Mitte und Umfang, ihrem Wesen nach dem Reiche des Unsichtbaren angehörend, in den Reichen der Sichtbarkeit nur ihren Abglanz finden.

32. Das Zusammentragen des Reisegepäckes.

Vor meinem Abgange zur Universität suchte ich so viel als möglich von allen den geistigen Anregungen, an denen Weimar so reich war, in mich aufzunehmen oder die Mittel zu einer vielseitigen Vorbereitung auf die Anforderungen der nächsten Jahre zu benützen. Der Unterricht im Hebräischen wurde von einem tüchtigen Lehrer ertheilt, und diese Sprache hatte von Anfang und behielt fortwährend für mich einen ganz besonders anziehenden Reiz. Der wackere Mann, der mich das Englische lehrte, war kein Engländer, als welcher er sich gerne geberdete, sondern ein halbstudirter Sachse, der mehrere Jahre als Soldat in englischem Sold gedient und als halber Landsmann von den Abkömmlingen der Angelsachsen manche Begünstigung genossen hatte. Er war als Lehrer nicht ungeschickt, dabei fleißig und gewissenhaft, doch lautete, wie man mir später bemerklich machte, die von ihm angenommene Aussprache etwas zu soldatesk. Mein Lehrer im Französischen war ein recht liebenswürdiger gewesener französischer Geistlichen, den die Revolution aus seinem Vaterlande vertrieben hatte. Eine höhere Bildung für die Wissenschaft wie für das Leben war an ihm unverkennbar. Der sanfte, gutmüthige

Mann war zwar in seinem Vaterlande den Kämpfen und Wirren der Revolution entwichen, aber er hatte, wie mir schien, ein Stücklein der Revolution mit sich gebracht, in der Form einer etwas ältlichen Frau oder Jungfrau, die seine nahe Verwandtin war. Denn wenn wir des Vormittags von 11—12 Uhr unsere Lehrstunde bei ihm hatten, während die gute Dame in demselben Zimmer auf und in dem von innen heizbaren Ofen die sehr einfache Mittagskost bereitete, zankte sie ohne Aufhören in ihren geistlichen Herrn Bruder hinein und zwar mit einer Geläufigkeit im Französischen, die mir ganz beneidenswerth erschien. Das Thema blieb immer ziemlich dasselbe, z. B. daß er zu wenig Geld für den Haushalt herbeischaffe, da doch im Winter Alles so theuer sei. Der sanftmüthige, liebe Mann antwortete darauf nur zuweilen einige Worte, ließ sich übrigens in seiner Aufmerksamkeit auf den Unterricht nicht stören, am allerwenigsten dann, wenn ich ihm, zur gelegentlichen Uebung in beiden Sprachen, den Vicar of Wakefield in's Französische übersetzte; denn der Inhalt dieses Buches, dessen Sprache er nicht verstand, interessirte ihn so sehr, daß er öfters, dem Sturme der Scheltenden, welcher vom Ofen herkam, Troz bietend, die Lehrstunde in die Zeit der Eßstunde hinaus verlängerte, nur um noch den Inhalt eines in der Uebersetzung begriffenen Kapitels bis zum Ende zu hören.

In der Schule selber war mir und allen meinen Mitschülern, davon eine große Zahl so wie ich ihrem Abgange an die Universität nahe war, noch zum Abschiede ein ganz besonderer Genuß bereitet. Böttiger, der Lehrer, dem wir Alle, was die Schulkenntnisse betraf, das Meiste verdankten, trug uns noch in besonderer Lehrstunde eine Encyklopädie der Alterthumskunde vor, welche durch ihren

reichen Inhalt wie durch die Form der Auffassung und des Vortrages unsere lebendigste Theilnahme erregte. Ich schrieb diese Vorträge eifrig nach, sie gaben mir nicht nur einen reichen Schatz an Material, sondern ein so anschauliches Bild von dem Leben des griechischen und römischen Alterthums, daß mir hierin Das, was den Vorträgen der Geschichte, die ein anderer damaliger Lehrer hielt, abging, reichlich erstattet wurde. Ich habe später, wenn ich auf meinen Reisen Werke dieses klassischen Alterthums, von den Zeiten des Cybeletempels bei Sardes an bis zu den jüngsten Denkmalen der Gewalthaber Rom's, vor Augen sah, öfters mit Dank an diese encyklopädischen Vorlesungen gedacht, welche mir das längst vorübergegangene Volksleben im Theater bei Ephesus, wie in den Hallen der Bürgerhäuser zu Pompeji in kräftigen Zügen vorgezeichnet hatten.

Es gab aber dennoch für mich in dieser letzten Zeit meiner Schuljahre, bei sparsamem Haushalte mit der Zeit, Stunden des Tages wie der Nacht genug, die ich, einer immer lebhafter sich hervordrängenden Neigung nach, in den Vorhallen der Naturwissenschaft zubringen durfte. Erxleben's oder eigentlich Lichtenberg's Physik hatte ich zum großen Theile schon viele Male durchlesen und durchdacht und kam immer wieder zu dem Buche zurück. Lichtenberg hat es verstanden, wie wenig Andere, in den Grund und Boden der sinnlichen Anschauungen geistige Keime der Gedanken zu legen, die in der Seele eines theilnehmenden und empfänglichen Lesers aufgehen und fruchtbaren Samen tragen.

Die Vorlesungen, welche um diese Zeit Dr. Scherer vor einem gebildeten Kreise von Zuhörern und Zuhörerinnen über Chemie hielt, regten mich auch in ganz besonders mächtiger Weise an. Da hörte, da sah ich nun auf

einmal, wie das Räthsel vom Wesen und vom Entstehen des Feuers, mit dem ich mich schon in den ersten Jahren, darin das eigene Denken sich regt, beschäftigt hatte, von der Wissenschaft in einer Weise gelöst sei, welche die Anforderungen des elementaren Erkennens vollkommen befriedigt und dennoch, wie ich dies später erwähnen werde, neue Fragen nicht zu unterdrücken vermag, welche das irdisch-elementare Erkennen unbeantwortet läßt.

Außer dem Bereiche des Schulunterrichtes, so wie der Belehrung in anderen Gebieten des Wissens, gab es aber noch verschiedene Elemente der geistigen Anregung und Bildung, welche Weimar um jene Zeit, man darf wohl sagen, in so reichem Maaße als keine andere Stadt darbot. Göthe's und Schiller's Geist hatten sich hier selbst auf den Schauplatz des Theaters herniedergelassen; ich war noch in Weimar, als Schiller's Wallenstein's Lager, die beiden Piccolomini und Wallenstein's Tod zum ersten Male auf die Bühne kamen. Meisterwerke dieser Art, nicht aus dem Lesen in einem Buche, sondern aus der lebendigen Darstellung in Wort und Handlung kennen zu lernen, ist wohl schon für sich allein von besonderem Werthe, der mächtige Reiz des Neuen wurde aber noch durch die Meisterschaft erhöht, welche Göthe selber in die theatralische Ausstattung jener Werke seines Freundes Schiller gelegt hatte. Denn Göthe, mit seinem feinen Sinne, hatte mit unermüdlichem Fleiße die Schauspieler in seine Zucht und Schule genommen, bis sie bei den oft wiederholten Proben die Probe bestanden, in würdiger Weise Das auszudrücken, was als ein Werk der lebendigen Handlung aus dem Geiste Schiller's hervorgegangen und ihm vor Augen gestanden war.

Allerdings kommt es mir selber etwas seltsam vor, daß ich, da ich, ehe ich nach Weimar kam, niemals und auch

hier nur im letzten Jahre in ein eigentliches Theater gekommen war (m. v. S. 253), der ich auch später nur selten noch die Zeit gefunden, mir aus eigener Anschauung ein Urtheil über den Gegenstand zu bilden, dennoch auf die theatralische Kunst zu sprechen komme. Es hat ein Jünglingsalter in der Entwickelungsgeschichte der klassisch gebildeten Völker gegeben, in welchem das Theater eine Vorhalle der Tempel war, in der die Seele zum Ernste gestimmt, zum Aufmerken auf das Walten eines göttlichen Rathes in dem Geschicke und über die Thaten des Menschen erweckt wurde. Ein Element dieser Art fand auch ich nach meinem damaligen Bedürfnisse in Schiller's Wallenstein, wie in vielen Stücken des unvergleichbaren Shakespeare. In Weimar war selbst dem weniger Bemittelten durch Abonnement die Gelegenheit geboten, das Theater öfters zu besuchen; auch ich benützte diese Gelegenheit, obwohl mir es anfangs erging wie, nach einem früher beliebten Lustspiele, dem Junker vom Lande, indem ich durch lebhafte Einbildung, Augen- wie Ohrenzeuge eines wirklichen, gegenwärtigen Ereignisses, nicht eines längst vergangenen oder ganz erdichteten zu sein glaubte, so daß mir ein solcher Genuß manche schlaflose Nacht brachte. Wenn ich aber, um das Wort noch einmal zu nennen, überhaupt von der Kunst des Theaters reden dürfte, dann würde ich dem von Weimar, so wie dasselbe unter Göthe's Aufsicht und Pflege bestellt war, gerne eine Lobrede halten. So wie hier die Stücke von Shakespeare, Schiller, Göthe, Lessing (Nathan der Weise u. a.) gegeben wurden, hätten wohl auch mit den Zuschauern und den noch gegenwärtigen Meistern zugleich die älteren, nicht mehr gegenwärtigen Meister ihre Befriedigung und Freude daran gefunden. Es war Göthe, dessen Gefühl man in der Aufführung der

bedeutungsvollen dramatischen Werke hindurchfühlte; er hatte selbst die Rollen der minder begabten Schauspieler mit diesem Gefühle durchdrungen und belebt.

Auch den Freunden der Tonkunst war in Weimar mancher Genuß vergönnt. Der Zutritt zu den Hofkonzerten auf der Gallerie stand Jedem, der sich als Schüler des Gymnasiums oder Student in Jena auswies, überhaupt wohl jedem anständig gekleideten Manne unentgeltlich frei. Kompositionen von Mozart hörte man hier, wie in der Oper öfters, abwechselnd mit ihnen auch Werke von S. Bach, Händel, Gluck und Haydn. Außer den Opern fanden hierbei die Augen ihren Genuß, denn mit Ehrfurcht und Liebe verweilte mein Blick oft lange auf den älteren und jüngeren Gliedern des Fürstenhauses, deren geistiges Brod ich in ihrem Lande so reichlich genoß.

Ein geselliges Vergnügen von hohem Werthe gewährte mir die Bekanntschaft und der Umgang mit einer edlen, trefflichen Künstlerfamilie, mit dem Meister im Graviren der Edelsteine: Facius und seiner liebenswürdigen Frau, welche ihrem Werthe und Wesen nach selber einem seltenen Edelsteine von reinstem, fleckenlosem Wasser glich. Mit fortwährender Dankbarkeit gedenke ich der Stunden, welche ich im gemüthlichen Gespräche und Umgange mit diesen treugesinnten Freunden und im Spiele mit ihrem kleinen, lieblichen Knaben zubrachte. Namentlich sie, die Lebensgefährtin des Künstlers, übte an mir, mit schonender Zartheit, die Kunst des Polierens und Schleifens, die ihr Mann an so manchem harten Steine mit glücklichem Erfolge betrieb, und grub in mein Herz Züge des Wohlgefallens an alle Dem hinein, was im geselligen Umgange mit Menschen wohlverständig, gut und schön, so wie des Beifalles der Edleren werth ist. Während meines einsamen Lebens in

Leipzig blieb ich in lebhaftem Briefwechsel mit dieser Freundin, dessen Inhalt gegenseitige Belehrung und Ermunterung zum Wachbleiben im Guten sein sollte. In meiner eitlen Aufgeblasenheit meinte ich den Belehrenden vorstellen zu müssen, wer aber die rechte Belehrung empfing, das war ich, und wer sie gab, das war sie, die Freundin, in ihren kindlich einfachen Briefen *).

In eine seltsame Kometenbahn der äußeren Lebensordnung riß mich damals die Makrobiotik des trefflichen Hufeland hinein. Ich verlor mich in Befolgung der in diesem Werke gegebenen Lebensregeln in das weiteste Extrem; genoß, wenn ich nicht an fremden Tischen dazu genöthigt war, kein Fleisch, sondern meist nur Brod, Früchte und Milch; badete mich in dem harten Winter von 1798 auf 99 in der Ilm, in deren an manchen Stellen offenes, schnellfließendes Wasser ich über die dicke Eisdecke vom Ufer her hineinstieg, trieb auch das Werk der Abhärtung des Leibes in ungebührlich harter Weise. Ein Schulfreund, welchen ich zu der Belustigung der Eisvögel verführt hatte, ist zwar in jugendlichem Alter gestorben, doch gewiß nicht an den Folgen unserer übelgewählten Badesaison, denn ich sah ihn noch in Jena und auch später gesund und stark; mir selber zog ich nur durch Unvorsichtigkeit ein oft wiederkehrendes rheumatisches Zahnweh zu.

Nun, das Wintereis war gebrochen, die muntere Ilm wieder frei davon; ich aber mußte, als der letzte Frühling des vorigen Jahrhunderts kam, nicht nur von der Ilm, an der ich so manchmal mich ergangen, sondern von der werthen Stadt scheiden, darin mein Geist eine bleibendere

*) Noch jetzt lebt der Ruhm und die Kunst des Vaters Falk's in erhöhterem Maaße in einer seiner Töchter fort.

Bekräftigung gefunden, als mein Leib in dem frischen Wasser des Flusses. Die Zeit des Abschiedes von Weimar war für mich eine schwere Zeit; könnte ein junges Epheureis, das man von der alten Eiche hinweg reißt, an deren Rinde es fest hing, empfinden, es würde fühlen, was ich damals fühlte. Nach Jena wäre ich freilich lieber, schon wegen seiner Nachbarschaft an Weimar, gegangen, doch hatte sich die Wahl meines lieben Vaters für unsre, ihm selber noch von seiner Jugend her werthe Landesuniversität Leipzig entschieden und, so wie ich selber jetzt den zurückgelegten Weg meines Lebens betrachte, bin ich dankbar für solche Wahl.

Am meisten unter allen Lehrern an der Schule hatte ich Böttiger zu danken. Er hatte mich zuerst mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen, und großer Nachsicht zum Fleiße geweckt, und als dieser erwacht war, ihn ermuntert und bekräftigt. Von meinem Eintritte bis zu meinem Abgange aus der Schule hatte er mir Beweise einer liebevollen Theilnahme an meinem inneren, wie äußeren Wohlergehen gegeben, die ich nie vergessen werde. Das Zeugniß, das er mir bei meinem Abschiede in die Hand reichte, war kein gewöhnliches Schulzeugniß, sondern es sprach das Wohlgefallen eines Gärtners an einer Pflanze aus, welche er mit Vorliebe gepflegt hat, und die Erwartungen eines künftigen Gedeihens, denen eine solche Vorliebe sich gern hingibt. Herder sprach zu mir, wie zu einem scheidenden Sohne, ich konnte ihm mit Worten nicht danken, möchte ich es wenigstens nach meinem Vermögen durch die That des Lebens gethan haben.

Es war in der vorletzten Woche vor Ostern (1799), als ich an einem sonnig hellen Morgen mit leichten Füßen, aber mit schwerem Herzen meines Weges dahin zog, zu=

nächst nach der Heimath. Mehrere Freunde begleiteten mich ein Stück Weges hinaus auf der Straße nach Jena. Da war jenseits dem Webicht die Stelle, es stand wohl noch die Bank, wo ich vor etwas länger als zwei Jahren einschlafen wollte, um niemals wieder zu erwachen. Jetzt war mir die Neigung zum Schlafen vergangen; die kalte Winternacht war vorbei, ein Frühlingsmorgen mit gekommen.

In Jena fand ich mehrere meiner gewesenen Schulfreunde, die schon seit einem Jahre von Weimar aus zur Universität gegangen waren. Ich ließ den Tag nicht ungenützt; ich besuchte die Vorlesungen einiger der bedeutendsten Lehrer, die ich später, als ich nach 2 Jahren auf einem Umwege meiner Lebensführung nach Jena zurück kam, nicht nur wie ein vorübergehender Gast, sondern als rechtmäßiger Bürger sehr eifrig hörte. Das lustig rohe Burschenwesen, in das meine gewesenen Schulfreunde am Abend mich einführten, vertrug sich nicht mit meinen Gedanken an den Abschied aus Weimar; ich zog mich zeitig daraus zurück, und am anderen Morgen bei Sonnenaufgang war ich schon wieder auf dem Wege.

33. Ein Umweg, der dennoch zum Ziele führt.

Für die Richtung meiner natürlichen Neigungen, wie meines nachmaligen Berufes, erschien es als ein Umweg, daß ich nach dem Wunsche meines Vaters mich zur Theologie wendete. Ich schlug in ruhiger Ergebung den Weg ein, auf den er mich hinwies. Für das erste Halbjahr ließ er mir volle Freiheit, Vorlesungen zu hören, welche meiner Neigung entsprächen und zum Aufmerken, wie zum eigenen Fleiße mich hinzögen. Es war ihm genehm, daß ich außer der Logik und dem Elementarunterrichte in der

hebräischen Sprache, Geschichte bei Beck, Mathematik bei der Prasse, und was mich am meisten reizte, Physik bei Hindenburg hörte. Mein Schwager Wirth machte bald nach Ostern eine Geschäftsreise nach seiner Vaterstadt Leipzig; an ihn schloß ich mich gern als Begleiter an.

Ostern war damals ganz besonders früh, auf den 24. März gefallen; in Leipzig herrschte in den meisten Haushaltungen die alt hergebrachte Gewohnheit, nach Ostern nicht mehr in den Zimmern zu heizen. Außen in der Vorstadt (Neustadt) bei Madame Teichmann, wo mein Schwager auch einige Jahre gewohnt hatte, war für mich schon das Zimmer gemiethet, das in einen Garten heraus für die warme Sommerzeit gut geeignet schien. In so rauher, trüber Jahreszeit aber, wie ich sie bei meinem Einzuge traf, war zwar eine große ungeheizte Stube zum schnellen Auf- und Niedergehen, um die Glieder zu erwärmen, bequem genug, nicht aber zum Stillsitzen und Arbeiten. Mein Schwager hatte sich nach wenig Tagen wieder auf die Heimreise begeben; ich fühlte mich in der Stadt, die gerade um diese Zeit vom Getümmel der Ostermesse erfüllt war, so verlassen und einsam wie noch niemals. An dem Flachlande der Umgegend wollte sich mein Auge nicht vergnügen; wenn, was in den ersten Wochen etwas Seltenes war, am Morgen oder Abend die Sonne schien, suchte ich eine Stelle vor den Mauern der Stadt auf, wo sich eine Fernsicht nach den Höhen des Erzgebirges aufthat; das Heimweh, nicht allein nach dem Vaterhaus, sondern nach der geistigen Heimath in Weimar und den Menschen, die dort wohnten, regte sich schmerzlich.

Eine sonderbare Bekanntschaft in dem Hause selber, darin ich wohnte, kam mir nicht nur entgegen, sondern drang sich mir auf. Es war ein alter Leipziger Magister;

der mich, so oft wir uns begegneten, freundlich und dennoch zugleich scheu anlächelte. Der gute Mann führte, obgleich er ganz allein war, seine eigene Wirthschaft; kochte und briet sich selber was er zu seiner Sättigung bedurfte, und die Vorsorge für die Freuden seiner sparsam besetzten Tafel schien ihn, wenigstens vom Morgen bis zum Mittage, am meisten zu beschäftigen. Wenn wir uns sahen, wiederholte er öfters, meiner ausweichenden Erwiederung nicht achtend, die Versicherung, daß er mich ehestens einmal zu sich zum Mittagsessen einladen werde. Nach langer Zeit kam er einmal des Abends zu mir auf's Zimmer und bat mich mit großer Höflichkeit, daß ich doch am nächsten Mittage einen guten Hasenbraten mit ihm verzehren möchte. So wenig mir daran gelegen war, meinte ich doch der Einladung folgen zu müssen, ich stellte mich am anderen Mittage vor seiner Thüre ein, fand diese verschlossen. Der Magister hielt sich bis nach Mittag, wie ich später erfuhr, in einem Winkel des Hauses versteckt. Meine Bekannten nannten ihn seitdem den Hasenmagister, nicht nur wegen des versprochenen Hasenbratens, sondern wegen seiner sonderbaren hasenartigen Furcht und Scheu, die sich an ihm, ganz besonders seit jenem Mittage, so oft er mich sah, in ganz seltsamer Weise kund gab. Dieser alte Magister war meine erste Bekanntschaft in Leipzig und in eigenthümlicher Weise ein Bild mancher veralteten Zustände, die ich später dort wahrnahm.

Die Vorlesungen nahmen ihren Anfang, und ich war zu ihnen einer der ersten unter den Gemeldeten. Es blieb bei dem schon zu Hause nach dem Willen meines Vaters entworfenen Plane, nur statt der Logik erlaubte ich mir Botanik bei dem jüngeren Hedwig, dem Sohne des kurz vorher verstorbenen Johann Hedwig, zu hören. Denn

diese Vorträge hatten doch etwas Grünes vor Augen; die über Logik (bei C.) dagegen hatten es zwar auch mit einem ehrwürdig alten, immer grünen Stamme zu thun; aber sie schienen es sich zur Aufgabe zu machen, den altkräftigen Stamm mit so vielen Flechten und Moosen zu überziehen, daß man ihn kaum mehr sah. Hedwig (den Sohn) suchte ich zuerst in dem (damals kleinen) Gewächshause am Paulinum auf. Ich sah da jene berühmte Dattelpalme, die einst in dem Streite über das Linnéische Sexualsystem für die Annahme einer Geschlechtsverschiedenheit im Pflanzenreiche ein sehr entscheidendes Zeugniß gegeben hatte. Der Baum hatte Blüthen, niemals aber Fruchtansätze erzeugt, bis man von Berlin aus Blüthenkolben einer männlichen Dattelpalme kommen ließ, deren Blüthenstaub die Befruchtung bewirkte. Ein Verfahren, welches Theophrast schon kannte, und welches, wie ich später es selber sah, von den Bewohnern der Heimath des Dattelbaumes noch fortwährend geübt wird.

Von diesem jüngeren Hedwig erzählte man mir, daß er in seinem Knabenalter mondsüchtig gewesen sei. In diesem Zustande war er einst in einer mondhellen Nacht auf das Dach des Hauses gestiegen, wo seine Mutter ihn sah. Sie rief ihn, von Schrecken ergriffen, laut bei seinem Namen, der Knabe erwachte, stürzte vom Dache herab, konnte nur durch eine Trepanation vom Tode gerettet werden, der sonst eine unvermeidliche Folge seiner schweren Kopfverletzung gewesen wäre. Er ist vor der Mitte der gewöhnlichen Lebensjahre gestorben.

Mit großer Theilnahme und anhaltendem Fleiße hörte ich die Vorlesungen des gelehrten Chr. Dan. Beck über die Geschichte der alten Welt, und gewann diesen bescheidenen freundlichen Mann auch persönlich sehr lieb.

J. F. Hindenburg erläuterte die Lehren der Physik durch saubere, wohlgelingende Versuche; mit besonderer Vorliebe verweilte er, — der sich um die Verbesserung der Luftpumpe anerkannte Verdienste erworben, — bei der Lehre von dem Luftdrucke und seinen Wirkungen (der Aërostatik). Wenn mich aber auch eine natürliche Neigung vorzugsweise zu dem Gebiete der Naturkunde hinzog, verlor ich dennoch keineswegs dabei das Ziel meines vermeintlichen künftigen Lebensberufes aus dem Auge. Hatte ich doch sogar den kühnen Einfall, mich als künftigen Pfarrer schon auf der Kanzel hören zu lassen. Nicht weit von Leipzig wohnte in einem kleinen Dorfe ein alter guter Pfarrer, von welchem es bekannt war, daß er nicht abgeneigt sei, das Geschäft der Sonntagspredigt jüngeren Leuten zu überlassen. Meine Bitte um diese Vergünstigung fand freundliche Aufnahme; mir wurde von ihm für den vierten Sonntag nach Trinitatis, der in jenem Jahre auf den 20. Juni fiel, die Predigt übertragen. Ich hatte diese Arbeit in einigen heiteren Morgenstunden mit frischem Muthe niedergeschrieben und in's Gedächtniß gefaßt; der Text des Evangeliums über die Barmherzigkeit, das Verbot des Richtens über Andere, das Gleichniß vom Blinden, der einem anderen Blinden den Weg zeigen will, der Tadel des Splitterrichtens (Luc. 6 V. 36—42) hatten mich sehr angesprochen. Namentlich bei dem Gleichnisse verweilte ich mich, stellte die Blinden als Solche dar, welche sich selber, ihr eigenes Herz und Das, was dieses Herz zu seinem Frieden nöthig hat, nicht kennen; als Solche, welche die gesunde, gedeihliche Speise des Lebens nahe bei sich im Feld und Garten hätten, diese aber nicht beachteten, sondern gleich wie nach bunten, ungesunden Schwämmen im Walde herumtappten und dabei in Fallgruben stürzten. — Die Sonne schien hell in die

keine Kirche hinein; die Bauern hörten, wie mir schien, mit großer Aufmerksamkeit zu, meine Predigt ging ohne allen Anstoß ihren Lauf; wäre aber doch fast selber in eine Grube gerathen. Denn durch das späte Eintreten eines alten, invaliden Soldaten, der sich mit seinem kleinen Jungen bei der Thüre mir gerade gegenüber aufstellte und dem Kleinen, welcher immer rechts und links umherschauen wollte, sehr beharrlich den Kopf gegen die Kanzel hin zurecht rückte, wurde mir selber die Ordnung meiner auswendig gelernten Lektion verrückt. Ich rettete mich jedoch mit Entschlossenheit aus dem dritten Theile meiner Predigt, aus dem ich herausgefallen war, auf einem noch im Gedächtnisse herumschwimmenden Balken des zweiten Theils und schwang mich glücklich aus dieser scheinbar absichtlichen Wiederholung in den dritten Theil wieder hinein, darin ich nun ungehemmt bis zu einem, wie ich meinte, ganz besonders Effekt machenden Schlusse hinsteuerte.

Bei dem guten alten Pfarrer und seiner kinderreichen Familie machte ich die Bekanntschaft eines Herrn von mittleren Jahren, der sich hierher in das freundlich gelegene Dorf zurückgezogen hatte, um in der ländlichen Ruhe seiner Gesundheit zu pflegen. Er war, so viel ich mich erinnere, aus dem Braunschweigischen gebürtig; ein Mann von gelehrter Bildung und großer Belesenheit, war auch viel gereist. Er hatte meine Predigt gehört und bezeigte sich sehr zufrieden damit; lobte Inhalt und Vortrag. Weder er, noch der Pfarrer hatten meine Verirrung aus dem schulgerechten Plane meiner Kanzelrede bemerkt.

Jener liebe Mann hätte wohl seine aufmunternden Worte und sein Lob an mir sparen können. Denn ich war schon reichlich versehen mit einem Lobe, das ich selber in meinem Herzen mir und dem Werke meiner geistlichen

Beredsamkeit gab. Man pflegt den Schiffern, die auf's Meer gehen, guten Wind zu wünschen. Am Winde fehlte es bei mir nicht, daß es aber ein guter Wind war, der mich trieb, daran zweifle ich, denn er kam nicht von außen, sondern war inwendig in mir: „Eitelkeit und Wind und abermals Wind."

Ich sendete meinem lieben Vater das Konzept meiner Predigt. Er äußerte zunächst nur seine Verwunderung, daß ich es gewagt habe, schon als angehender Student eine Kanzel zu betreten; ließ sich, was den Inhalt meines Konzeptes betraf, gerade nicht sonderlich auf's Loben ein, sondern nur auf den guten Wunsch, „daß mir Gott geben möge ein treues Herz, Einfalt der Worte und ein ungeblendetes Auge."

Allerdings hatte ich etwas mehr Beifall von meinem guten Vater erwartet, und daß er mit diesem so zurückhaltend war, das schrieb ich einem Umstande zu, der ihn gerade um jene Zeit recht unwillig auf mich gemacht hatte. Eines Tages kam zu mir ein Student, der schon zu den älteren Universitätsgenossen zu gehören schien, stellte sich mir als einen halben Landsmann und Bekannten mehrerer meiner Bekannten vor und ging in ein Gespräch über meine Studien ein, an dessen Ende er mich bat, ihm nur auf einen Tag einen guten anständigen Rock zu leihen, darin er morgen vor einem auswärts wohnenden Verwandten und Wohlthäter, welcher Leipzig auf einer Durchreise besuchen werde, erscheinen könne. Ihn selber habe mehr eine fremde als eigene Noth zur Veräußerung seiner besseren Kleider getrieben. Nun war ich allerdings in Besitz eines schönen, neuen Rockes, den ich mir noch in Weimar, vom inneren Wind der Eitelkeit getrieben, nach „englischem Zuschnitte" hatte machen lassen. Der Mensch

versicherte mich, nur auf einen Tag solle ich meines Rockes entbehren müssen; wußte sich dabei meiner Leichtgläubigkeit so zu bemächtigen, daß ich auf seine Bitten ihm auch noch die Unterkleider, Stiefeln und Hut lieh. Ich wartete am anderen Tage vergeblich auf seine Zurückgabe meiner Sachen; er hatte mir eine falsche Adresse aufgeschrieben, war unter dieser nirgends zu finden, doch hätte ich ihn einige Monate nachher im Kerker finden können: er hatte sich, vielleicht in meinen Kleidern, als ein scheinbarer Kenner und aufmerksamer Betrachter in eine öffentliche Sammlung eingeschlichen, die an gewissen Tagen für alle anständig aussehende Personen geöffnet war, hatte hier die Gelegenheit erlauscht und mehrere kostbare alte Münzen gestohlen. Er war eines jener verdorbenen Subjekte, dergleichen man damals an den Universitäten fand, welche das Betrügen und Ueberlisten der neuangekommenen, unerfahrenen Studierenden unter allerhand Form als ein Gewerbe betrieben. — Ich hatte meinen Unfall nach Hause gemeldet. Mein Vater, obgleich er meinen neuen Rock nach englischem Zuschnitte niemals mit günstigen Augen angesehen, ließ mir durch meine Schwester eine ernste Zurechtweisung über meine Unbesonnenheit zukommen, und ich mußte es ganz billig und gerecht finden, daß er sich mit der Anschaffung einer neuen Kleidung für mich nicht sehr beeilte, sondern mich zu meiner Beschämung den ganzen Sommer hindurch in dem galanten Leipzig ziemlich ungalant einhergehen ließ. Bei dieser Gelegenheit konnte ich auch in dem Benehmen meiner Mitstudierenden, so wie anderer Leute gegen mich die Bedeutung des Sprüchwortes wahrnehmen, nach welchem es die Kleider sind, welche in den Augen der Welt Leute machen *).

---

*) In der Form und beiläufigen Ausschmückung einer Dichtung

Ich hatte in meiner vorhin erwähnten Predigt von Blinden geredet, welche sich selber und darum auch Andere nicht erkennen; meinen Kleiderborger hatte ich, als ich ihn für einen ehrlichen Mann hielt, wirklich verkannt, mir selber aber erging es bald nachher in umgekehrter Weise so, die Leute verkannten mich auch, indem sie mich für einen Mordbrenner hielten und als solchen gefangen nahmen, da ich doch wirklich keiner war. Der seltsamen Anspielung wegen auf eine frühere Zeit meines Lebens erscheint mir dieses wunderliche Abenteuer merkwürdig genug, um seiner hier zu gedenken.

34. Der vermeintliche Mordbrenner.

Von dem berühmten, an Geist, wie an Herzen großen Arzte Hermann Boerhave weiß man, daß er von sehr ernster, ruhiger Haltung und ein Mann war, der seine inneren Gefühle nicht zur Schau trug. Dennoch fand ihn einst einer seiner vertrauten Freunde in einer äußerlich unverkennbaren Gemüthsbewegung und in Thränen. Erstaunt über diesen unerwarteten Anblick fragte er nach der Ursache des tiefen Kummers seines Freundes. Es war, so antwortete Boerhave, kein Kummer, der mich bewegte; meine Thränen waren keine Thränen des Schmerzens, sondern des Dankes. So eben hat man hier an meinem Hause vorüber den Mörder, dessen Thaten den allgemeinen Abscheu erregten, hinausgeführt nach dem Richtplatze. Da gedachte ich, daß aus mir, meinen natürlichen Neigungen nach, ein gleicher Verbrecher, mein Loos ein ähnliches Ende hätte werden können, wenn Gottes

---

habe ich die Geschichte dieses an mir verübten Kleiderraubes in einer meiner Erzählungen (Bd. III) mitgetheilt.

Hand mich nicht von Jugend auf gehalten, in Zucht genommen und nach seinem Wohlgefallen geleitet hätte.

Wäre in mir ein eben so tiefes Gefühl und ein gleiches dankbares Erinnerungsvermögen gewesen als in Boerhave, dann hätte ich wohl damals, als man mich als Mordbrenner bei dem Dorfe Starsiedel unweit Weißenfels an der Saale arretirte und in's Dorf hinein schleppte, daran gedenken können, daß ich zwar für diesmal keiner Brandstiftung mich schuldig gemacht habe, daß ich aber früher, wenn ich ganze Haufen Papiere im verborgenen Winkel, zwischen dem alten Gebälke und Bretterwerke eines Hintergebäudes anzündete, ohne Gottes besondere Bewahrung mehrmalen hätte selbst das Haus meiner lieben Eltern in Brand setzen können (m. v. oben S. 98). Wer nur recht aufmerken wollte, der würde öfters finden, daß in der Führung unseres Lebens solche (innere oder äußere) Rückweisungen auf längst vergessene Anfänge von Handlungen vorkommen, die uns lehren sollen: siehe, das hätte aus dem Anfange werden können, oder die uns auch als eine nachträgliche Züchtigung erscheinen mögen für etwas, das wir früher verschuldet hatten. Ich freilich dachte bei dieser Gelegenheit nicht an so etwas, sondern mein ganzes Abenteuer erschien mir von mehr lustiger als ernster Art. Die Sache selber aber trug sich so zu.

In meiner damaligen Stimmung und Lebensweise, von welcher ich nachher noch reden will, fühlte ich zuweilen ein dringendes Bedürfniß, mein, ich darf wohl sagen, unmäßiges Arbeiten durch eine kräftige Bewegung im Freien zu unterbrechen. Einstmals an einem schönen Sommermorgen, beim ersten Frühgesange der Lerchen, nahm ich ein Buch (Herder's Ideen, erster Band) zu mir und wanderte auf der Straße gegen Zeitz hinaus. Ich hatte an diesem

Tage gerade keine wichtige Vorlesung zu versäumen; des-
halb bestimmte ich ihn zum Pflanzensuchen, und in der ein-
geschlagenen Richtung, dem Elsterthale entlang, versprach
ich mir gute Ausbeute. Meine Bedürfnisse hielten sich zu
jener Zeit in gleichen Schranken mit meiner Kasse; unweit
Pegau in einem Dorfe hatte ich am Mittag etwas Milch
und Brod genossen, war zeitig am Nachmittag durch Zeitz
gekommen, hatte an dem Anblicke der alten, ehrwürdigen
Stiftskirche mich erfreut und lenkte mich nun, um nicht wieder
denselben Weg, den ich eben gemacht, zurück zu gehen, in
westlicher Richtung gegen Lützen hin. Schon hatte ich
mein Abendbrod, das aus dem gleichen ländlichen Gericht
bestand als das Mittagsmahl, in einem Dorfe zu mir ge-
nommen; das gastliche Haus aber, darin ich hier eingekehrt
war, schien mir kein sonderliches Nachtlager zu versprechen,
ich beschloß noch weiter zu gehen bis nach Starsiedel, wo
sich nach eingezogener Erkundigung ein gutes Wirthshaus
finden sollte. Obgleich der Tagemarsch, den ich heute von
früh 4 Uhr an von Leipzig aus gemacht hatte, kein sehr
geringer war, fühlte ich mich dennoch nicht besonders müde.
Es war in der Zeit der längsten Tage, die Sonne erst
am Untergehen, als ich nach dem mir unvergeßlichen Star-
siedel kam. Ich wollte, um nicht noch einmal ehrenhalber
genöthigt zu sein, ein Abendessen zu nehmen, noch nicht
in's Wirthshaus eintreten, ging deshalb über das Dorf
hinaus und dort an dem Rande der Felder auf und nie-
der. Bei dem Hindurchgehen durch das Dorf hatte ich
viele Leute mit Spießen und Hellebarden, einen oder zwei
auch mit Flinten bewaffnet an der Straße stehen sehen,
die zwischen einem größeren Gebäude und einem Teiche
hinführte. Ich hatte mir es bei der Wärme des Tages
bequem gemacht, trug den Rock auf der Schulter; mein

Buch mit den Papieren voll eingesammelter Pflanzen in der Hand, wollte in meinem Aufzuge nicht bei dem Haufen der Leute vorbeigehen, die, wie ich meinte, einen festlichen Aufzug vorhatten, sondern schlug den Fußweg um die andere Seite des Teiches ein. Es war ein herrlicher Abend draußen im Freien; der Mond stand hoch am Himmel, und die Stimmung in der Natur wie in meinem Innern war dieselbe, wie die, welche das schöne Abendlied von Claudius ausspricht: „Der Mond ist aufgegangen".

Endlich schien mir es doch Zeit, das Nachtlager zu suchen; ich zog meinen Rock an und wendete herum nach dem Dorfe. Da sah ich mit Verwunderung, wie derselbe vermeintliche festliche Aufzug, den ich vorhin bei dem Teiche gesehen, mit seinen Spießen und anderen Waffen mir entgegen kam. Ich wollte den Leuten meinen guten Abend sagen und an ihnen vorbeigehen, sie aber ließen es nicht zu der Begrüßung kommen, sondern ehe ich es mich versah, sprangen Die, welche im Hohlwege neben dem Fußwege gingen, hinter mir herauf, Andere kamen von vorne und von der Seite, und der ganze Haufe nahm mich so enge in seine Mitte, daß ich keinen Schritt weiter konnte. Alsbald begann das Verhör. Ein ältlicher Mann von kräftigem Ansehen, der einen Säbel an der Seite trug, fragte mich, was ich hier thäte. — Ich gehe spazieren, sagte ich. — Ei, entgegnete Jener, das wäre mein Spazierengehen. Wer ist er und wo kommt er her? — Ich bin ein Student und komme aus Leipzig. — Ei, sagte Jener, wer das glaubt. Was hat ein Student aus Leipzig hier bei Gerstädel zu thun! Er kommt jetzt mit uns in's Dorf hinein, da wollen wir uns schon besser kennen lernen.

Mir war die ganze Sache unbegreiflich, kam mir aber

keineswegs ernsthaft, sondern höchst spaßhaft vor. Der Schullehrer des Ortes war bei den Leuten; er hatte halblaut mit dem Manne, der den Säbel trug, geredet, man hielt aber band mich nicht, wie es Anfangs die Absicht schien, bei den Armen, sondern ließ mich frei zwischen dem Zuge gehen. Ein junger, freundlich gesprächiger Mensch, der schon in Leipzig gewesen war, wenn ich nicht irre, der Sohn eines Jägers, ließ sich auf unserem Wege nach dem Dorfe in ein Gespräch mit mir ein. Er glaube wohl, sagte er, daß ich ein Student sei, denn man merke mir es an, daß ich kein hergelaufener Landstreicher wäre. „Aber," so fügte er hinzu, „wenn Sie auch der Sohn eines Grafen wären, müßten Sie sich's gefallen lassen, daß wir Sie arretirten. Seit gestern vor 14 Tagen ist viermal hier in der Nähe und gestern auch bei uns in einer Scheune Feuer angelegt worden. Wer soll das gethan haben? Wir haben's einmal nicht gethan und unsere Nachbarn in den anderen Dörfern auch nicht. Das müssen fremde Leute gethan haben. Derowegen war heute Vormittag der Herr Oberlandhauptmann von Hardenberg selber bei uns, hat uns angesagt, wir sollen eine Wache von 8 bis 10 Mann an der Landstraße, die durch's Dorf geht, aufstellen und Jeden arretiren, der uns verdächtig vorkäme. Und sehen Sie, Sie müssen mir's nicht übel nehmen, das sah doch recht verdächtig aus, daß Sie nicht auf dem Fahrwege am Teiche bei der Wache vorbei gingen, sondern rechts hinüber um den Teich herum, und daß Sie außen von dem Dorfe so auf und ab gingen, als ob Sie auf Jemand warten thäten, das sah auch recht sonderbar aus." Ich mußte dem jungen Menschen Recht geben. Meine Seitensprünge und mein Auf= und Abgehen vor dem Dorfe konnten ihnen allerdings unter solchen Umständen verdächtig vorkommen,

„indeß“, so sagte ich lachend, „wir wollen uns schon darüber verständigen.“

Wir kamen in's Dorf; was für ein Haufe, besonders von Weibern und Kindern, stand da im Scheine des Mondes beisammen! Von so aufmerksamer Menge bin ich niemals sonst empfangen worden. „Da bringen sie ihn,“ sagte Eine zu der Anderen. „Welcher ist's?“ fragte eine städtisch gekleidete Person, die vielleicht zum Besuche im Dorfe war. — „Dort der junge Bursche“, sagte man, „den sie in der Mitte haben; — so jung noch und schon so gottlos!“

Wir traten in die große Wirthsstube hinein, deren vordere Tische von Landfuhrleuten besetzt waren. „Nun,“ so fragten diese, „haben Sie ihn?“ „Ja,“ so war die Antwort, „da bringen wir ihn.“ So viele von den Nachbarsfrauen im Zimmer Raum fanden, die drängten sich herein; manche Mütter hielten draußen vor den Fenstern ihre Kinder in die Höhe, damit sie mit ihnen zugleich den Arrestanten bei Licht schauen sollten.

Der ganz große Tisch gegen die Straßenfenster hin wurde für mich und meine Eskorte geräumt; mir gegenüber saß der Dorfschulz zwischen einigen seiner vornehmsten Bauern, ich saß zwischen den Leuten, die mich so eben eingebracht hatten. „Wer und woher?“ das waren, nachdem ich auf Verlangen Alles, was ich an Papieren bei mir trug, abgegeben, die ersten Fragen; ich beantwortete sie der Wahrheit gemäß. — Wo und welches Weges ich hergekommen, und wohin ich wolle? — „Ich bin“, so sagte ich, „heute früh um 4 Uhr von Leipzig fort und über Zeitz hieher gegangen und will morgen wieder nach Leipzig zurück.“

„Das mag ein Anderer glauben als wir“, rief einer

von den Beisitzern am Tische. „Wer von Leipzig nach Starsiedel will, der geht den nächsten Weg über Markranstädt und Lützen, nicht den Umweg über Zeitz hieher. Denn das ist ein Weg, den der Fuchs gemessen hat und hat den Schwanz als Zugabe in's Maaß dreingegeben. Den könnte Keiner von uns in einem Tag machen."

Ich weiß nicht mehr alle Umstände meines Mordbrenner-Verhörs genau, obwohl ich sie den Meinigen in Briefen beschrieben habe, auch wäre es nicht der Mühe werth, all' der gewechselten Fragen und Antworten zu erwähnen. Das Buch, das ich bei mir trug, wurde alsbald zur Seite gelegt, das Papier mit den darin verwahrten Pflanzen genau durchgesehen, und ein dicker Mann, der bei dem Schulzen saß, gefragt: ob das Etwas sei, das leicht brenne? worauf dieser mit Nein antwortete. Nach meinem Passe befragt, deutete ich auf meine lateinische Matrikel hin, die ich durch einen glücklichen Zufall bei mir trug. Der Dorfschulze besah sie von oben und unten; ich solle Das vorlesen, genau so wie es dastände, so verlangte er. Ich that es. „Wir verstehen kein Französisch", sagte der Schulze, „der Herr Schulmeister soll aber noch einmal herkommen und soll zusehen, ob Er es ganz so liest, wie es dasteht." „Es ist", sagte ich, „kein Französisch, es ist Lateinisch, und ihr dürft mich nur zu euerem Herrn Pfarrer führen, der wird es euch, wenn ihr mir nicht glauben wollt, sagen, was darin steht."

Mein billiges Begehren wurde erfüllt. Die ganze Schaar zog mit mir zum Pfarrhause, und da man erfuhr, der Herr Pfarrer sei bei einem Hochzeitessen, zogen wir auch vor das Hochzeitshaus hin. Einer ging hinein, dem Herrn Pfarrer den ganzen Handel zu erzählen. Dieser, als er meine Matrikel gesehen, ließ, ohne sich selber her-

aus zu bemühen, dem Schulzen sagen, daß ich ein Student sei, das habe seine Richtigkeit, das weise diese, noch ziemlich neue Matrikel und das Amtssiegel der Universität Leipzig aus, auch kenne er die Handschrift des Herrn Rektors. Einen Studenten aus Leipzig dürfe man nicht ohne thatsächliche Beweise als einen Brandstifter behandeln.

Da hatte denn auf einmal mein Prozeß eine andere Wendung genommen. Das neugierige Volk, das noch auf der Gasse war, zerstreute sich, die meisten von meinen Begleitern gingen nach Hause, nur der Dorfschulze mit einigen von seinen Leuten kamen noch mit in's Wirthshaus, wo sie dem Wirthe und anderen Anwesenden wörtlich Das erzählten, was der Herr Pfarrer ihnen über den Inhalt meiner Matrikel gesagt hatte: Namen, Geburtsort von mir, Name, Datum und Wappen der Unterschrift. Ich traktirte die guten Leute nach Vermögen mit Bier; wir unterhielten uns gut mit einander. Noch am Abend, wie am anderen Morgen hörte ich die Frau Wirthin zu ihren Töchtern die Worte sagen: „Wie hat man doch diesen jungen Herrn da als einen Brandstifter arretiren können. Sieht so ehrbar und gut aus, ist so artig und ordentlich und hat, wie man aus seinem Gespräche hören konnte, auch etwas gelernt."

Das beste Zimmer und Bette im Hause hatte man mir eingeräumt. Es wäre nicht nöthig gewesen, ich hätte, müde wie ich zuletzt war, auch auf einer Streu gut geschlafen. Man nöthigte mich, mit der Familie der Wirthsleute zu frühstücken. Wir schieden von einander wie alte Freunde, und wenn ich noch einmal in die Gegend von Starsiedel käme, würde ich nachsehen, ob jetzt, nach 55 Jahren, noch Jemand aus der damaligen Familie der guten Leute im Wirthshause lebte.

35. Selbstpeinigung und Selbsttäuschung.

Die nachstehend beschriebene Erfahrung aus meinem Leben steht freilich nicht einzeln da, sie ist auch an, so wie von Andern in den verschiedensten Formen gemacht und beschrieben worden; dennoch scheint sie mir theils als ein wesentliches Stück meiner Entwickelungsgeschichte, theils aber wegen des lehrreichen Elementes, das in ihr liegt, einer Mittheilung werth. Denn sie kann es zeigen, wie so leicht unsere sinnliche und fleischliche Natur sich mit einem Anscheine des Geistigen überkleiden kann, welcher, wie der Grund, auf dem er ruhet, nicht von feststehender und bleibender, sondern von vergänglicher Art ist. Ich will meine Erfahrung so treu und genau in ihren wesentlichsten Zügen mittheilen, als mir dies möglich ist.

Mein Hang zur Einsamkeit war während der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Leipzig in einem Maaße erwacht, wie noch niemals sonst. Es trafen mehrere äußere Veranlassungen zusammen, durch welche er genährt und verstärkt wurde. Ich hatte allerdings gleich Anfangs unter meinen Mitstudierenden einen gefunden, an den ich mich mit Zuneigung anschloß: dies war der nachmals durch seine philologischen Arbeiten rühmlich bekannte Erfurt. Schon damals beschäftigte er sich aus besonderer Vorliebe mit Sophokles, dessen Werken er später den Fleiß seiner männlichen Jahre zugewendet hat. Ich arbeitete gerne mit ihm und theilte ihm nach Vermögen mancherlei Gaben mit, die ich an der Schule zu Weimar, namentlich aus Böttiger's Vorträgen empfangen hatte, welche er mir in der tieferen Gründlichkeit seiner Schulkenntnisse durch andere Gegengaben erwiederte. Er hatte von früher Jugend an mit Armuth zu kämpfen, führte deshalb ein sehr eingezo-

genes Leben, was auch mir zusagte. Auch einen lieben Freund und Bekannten noch von meinen Kinderjahren her fand ich in Leipzig auf, F. Caspari aus Waldenburg *). Da jedoch der Weg unserer Studien ein ganz verschiedener war, sahen wir uns nur selten, obwohl, wie ich glaube, von beiden Seiten immer mit Freude. So werth mir aber auch diese Bekanntschaften waren, konnten sie mich dennoch vor dem Ueberhandnehmen meiner damaligen Scheu vor allem geselligen Verkehre nicht bewahren.

Einen, wenn auch geringfügigen Anlaß zu dieser Scheu hatten die Folgen des (nach S. 303) an mir verübten Kleiderdiebstahles gegeben. Es herrschte damals in Leipzig die Sitte, daß die Studierenden aus hohem adeligen Geschlechte ihre besonderen Ehrenplätze in der vordersten Reihe der Zuhörer, auf vornehmeren Stühlen einnahmen, wofür sie allerdings auch ein standesgemäß höheres Honorar zu entrichten hatten. Dadurch hatte sich, namentlich in der Vorlesung bei Hindenburg, welche von vielen Adeligen gehört wurde, ein kleinlicher Sinn unter den Studierenden eingenistet, nach welchem Jeder, der sich, wenn auch nicht von Adel, etwas vornehmer dünkte als Andere, seinen Rang in der Einnahme des Sitzes und in seinem Benehmen geltend zu machen strebte. Nun wurde aber die Stufe der Vornehmheit großentheils nach der Kleidung abgeschätzt, auf deren Eleganz man in der ansehnlichen Kaufmannsstadt einen besonderen Werth legte. Nach solcher Abschätzung mußte ich nach dem Verluste aller meiner besseren Kleidungsstücke freilich sehr tief zu stehen kommen, denn ich hatte keinen anderen Wechsel als den mit einem

*) Er lebte später als allgemein geachteter Beamteter in Hartenstein.

altverjährten Rocke, der wohl für den Winter und für regnerige Witterung gut genug gewesen wäre, in heißen Sommertagen und bei hellem Wetter aber sich nicht besonders ausnahm. Seitdem ich in diesem Aufzuge erschien, bemerkte ich, daß die jungen Herren, mit denen ich einen Theil der Vorlesungen gemeinsam hörte, zwar meinen Rock, nicht aber mich ansahen. Der Rock konnte nicht sprechen, und mich sah man nicht, darum blieb ich bei den Gesprächen, welche die Anderen mit einander führten, unbeachtet wie ein Tauber und Stummer, wodurch ich gerade nicht viel verlor. Nur dann, wenn in der Physik ein Experiment gemacht, oder in der Mathematik eine schwierige Aufgabe durch eine Zeichnung an der Tafel erläutert wurde, that es mir leid, daß man mir einen der hintersten Plätze in den Reihen der Zuhörer angewiesen hatte, wo ich weniger sah, obwohl besser und theilnehmender aufmerkte als die Anderen. So gleichgiltig ich mich aber auch äußerlich über diese Zurücksetzung anstellte, die mir in meinem alten Rocke widerfuhr, ließ ich mich dennoch innerlich sehr davon erbittern; schimpfte in meinen Briefen über den schlechten Ton, der unter den Studierenden in Leipzig herrsche, und verhielt mich nun auch meinerseits, selbst da, wo ich es nicht bedurft und gesollt hätte, schweigend und abstoßend.

Eine andere Veranlassung zu dem Zurücktreten aus allem geselligen Verkehre gab mir meine Lebensordnung. Ich habe schon oben (S. 261) erwähnt, wie ich in Weimar dazu gekommen war, eine Diät zu führen, welche der tiefsten Tonart der Genügsamkeit entsprach. In Leipzig kehrte ich zu dieser aus zweierlei Beweggründen zurück. Der eine war (wenigstens hielt ich es dafür) von moralischer Art; ich meinte, je mehr die thierisch sinnliche Natur des Menschen darnieder gehalten werde, desto kräftiger und unge-

hemmter. Wußte der Geist sich äußern. Der andere war meine Freude am Besitz von Büchern. Für diese Neigung hatte der Aufenthalt in Leipzig viel Verführerisches. Die Buchhandlungen wie die Kaufläden der Antiquare boten die reichste Gelegenheit dar, die neuesten wie die besten älteren Bücher unter verhältnißmäßig sehr billigen Bedingungen zu erwerben. Namentlich kaufte ich mir außer manchen schönen Ausgaben der Klassiker die Werke von Laplace, Herschel, Schröter, so wie Werke aus den verschiedenen Gebieten der Naturkunde und Naturgeschichte. Da diese Bücher nicht zum Studium der Theologie, sondern zur Befriedigung meiner besonderen wissenschaftlichen Bedürfnisse dienten, konnte und wollte ich sie meinem Vater nicht auf die Rechnung bringen, sondern aus den eigenen Ersparnissen bezahlen. Dies aber war schwer genug, denn ich hatte von Hause, außer manchen Naturaliensendungen, die mir der Landfuhrmann aus der Vaterstadt mitbrachte, für meinen Lebensunterhalt nur die Summe von einem Thaler wöchentlich. Ich hielt mich daher, wie ich mich wohl in Briefen darüber ausdrückte, mitten im Flachlande an die gesunde Diät der Alpenhirten; lebte am Mittag von Brod und Milch, genoß am Abend zur Abwechslung Milch und Brod, und wenn es Kirschen oder andere Früchte gab, nahm ich diese als Zukost zum Brode des Frühstückes, wozu mir sonst Wasser genügte; Kaffee trank ich nicht, außer wenn ich daheim bei den Eltern und Verwandten war; Bier, Wein und andere gegohrene Getränke habe ich bis zu meinem 23sten Jahre nur bei seltenen Gelegenheiten gekostet, niemals aber eigentlich getrunken, am wenigsten aber fühlte ich mich in Leipzig zu einem solchen Genusse gezogen. Ich kam deshalb niemals in

ein Kaffee-, niemals in ein Gast- oder Kosthaus, wo ich mit andern Studierenden zusammentreffen konnte; da, wo ich in einem Garten oder im Hause eines Landmannes, meine Brodmilch genoß, ließ sich selten oder niemals einer derselben sehen.

Meine Lebensordnung hatte noch eine andere Seite, durch welche sie mich vom geselligen Umgange abschloß. Ich war selbst in den längsten Tagen, schon sobald es am Morgen hell wurde, bei meiner Arbeit. Diese frühesten Stunden, die ich meinem Schlafe absparte, betrachtete ich ganz als mein freies Eigenthum, welches ich meinen Neigungen nach verwenden könne, benutzte sie deshalb vorzugsweise für das Studium der Naturwissenschaften, während die übrige Zeit des Tages dem Besuche der Vorlesungen und den vorbereitenden Arbeiten für meinen künftigen Beruf angehörten. Mit dieser Gewohnheit des frühen Aufstehens, der ich, in gewissem Maaße, bis in mein Alter zugethan geblieben bin, wollte sich das späte Aufsitzen am Abend nicht wohl vertragen, ich lag deshalb gewöhnlich schon längst zu Bette, wenn meine Studiengenossen bei der Kühle der Sommerabende im Freien oder in einer öffentlichen Gesellschaft beisammen saßen.

So führte ich mitten in der geräuschvollen Stadt das Leben eines Einsamen, hatte und suchte niemals einen Begleiter auf meinen kleinen oder größeren Fußwanderungen, die ich täglich, das Wetter mochte, wie die Leute sagen, „freundlich oder unfreundlich" sein, in den längsten Tagen von 6, in den kürzer werdenden von 5 Uhr Abends machte. An den gewöhnlichen Wochentagen schlug ich gewöhnlich den Weg nach Westen über die Gegenden jenseits der Elster ein, nach einsam abgelegenen Waldwiesen, am Sonn-

abend zog ich schon weiter, brachte aber auch zuweilen, mit einem guten Buche in der Hand, mehrere Stunden auf dem anmuthigen Hügel bei der Theklakirche hin.

Auf dem Wege der vermeintlichen Darniederhaltung der sinnlich-leiblichen Natur durch den Geist trieb ich es jedoch nicht selten über die Grenzen meiner vorhin erwähnten Lebensordnung hinaus. Ich hatte doch, wenn man so sagen will, bei dem Genusse eines Stückes Schwarzbrod und eines Glases Wassers zum Frühstücke, des Gerichtes von Brod und Milch am Mittag, von Milch und Brod am Abend mit den Freuden der Tafel gerade keine sehr große Ueppigkeit getrieben, und Viele würden dieses schon als eine Art von Fasten betrachtet haben; ich war aber damit noch nicht zufrieden, und wollte probieren, wie mir das eigentliche Fasten bekäme. Nahm deshalb einen ganzen Tag lang von dem Abend des einen Tages bis zu dem des andern gar nichts zu mir. Es war ein heißer Sommertag, dennoch ward mir es schon am Nachmittage meines Fasttages ganz kühl zu Muthe. Als der Abend kam, da schaute ich lüstern nach der noch vom Morgen her gefüllten Wasserflasche, aber die Uhr zeigte mir, daß es noch nicht Zeit sei zum Abendbrode und zum Trinken. Endlich kam die Zeit, ich aß, wie gewöhnlich, mein Brod, trank dazu etwas Milch und Wasser, fühlte aber keine besondere Wirkung von dem Fasten.

Mit ähnlicher Unbescheidenheit gegen den armen Leib, dessen Fleisch in der That mich nicht beschwerte, versuchte ich auch die gänzliche Enthaltung vom Schlafe. Ich ging am Sonnabend Abend, nachdem ich ein kühles Bad in der Elster genommen, fort auf der Straße nach Lützen. Es war eine heitere Nacht in der Zeit des Neumondes; nur die Sterne schienen auf das alte Schlachtfeld herunter,

Nach Mitternacht schlug ich einen Weg zur Seite über einen kleinen Bach ein, setzte mich dort auf dem Randgemäuer einer kleinen steinernen Brücke nieder. Mich wandelte da ein Schauer der Einsamkeit an, und es war mir eine Erheiterung, als die alten Krähen auf den benachbarten Erlenbäumen und im Fichtenwalde ihre Stimme, zuerst wie in schlaftrunkenen Lauten, zugleich auch die Jungen im Neste ihr Rufen nach Futter vernehmen ließen, und als nun zuerst die Lerche und die Drossel, dann die anderen Vögel zum Gesange sich erhoben.

Ich hatte noch niemals vorher ein solches Gefühl von dem geheimen Walten des Lebens, das dem Athem gleicht, welcher unbemerkbar in die Brust eines ruhig Schlafenden aus und eingeht, empfunden als nach dieser einsam durchwachten Nacht auf dem Schlachtfelde von Lützen, da die Sonne über die weite Ebene heraufstieg. Ein bekanntes Gewächs, der gemeine Natternkopf (Echium vulgare) genannt, das häufig am Rande der Straße stand, hatte seine röthlich blauen Blüthen geöffnet. Ich setzte mich am Boden nieder, betrachtete es genau, und meine äußeren wie inneren Sinne waren durch die schlaflos durchwachte Nacht so hoch gestimmt, daß ich Schönheiten daran sah, die ich seitdem niemals wieder daran bemerken konnte. Doch hat seitdem diese Pflanze, welche wie ein Fremdling aus der Wüste unter unseren gewöhnlichen Feld- und Wiesenblumen dasteht, für mich fortwährend einen ganz besonders ansprechenden Reiz behalten.

Die ungewöhnlich reizbare, weiche Stimmung, herbeigeführt durch mein einsames Leben, durch eine Lebensweise, die dem jugendlichen Körper seine gebührende Pflege mit Nahrung und Schlaf entzog, wurde bei mir jetzt für einige Zeit eine bleibende. Die Nachricht von dem Tode eines

weitläufigen Verwandten meiner Mutter, eines Mannes von guter, sanfter Gemüthsart, der mir aber durchaus nicht nahe stand, bewegte mich so tief, als mich bis damals wohl noch niemals der Tod eines Menschen bewegt hatte. Eine Nachricht, meine Mutter sei krank, bewog mich zu einer kurzen, eiligen Fußreise in's Elternhaus. Ich kam in meiner vorigen Stimmung nach Leipzig zurück.

In meinen freien Stunden, draußen im Freien, wie am Abend daheim, las ich am liebsten solche Bücher, welche mich recht ernst, wie eine Stimme aus den Gräbern, ansprachen. Doch war die Wahl sehr gemischt: Biographieen wechselten zuweilen mit Klopstock's Oden; Shakespeare's gewaltige Trauerspiele mit Jean Paul's Romanen; Young's Nachtgedanken mit Zimmermann's Einsamkeit. Mit inniger Theilnahme las ich um diese Zeit auch Johann Georg Müller's Selbstbekenntnisse merkwürdiger Männer von ihnen selbst; Herder's Schriften waren und blieben mir noch fortwährend eine kräftige geistige Nahrung, zu deren Genuß ich immer wiederkehrte.

Wenn auch mein Fleiß in wissenschaftlichen Arbeiten noch derselbe geblieben war, betrübte und beschwerte mich dennoch öfters ein Gefühl von Schlaffheit und von Unfähigkeit zum recht scharfen Aufmerken. Mitten im Lesen eines wissenschaftlichen Buches oder im Anhören einer Vorlesung überwältigten mich meine Träumereien, die ja nur eine Form der Gedankenlosigkeit sind. Ein Geist der Schwermuth war über mich gekommen, der mir Alles trübte, die singenden Töne (im Moll) darin ein junger Landmann die selbstgefertigten Holzwaaren feilbot, die er auf seinem Rücken trug, rührten mich einstmals bis zu Thränen und ähnliche ungereimte Rührungen, deren ich mich von Herzen schämte, wandelten mich öfter an. Ich

ging gerne und oft auf den in der Nähe meiner Wohnung gelegenen Neustätter Kirchhof, weilte an Gellert's sowie an anderer durch ihr Leben und Wirken rühmlich bekannter Männer Grabe, las manchen ernsten Spruch auf den alten Grabmälern. Wenn aber auch bei dieser Gelegenheit öfters Empfindungen und Gedanken in mir aufwachten, gleich jenen, die mich (nach S. 177) in meinem Knabenalter unter der alten, vom Sturm bewegten Buche ergriffen hatten, was war ihre Wirkung auf mein inneres Leben? — Keine andere als die eines Liedes von tief ergreifendem, ernstem Inhalte, das ein vorübergehender Mann drinnen in einem Hause singen hörte. Er geht seines Weges weiter nach seinem eigenen Hause und zu seinem Gewerbe, und kaum ist er hundert Schritte weit gekommen, da hat er des Liedes vergessen. Meine Schwermuth war eine leibliche Schwäche, keinesweges ein tiefer gehender, bleibender Ernst, denn mir fehlte im Innern der feste Grund und Anhalt für solchen Ernst; wie wandernde Nachtigallen, die sich auf ihrem herbstlichen Zuge auf ein Gesträuch setzen, in welchem niemals ein Vogel ihrer Art seine Lieder der Liebe singt, wandelten mich jene ernsteren Gedanken an und zogen vorüber.

Dennoch widerfuhr mir, während ich in diesem Zustande war, Etwas, das mir noch jetzt der besonderen Erwähnung werth scheint. Ich befand mich eines Nachmittags draußen an der Westseite der Stadt auf einer abgelegenen Waldwiese, an deren Rande ein kleiner Bach floß. Ich weiß nicht ob ich ein Buch, und welches ich bei mir hatte, so viel ich mich jedoch erinnere, beschäftigte ich mich mit den Gedanken an J. G. Müller's Selbstbekenntnisse merkwürdiger Männer. Das plötzliche Aufwachen aller Kräfte des Geistes wie aus einem Schlafe, ihr Freiwerden

wie aus einer Gebundenheit, das erschien mir als das Höchste und Beste, was der Geist des Menschen sich ersehnen und gewinnen könne. Wer konnte sich gebundener, niedergedrückter fühlen als ich! —

Ich weiß nicht, welchen weiteren Lauf meine Gedanken und mein inneres Verlangen nahmen; daß es aber nicht der rechte, gesunde nach einem solchen Ziele meines Sehnens gewesen sei, das weiß ich wohl. Das Fieber kann aber auch Kraftäußerungen hervorrufen, zu denen kaum der gesunde Zustand sich erhebt. Ich kann, was mit mir vorging, nicht mit Worten beschreiben; es war, als ob eine plötzlich erwachende Kraft aus dem Innern meinen Wünschen entgegen käme; der Nebel meiner Schwermuth war auf einmal hinweg, ich fühlte mich so geistig stark, so freudig, wie noch niemals in meinem Leben. Meine innere Aufregung durchdrang auch den Leib, meine Stimme war lauter geworden, die Leute in meiner Wohnung mochten mich mit Verwunderung betrachten, wie Einen, der sich durch ein Glas kräftigen Weines gestärkt hat. Ob ich in dieser Nacht schlief, das weiß ich nicht mehr, ich zweifle jedoch, daß, wenn auch der Schlaf mich besuchte, dieser ein ruhiger war.

Wie auf Flügeln getragen, fühlte ich mich am andern Tage bei Allem, was ich dachte, sprach und that. Ich war meiner Gedanken wie meiner Worte so sicher, meine Arbeiten wie das Auffassen fremder Gedanken gingen mir so leicht von Statten; ich hatte die Kraft, bei Allem, was ich las und dachte, mit so scharfer, fester Aufmerksamkeit zu bleiben, der Mund war mir aufgethan zum Sprechen; ich fand bei jedem Anlasse die fertige Antwort und Rede. Selbst meine Menschenscheu war von mir genommen.

Diese Aufregung oder Anspannung der inneren wie

äußeren Kräfte dauerte nicht blos einen oder etliche Tage, sondern sie hielt, so viel ich mich erinnere, ohne Störung und Unterbrechung mehrere Wochen, bis zu meiner Herbstferienreise in die Heimath, an. Meine Lebensordnung in dieser Zeit war dieselbe geblieben, die sie vorher war, ich hielt mich noch immer zurückgezogen von geselligem Umgange, begnügte mich mit Brod und Milch und einigem Obste, wetteiferte an den Sommermorgen mit den Sperlingen auf dem Dache im frühen Aufstehen. Meinen, ich möchte ihn wohl so nennen, fieberhaften Zustand betrachtete ich als einen köstlichen Schatz; wendete alle Kräfte an, ihn mir zu erhalten.

Aber wohin kam mir nach einem Besitze von wenig Wochen dieser hochgehaltene Schatz? Leicht gekleidet, mit schwerer Reisetasche beladen, wanderte ich beim Beginne der Ferien nach der Heimath. Es war ein regniger Tag, meine Kleider wurden gründlich durchnäßt, so kam ich bei den Meinigen an. Die gewaltthätige Aufregung war mir noch, wie eine Art von Gewohnheit, geblieben; ich war so gesprächig, kramte so mittheilend offen die von der Universität und aus den Büchern zusammengetragene Weisheit aus, daß mein Vater mich forschend betrachtete, mein Schwager aber, der Jurist, lachen mußte über meine redselige Naivetät, namentlich bei dem offenen Geständnisse meiner Gimpelhaftigkeit, als ich mir alle meine neuen Kleider hatte stehlen lassen.

Ich mochte mich wohl bei meiner leichten Kleidung, durchnäßt vom Regen, erkältet haben; ich fühlte mich unwohl; ohne dies Jemand zu sagen, begab ich mich zur Ruhe. Am anderen Tage ließ der Vogel meines inneren Aufschwunges, als wäre er in's Wasser gefallen, die Flügel hängen; meine vermeintliche Begeisterung war wie

weggeblasen. Die lang entbehrte kräftigere Hausmannskost aus der Küche meiner lieben Mutter, der Umgang mit den ruhig vernünftigen Gliedern meiner Familie, vor Allem mit meinem Vater, führten mich bald wieder in meinen natürlichen Zustand zurück. Ich beklagte heimlich, daß so auf einmal das Selbstgefühl der geistigen Entbundenheit von dem hemmenden Drucke des Leibes und der freie Gebrauch innerer Kraft mich verlassen habe, und tröstete mich damit, daß mir dieser Zustand einmal künftig, und sei es erst im Alter, wiederkommen und mir dann bleiben werde. Er ist mir Gott Lob! nicht wieder gekommen. Er war ein gewaltsam selbstgemachter. Das, was ich meinte zu haben, das hatte ich nicht, denn woher hätte ich es in meiner damaligen Selbstbefangenheit wollen nehmen? Wenn es aber der Mensch als Gabe empfängt, da gibt es sich nicht durch solche äußere Geberden kund, sondern in der Macht eines stillen Wachsthums, das seine Anregung vom Strahle der Sonne, seine Nahrung aus einem tiefen, außer ihm gelegenen Grunde nimmt. Die Kraft der Gesinnung ist keine gebundene und schlafende, sondern eine ruhende, die, wenn sie nach außen gerufen wird, in den Thaten ihres Lebens sich mächtig erweist.

36. Ein stiller und schwankender Fortgang.

Ich blieb für diesmal nur kurze Zeit im Elternhause; mein Schwager, der Jurist, machte eine Reise nach seiner Vaterstadt Leipzig, und ich begleitete ihn. Die Ferien waren noch nicht zu Ende. Ich war in gesunder, heiterer Stimmung, und in dieser beschloß ich „die Welt zu sehen"; ich machte mich auf zu einer Fußreise nach dem schönen Dresden. Ich war am Vormittage daselbst angekommen; im Gasthofe zum großen Rauchhause fand ich vier Studenten

aus Jena, Norddeutsche aus Braunschweig und seiner Nachbarschaft: Winkelmann, Heyer, Kestner und Dahlmann (?). In meiner langen, freiwilligen Zurückgezogenheit von aller geselligen Mittheilung war mein Bedürfniß nach einem solchen, ohne daß ich es selber wußte, ein recht dringendes, lebendiges geworden. Winkelmann und Heyer hatten sich zu ihrem Lebensberufe ein wissenschaftliches Gebiet gewählt, nach welchem auch meine ganze Neigung hinging; sie waren Mediziner und in allen Hilfswissenschaften ihres künftigen praktischen Berufes gründlich durchgebildet, Beide auch schon nahe an der Vollendung ihrer akademischen Laufbahn. Winkelmann hatte eine so reiche Gabe der geistigen Mittheilung, als ich sie selten bei einem Jünglinge gefunden habe. Seit meinem Abgange von Weimar war mir kein solcher geselliger Genuß zu Theil geworden; ich konnte sobald nicht von ihm ablassen, und als ich hörte, daß diese vier Freunde gleich nach dem Mittagsessen ihre Weiterreise, zuerst auf der Elbe nach Meissen, von da zu Fuße nach Leipzig antreten wollten, da war mein Entschluß schnell gefaßt. Dresden, so sagte ich (und diese Ahnung ist allerdings zur Wahrheit geworden) werde ich noch genügend lange mit seinen Kunstschätzen sehen, solche Gesellschaft möchte ich aber in Leipzig nicht so bald wiederfinden, und wer weiß, ob es nicht für Manchen von uns das erste und letzte Mal ist, daß wir uns trafen.

Mit Winkelmann war ich wirklich auf dieser Reise zum ersten und zugleich zum letzten Male im Leben zusammen gewesen; diese dem Vaterlande so viel versprechende Blüthe fiel frühe ab in's Grab. Heyer sahe ich ganz unvermutheter Weise etliche Jahre später noch ein Mal in Jena wieder. Ich trat dort zu einem meiner nächsten Be-

kannten in's Zimmer, fand bei ihm einen Fremden. Dieser, sobald er mich recht in's Auge gefaßt, ging auf mich zu und sagte: ist das nicht ein seltsames Zusammentreffen? So eben erzählte ich hier meinem Landsmanne den Geniestreich von einem Leipziger Studenten, mit welchem Winkelmann und ich zu Dresden im großen Rauchhause zusammentrafen, und der, obgleich er gekommen war, die Herrlichkeiten der Stadt zu sehen, dennoch sich entschloß, am selben Nachmittage mit uns wieder nach Leipzig umzukehren. „Um lieber als unter den Bildern allein, mit wandernden Burschen vergnügt zu sein." Und kaum habe ich diesen Leberreim, der mir noch wohl im Gedächtnisse geblieben war, hergesagt, da tritt derselbe Student, von welchem ich nicht wußte, daß er jetzt in Jena sei, in's Zimmer herein.

Heyer erhielt bald nachher eine Lehrerstelle an dem damaligen Collegium Carolinum seiner Vaterstadt, genoß aber die wohlverdiente Liebe und Achtung seiner Schüler und Mitbürger in dieser seiner segensreichen Wirksamkeit nur wenige Jahre, denn auch er folgte seinem Freunde Winkelmann bald in's Grab. Braunschweig hat viel verloren an diesen beiden werthen jungen Männern.

Damals aber, als wir fröhlich singend auf der Elbe von Dresden nach Meißen durch das herrliche Flußthal hinabfuhren, dachte keiner von uns an das Scheiden vom Leben, sondern nur an das frische, kräftige Eintreten in dasselbe. Es war ein köstlicher Herbstabend, an dem wir von Meißen aus auf der Leipziger Landstraße den Berg hinanstiegen, den Gasthof in einem Dorfe, darin wir nach langem Beisammensitzen übernachteten, nannte Winkelmann, da wir das Schild nicht beachtet hatten: das Wirthshaus zum guten Gespräch und schlechten Wein. Im Gedränge

der vielen Fremden, welche zur Michaelismesse dahin kamen, schieden wir in Leipzig brüderlich fröhlich von einander. Wir dürfen wohl solcher Begrüßungen im Vorbeigehen, wie die zwischen mir und den vier Reisenden war, auf dem Wege nach einem großen Marktplatze der Erde in unserer Erinnerung an die Vergangenheit festhalten, denn öfters hat sich da, ohne daß wir es dachten, ein Geschäftsverkehr angeknüpft, der seinen Abschluß in einer anderen, friedlicheren Welt findet.

Jetzt mit einem Male war meine Freude an gutem, geselligem Umgange wieder erwacht, und bald sollte es mir an Gelegenheit dazu nicht mehr fehlen, denn diese kam mir durch die Bekanntschaft mit einigen lieben, werthen Jugend- und Studiengenossen aus der Oberlausitz. Ehe ich jedoch dieser guten Genossenschaft ausführlich erwähne, muß ich zuerst von der weiteren Geschichte meines wissenschaftlichen Universitäts-Lebens berichten.

Ich begann nun erst, im zweiten Halbjahre, meine eigentlichen theologischen Studien und hörte die Vorlesungen mancher ehrenwerther Männer. Aber meine Neigungen waren getheilt, es war mir wie wenn sich ein junger Zahn unter dem alten hervordrängte, der dem alten so stark zusetzte, daß dieser nicht mehr recht anbeißen wollte. Die protestantische Theologie, so wie sie damals an vielen Universitäten gelehrt wurde, mochte wohl, so schien es meinem durch Herder's Einfluß verwöhnten Geschmacke, mit einem Vogel vergleichbar sein: der in der Zeit des Mauserns steht. An vielen Stellen saßen die alten Federn noch daran, aber sie waren zum großen Theile schon abgestorben, weil kein Nahrungsstoff mehr hineinstieg, andere Stellen waren bereits ganz kahl, nur an wenigen zeigten sich schon wieder junge Federn. Doch gab es von diesem allgemeinen Zu-

stande auch hin und wieder noch kerngesunde Ausnahmen, an denen zu erkennen war, wie der Vogel vor dem Mausern ausgesehen hatte, und wie er noch vielmehr nach vorübergegangener Krankheit in seinem hochzeitlichen Kleide sich ausnehmen werde. Leider, ich muß dies gestehen, hörte ich, wenn ich sie auch fleißig besuchte, nur mit getheilter Aufmerksamkeit und mit so geringer Hingebung die theologischen Vorlesungen, daß ich, wenn ich nicht blos fremden Urtheilen nachsprechen soll, kein Urtheil weder über die Lehrer, noch über ihre Vorträge sagen kann und darf. Möge man es jedoch den wunderlichen Neigungen meines Naturells zu Gute halten, wenn ich hier mit besonderer Vorliebe eines seltsamen Mannes erwähne, der als ein Original aus älterer Zeit ziemlich vereinzelt unter den Theologen der Universitätsstadt dastand. Dieses war der alte Prälat Purscher, ein Mann, an welchem Viele zunächst nur den Schein einer fast kindisch naiven Eitelkeit belächelten, der in seinem Aeußeren lag, Andere aber an der Kraft des kindlichen Glaubens sich stärkten, den dieser Mann mit dem Bekenntnisse des Mundes wie in Thaten der Liebe aussprach. Nicht nur eine ansehnliche Zahl der alten, gläubigen Bürger der Stadt hing ihm mit Ehrfurcht und Liebe an und hörte seine Predigten in der Paulinerkirche mit großer Theilnahme, sondern auch bei dem Landvolke der ganzen Umgegend stand der alte, gute Prälat in höchster Achtung. Der Hörsaal, darin er seine Vorlesungen hielt, war in einem Theile des alten Paulinergebäudes enthalten, der gegen die Grimmaische Gasse hin lag; aus dieser Gasse führte der Weg durch einen kleinen Garten zu dem äußeren Eingange des Saales. Wenn er im Sommer hier las, stand nicht blos die eiserne Gatterthür zu dem Garten, sondern auch die Thüre des Auditoriums offen,

und da konnte man öfters sehen, wie die Bauern, wenn sie am Vormittage zum Grimmaischen Thore hinein in die Stadt oder am Nachmittage aus derselben hinausfuhren, mit ihrem Wagen hielten und mit abgezogenem Hute ehrfurchtsvoll durch den Garten hinein vor die Thüre des Hörsaales traten, wo sie mit einer Andacht, als wären sie in der Kirche, auf die Worte des Herrn Prälaten merkten. Allerdings hielt dieser auch nicht nur seine Predigten, sondern nicht minder seine Lehrvorträge, so weit diese historisch waren, in höchst volksthümlicher Weise und belebte dieselben überdies durch so mannigfache Gestikulationen und Bewegungen des ganzen Körpers, daß man Mühe hatte, den mächtigen Eindruck des Komischen zu beherrschen. Seine Wohlthätigkeit, obgleich sie allen äußeren Schein vermied, war allbekannt; namentlich an armen Studirenden erwies er sie in recht väterlicher Weise und mit einem Zartgefühle, das nach der Art des Mannes meist in sehr origineller und selbst humoristischer Form sich äußerte. Auf die Ehre seines Standes pflegte er, wie er sagte, nicht um seines, sondern um des Standes selber willen sehr zu halten, und man erzählt, daß er einst, da er als Rektor der Universität in Dresden zur Tafel des Churfürsten geladen war, an das alte statutenmäßig bestimmte Recht des ersten Prälaten und zugleich Rektors der Universität des Landes erinnerte, nach welchem vor ihm, bei dem Eintreten in den Speisesaal, eben so beide Flügelthüren geöffnet werden mußten, als vor dem Churfürsten und seiner Gemahlin. Erst als man dieses in Vergessenheit gerathene Recht ihm gewährte, trat der alte, von dem Landesherrn persönlich werthgehaltene Prälat herein zur Tafel. Burscher's Wirksamkeit auf die Studirenden der Theologie war übrigens zu der Zeit, welche ich in Leipzig zubrachte, keine sehr tiefgehende mehr,

am meisten wurden seine Vorlesungen über die Geschichte der Reformation gehört, welche durch anschaulich lebhafte Schilderungen und durch eine Menge, sonst weniger bekannter Anekdoten sehr unterhaltend wirkten.

Ich war aus meiner allzuluftigen Sommerwohnung in eine für den Winter passendere in die Stadt gezogen. Hier führte ich doch wieder, mit wenigen Mäßigungen, meine alte Lebensweise, genoß außer der Milch zum Frühstücke am ganzen Tag nur selten eine warme Speise, sondern sättigte mich mit Obst und Brod. Die Morgenstunden bis zum Beginne der Vorlesungen verwendete ich, meiner Neigung gemäß, zum Lesen von Büchern, deren Inhalt naturwissenschaftlicher und anthropologischer Art war, und gewöhnlich las ich mit der Feder in der Hand, indem ich mir eine reiche Masse von Auszügen daraus zusammenschrieb. Ich hatte einen Stubenburschen, den Sohn eines Predigers aus der Nachbarschaft meines Geburtsortes, welcher auch, wie ich, zur Theologie sich bestimmt hatte. Er liebte die Gesellschaften, aus denen er selten zeitig zurückkehrte. Wenn dieser am Morgen vielleicht kurz vor 8 Uhr sein Bette verließ, da hatte ich gewöhnlich schon seit 4 Stunden gearbeitet, und zwar mitten im Winter, von vier, ja von drei Uhr an bis um sieben, wo unsere alte Aufwärterin zu ihren Dienstleistungen sich ermunterte, im ungeheizten Zimmer, stehend an einem Schreibpulte, geschützt gegen die Kälte durch ein um den Unterleib befestigtes Kopfkissen.

Schon im Spätherbst wurde ich durch die Nachricht von dem Tode meiner ältesten Schwester Hüttenrauch tief betrübt. Ihrer sich selbstverläugnenden Sparsamkeit war es gelungen, den Hausstand der Ihrigen in einen Zustand zu setzen, darin er von allen Sorgen aus früherer Zeit (nach S. 191) befreit war. Als ich während der Weihnachtsfeiertage in die

Heimath reiste, fand ich das jüngste Kind der theueren Verstorbenen in der mütterlichen Pflege meiner zweiten Schwester; die älteste Tochter bei meiner Mutter. Ich besuchte meinen Schwager in seinem vereinsamten Trauerhause, hielt für ihn am 2. Feiertage eine Predigt in dem Filialdorfe Rödlitz, darin ihm als zweiten Diakonus der Stadtkirche die Amtsverrichtungen zugewiesen waren. Mein Vater schien zufrieden mit dieser Arbeit. Sie war aus einem trauernden Herzen gekommen und mag wohl einfacher, weniger auf den Effekt des Gefallens berechnet und darum mehr nach seinem Sinne gewesen sein als meine erste. Es war zugleich die letzte That, durch welche ich mich als Theolog von Profession kund gab, denn wie ich mit trauerndem Herzen die Kanzel bestiegen hatte, so kehrte ich jetzt mit einem aus anderem Grunde trauernden Herzen zum Studium der Theologie nach Leipzig zurück. Ich erkannte von ganzem Herzen die ernste Bedeutung und Würde des Berufes an, in welchem mein Vater so treu und glücklich war, aber gerade die Höhe, in der ich mir einen solchen Beruf dachte, schreckte mich ab, sie schien mir für meine Kraft unersteiglich, weil ich jetzt schon so manche gelehrte theologische Vorlesung — ich muß bekennen, nur mit halbem Ohre — gehört und nichts daraus behalten hatte, womit ich hätte im Kandidatenexamen gerecht bestehen können. Es ging mir, wie einem jungen Gimpel, der, wenn man ihm alle Arten des Futters, die für einen jungen Edelfalken Leckerbissen wären: Fleisch von Tauben, Hühnern und Fasanen vorlegt, dennoch nicht zulangen mag, weil ihm sein Naturell die Kerne, die in den Hagebutten, in den Kreuzdornbeeren, Vogelbeeren, so wie anderen bitteren wie sauren Früchten der Gebüsche, und selbst den Nesselsaamen zu seinem täglichen Brode angewie-

sen hat. Ich konnte über meinen Naturtrieb nicht mehr Herr werden und, ich läugne es nicht, statt in die theologischen Vorlesungen, zu denen eben die Stunde schlug, zog er mich öfters in eine medizinische.

Das konnte aber nicht so bleiben; ich hatte kein gutes Gewissen dabei, ich mußte es meinem Vater sagen, daß ich eben zur Theologie keine Lust, zur Medizin aber und Allem, was damit in Verbindung stand, sehr große und entschiedene habe. In solchen Gedanken und mit den Vorsätzen zu meiner kindlich offenen Erklärung gegen den Vater trat ich in den Osterferien meine Reise nach der Heimath an.

37. Die Erklärung.

Diese offene Erklärung gegen den verständigen Vater führte zugleich eine Aufklärung all' des Dunkels herbei, das mir bis dahin über meine Zukunft lag. Ich fand den Vater schon vorbereitet; meine Schwester Wirth kannte meine inneren Zweifel und Neigungen alle, hatte darüber ein verständigeres Urtheil als ich selber, und was sie dachte, theilte sie dem Vater mit. Der theure, liebe Alte ergab sich in die Nichterfüllung seines Wunsches, mich als Gehülfen und vielleicht künftigen Nachfolger in seinem Amte bei sich zu sehen; ich kehrte als Studirender der Medizin an die Universität zurück. An Eifer fehlte es mir nicht; ich fühlte mich in meinem Elemente, ich bewegte mich rasch und kräftig darin vorwärts.

Von meinen Beschäftigungen in dem ersten Sommerhalbjahre des neuen, neunzehnten Jahrhunderts, wüßte ich nichts zu sagen, als was jeder in dem Gebiete der Naturwissenschaft nicht ganz Unbekannte sich selber sagen kann. Doch darf ich es nicht verschweigen, daß damals die Anleitung zu manchen der vorbereitenden Studien der Natur-

geschichte und Naturkunde, wie Mineralogie, Zoologie, Chemie, und im Grunde genommen, bei dem sonst wackeren jüngeren Hedwig selbst zur Botanik, zum Theil wegen Mangelhaftigkeit der Sammlungen und Hülfsmittel viel zu wünschen übrig ließen. Ich suchte, was der äußeren Anleitung abgehen mochte, durch Privatfleiß zu ersetzen, und machte auf meinem Zimmer unter Anleitung eines Lehrbuches der Chemie gar viele Experimente, welche zum Theil für meinen Stubenburschen und meine Hausleute keine Belustigung der Sinne waren, auch wegen der Schärfe der Alkalien und Säuren meinen Röcken nicht gut thaten. Dasselbe galt auch in Beziehung auf die Hausleute und den Stubenburschen von meinen anatomischen Beschäftigungen. Ich machte es dabei, wie aus ähnlichen Gründen einst die Begründer der wissenschaftlichen Zergliederungskunde in den Zeiten des klassischen Alterthums: weil mir zu meinen schülerhaften Forschungen über den inneren Bau des Körpers keine menschlichen Leichname zu Gebote standen, verschaffte ich mir todte Thiere von Leuten, deren nützliches Gewerbe vordem als ein unehrliches galt, und Köpfe frisch geschlachteter Thiere vom Metzger, an denen ich das Gehirn und die Nerven, so wie den Bau der Sinnorgane eifrig nach Sömmering's, Wrisberg's und anderer Meister Abbildungen oder Beschreibungen durchforschte. Manche dieser Bücher, zugleich mit Cuvier's Werk über vergleichende Anatomie hatte ich mir, meist aus mühsam erworbenen Ersparnissen an meinem leiblichen Unterhalte, als Eigenthum angeschafft.

Ich hatte gleich im Anfange, so wie im Verlaufe meiner medizinischen Studien die Bekanntschaft mehrerer trefflicher Jünglinge gemacht, die mich durch ihr Beispiel zum Fleiße ermunterten, durch ihr sittlich wohlanständiges

Benehmen meine Achtung gewannen. Struve hat sich später in Dresden namentlich durch die kunstreiche Fertigung von Heilwassern rühmlich bekannt gemacht, welche mit denen von Karlsbad, Eger u. a. gleiche Bestandtheile und, so weit die Kunst dies zu bewirken vermag, ähnliche Wirkungen hatten; Fritsche ist ein hochachtbarer, glücklicher Arzt, Jörg ein verdienstvoller Lehrer an der Universität Leipzig geworden. Ihnen, wie manchem Anderen der damaligen Studiengenossen möchte ich, wenn sie noch leben, einen freundlichen Gruß sagen.

Näher jedoch, als mit allen anderen damals Mitstudirenden, trat ich um diese Zeit mit Fr. Gottl. Wetzel (aus Bautzen in der Oberlausitz) in einen Verkehr des Geistes und Herzens. Ich fühle mich gedrungen, schon hier über diesen frühe verstorbenen, von seiner Zeit nur wenig gekannten, wahrhaft seltenen Menschen einige Worte zu sagen. Mich wandelt, wenn ich seiner gedenke, eine Wehmuth an, gleich jener, womit man noch im Alter eines Bruders gedenkt, der an Gaben des Geistes und Gemüthes der beste, der vielversprechendste unter seinen Geschwistern, im blühenden Knabenalter plötzlich von dem Strome, an dessen Ufern er für die Seinen beschäftigt war, dahingerissen und zu Grabe getragen wurde. Wetzel, obgleich er nicht als Knabe starb, sondern die Jahre selbst des Jünglingsalters noch überschritt, ist dennoch gleich einem Gewächse aus fernem sonnigerem Lande, das die reichen, mächtigen Knospen, von denen es bedeckt war, in der neblich kalten Fremde, dahin man es versetzt hat, nicht zu Blüthen entfalten, noch weniger zu Früchten zeitigen kann, von uns weggenommen worden. Es ist schon für Jeden, der ein warmes Gefühl hat, ein wehethuender Anblick, wenn er einen edlen Menschen, der hoch in Ehren, reich

an allen äußeren Gütern geboren und im Genusse dieser Gaben bis ins Jünglingsalter gelebt hat, plötzlich verarmen und jetzt, wo der Genuß zum rechten Gebrauche werden soll, all' seiner Güter beraubt sehen muß. Schmerzlicher noch ist für uns das Loos eines Freundes, der durch seine inneren Gaben als Knabe, als angehender Jüngling Außergewöhnliches versprach, wenn er in dem Augenblicke, wo er nun diese Gaben gebrauchen soll, in eine Stellung hineinverschlagen wird, darin nur noch das armselig Gewöhnlichste seine mühselige Aufgabe ist. Der Besitzer eines mächtigen Waldes, aus dessen Eichen man Schiffe bauen, dessen hohe Edeltannen man zu Mastbäumen nehmen konnte, soll, von seinem Eigenthum verjagt, am Rande des Waldes Holzspäne und dürre, vom Sturme gebrochene Reiser auflesen. Wer Wetzels Jugendgeschichte und seinen frühe angetretenen Hausstand so kennt, wie ich und wie die ihm näher stehenden, nun großentheils verstorbenen Freunde ihn kannten, nur der kann es ganz verstehen, was ich hier andeutete. Was dieser hart Gebundene, wäre er frei geworden, vermocht hätte, das werden wohl auch Andere errathen aus den lange nach Wetzel's Tode von einem Freunde desselben (Funck) „gesammelten Gedichten" desselben (Leipz. 1838), aus seinen dramatischen Arbeiten: „Jeanne d'Arc", dann dem originellen: „Hermanfried, letzter König von Thüringen", so wie aus seinen „Schriftproben," aus seinen begeisterten „Kriegsliedern (1815)," ja nicht minder aus seinen kleinen prosaischen Schriften: „Der Sieg über die Hypochondrie" und „Briefe über das Brownische System." Als einziger Redakteur und alleiniger Schreiber einer Zeitung (des fränkischen Merkur in Bamberg), ein kräftiger Geist, öfters aber vom Sturme leiblicher Krankheit heimgesucht, konnte er zu dem

Sammeln solcher „Spähne aus seinem vormaligen Walde“ nur selten eine frühe Morgenstunde, oder die Augenblicke des Wartens auf die Korrekturen in der Druckerei benutzen. Der Grund und Boden war dem um die Hoffnungen seines gereifteren Lebens Getäuschten geblieben: ein kindlich fröhliches Gemüth, das wie ein leichter Kork über der Fluth der Bedrängnisse immer oben blieb, ein Herz voll Liebe und der Liebe bedürftig, wie das eines weichen guten Kindes. Wer konnte seine Freunde aufrichtiger, kindlich hingebender, feuriger lieben als er; ging doch diese Liebe so weit, daß sie ihn gegen alle Mängel, gegen alle Härten des Anderen blind machte und zur ungebührlichen Ueberschätzung desselben verleitete. Auch im Umgange mit den ferner Stehenden gerieth er auf jedem Schritt in Selbsttäuschungen, die er oft schwer zu büßen hatte, denn er legte bei seinem Urtheile über sie nur zu oft den Maaßstab seines eigenen aufrichtigen Herzens an, konnte dann aber auch wohl andere Male sein Mißfallen an fremder Flachheit und Gemeinheit in solchen sarkastischen Ergüssen, wie sein „Rhinoceros“ und sein „Prolog zum großen Magen“, Luft machen.

Ich werde im Verlaufe dieser Selbstbiographie noch mehrmals Gelegenheit haben, von Wetzel zu reden. Wir waren nicht nur durch die Gleichheit des Alters (beide im Jahre 1780 geboren) und des gewählten Lebensberufes uns verwandt, sondern auch die äußeren Führungen unseres Lebens verliefen sich durch einen Theil unserer Jugendgeschichte so nachbarlich neben einander, daß ich mit ihm in Jena und Altenburg, in Dresden, wie in Nürnberg, Bamberg und Erlangen in lang fortwährender Beziehung blieb.

Durch Wetzel machte ich denn auch bald nachher die Bekanntschaft mit seinem nächsten Jugendfreunde und Schulgenossen von Bautzen her: August Köthe (aus

Lübben in der Niederlausitz). Auch mir wurde Köthe sehr bald ein lieber brüderlicher Freund und ist mir dieses bis zu seinem Tode, länger als ein halbes Jahrhundert geblieben. Unser Zusammenleben begann zwar schon zum Theil in Leipzig, wurde aber erst in Dresden ein vollkommen nahes, so wie inniges. Hiervon werde ich später Mehreres berichten und zugleich mit einigen Zügen den Freund, wie sein späteres Wirken schildern.

Wetzel und Köthe, so wie mehrere ihrer Landsleute und Bekannten, wohnten gleichwie in einer Art von klösterlichem Vereine beisammen. Auch mir gefiel es in diesem Kreise so wohl, daß ich, ohnehin durch mancherlei Unbequemlichkeiten in meiner bisherigen Wohnung dazu veranlaßt, bei ihnen einzog.

38. Ein Konzert der jugendlichen Phantasiestücke.

In ihrer Wirkung auf die Menschenseelen zeigt sich die Weisheit als eine gewinnende Macht, die Thorheit als eine ansteckende Gewalt. Eine klar hervorleuchtende Wahrheit ergreift und durchleuchtet in bleibender Weise Tausende von Herzen, ein kräftiger Irrthum reißt, wenn auch nur vorübergehend, Zehntausende mit sich fort. Daß die jugendlichen Ueberspanntheiten, von denen ich hier zu berichten habe, mehr vom Geschlechte der Thorheit als der Weisheit waren, das wird wohl uns Allen von selbst einleuchten, es bedarf deshalb keiner weiteren Erinnerung.

Ich war, wie ich so eben erwähnte, mit meinen jungen Freunden aus der Lausitz in eine gemeinsame Miethwohnung, in das Haus des Dr. Michaelis an der neuen Kirche, zusammengezogen. Wir drei (Wetzel, Köthe und ich) bildeten da mit noch fünf Anderen, in verschiedene Zimmer vertheilt, eine kleine Gemeindeschaft, die sich in

ihrem ernsteren, wissenschaftlichen Streben, so wie in ihrer sittlichen Gesinnung, durch eine, gewiß seltene Uebereinstimmung auszeichnete. Fünf Treppen hoch von der Straße und dem Kirchenplatze aus (vom Graben herauf zählte man eine Treppe mehr) bewohnten Freund Köthe und ich ein gemeinschaftliches Dachzimmer, eine Treppe höher wohnte Wetzel selbander, so viel ich mich erinnere, mit Berger, noch eine Treppe höher war eine größere Dachstube von drei Mitstudirenden in Besitz genommen, vorne, nach der Gasse heraus wohnten im 6. Stocke auch zwei. Fast Alle waren sich schon seit Jahren durch ihre gemeinsame Herkunft aus der Lausitz und durch ihr Zusammenleben an der Schule von Bautzen bekannt, nur Wetzel und ich waren angehende Mediziner, einer, ein junger Adeliger, studirte die Rechte, die übrigen, zum Theil schon seit mehreren Jahren, die Theologie.

Sowohl ihrer Mehrzahl, als auch dem Alter und Stande nach hätte es den Theologen gebührt, den Ton der Lebensordnung anzugeben, seltsamer Weise maßten sich dieses die Mediziner an. Ich hatte öfter davon gesprochen, wie gut, wie leicht es sich in den stillen Frühstunden arbeite, wie zuträglich mir, nicht nur wegen der Erleichterung zum Ankaufe von Büchern, sondern auch für die geistige Stimmung, eine möglichst frugale Kost, namentlich die Enthaltung von Fleisch und allen gegohrenen Getränken, erscheine. In Wetzel's leicht entzündlicher Phantasie fing dieses alsbald Feuer, er erklärte sich für eine solche Lebensweise der äußersten Mäßigkeit im Genusse des Schlafes und der Nahrung, und die anderen fast Alle wollten dieselbe mit versuchen. Mir zunächst wurde das Hüteramt über die Stunden des Schlafes und die Zeit des Aufweckens zur Arbeit übergeben, weil ich des Dinges schon länger gewohnt sei, und

mein treuer, ernstgesinnter Stubenbursche, Köthe erbot sich, hierbei mein Amtsgehülfe zu werden. Damit unser Schlaf kein zu fester werde, legten wir Beide uns an den zur Arbeit bestimmten Wochentagen zusammen in ein Bett, nur in der Nacht vom Sonnabend zum Sontag — dem Ruhetage — schlief Jeder von uns in seinem eigenen. Das Bett wie die Zudecke waren ziemlich schmal, die Lage nicht sehr bequem, der Schlaf mithin, namentlich in den kalten Winternächten, kein sehr ruhiger. Wie sollte man aber, wenn man in der Nacht aufwachte, es wissen, ob es schon vier Uhr, und also Zeit zum Aufstehen sei oder nicht? Eine Repetiruhr hatten wir nicht, zum Ersatze derselben diente meine Taschenuhr durch die Wachskügelchen, welche an die Stundenzeichen von 3 und 4 angeklebt waren. Wenn ich fühlte, daß der kleine Stundenweiser an dem ersten Pünktchen sei, dann war es nicht mehr Zeit, sich dem Schlafe sorglos hinzugeben; war er nahe am zweiten, dann mußte (man hatte damals noch keine Zündhölzchen) mit Stahl und Stein, Zunder und Schwefelfaden das Licht angezündet, und die Bewohnerschaft aller Zimmer geweckt werden.

Der Jurist, oben im 7. Stockwerke, hatte bei der allgemeinen Berathung gleich erklärt, er werde sich in der Sache des Schlafes, wie des Essens und Trinkens neutral verhalten, gegen die Neigung zu beiden nicht offensiv, sondern, wenn die Geschäfte und der Geldbeutel es geböten, nur defensiv zu Werke gehen; die Theologen aber waren auf unserer, der Mediziner Seite. Der feurigste Anhänger und Lobredner der neuen Mäßigkeitstheorie, Wetzel, mußte bei der Ausübung derselben manchen schweren Kampf mit seiner Natur bestehen. Der gute Bursche hatte damals einen so gesunden, festen Schlaf, daß er im Bette nicht zu ordentlichem Erwachen zu bringen war. Da hob ihn der

Stärkste unter seinen Landsleuten und Mitgenossen des Vereines, der nachmalige Pfarrer Mättig, aus dem Bette heraus und stellte ihn an die Wand, wo er noch in angelehnter Stellung eine Zeit lang fortschlief, bis er durch das beständige Schwanken zur Rechten und zur Linken aus dem Ruhepunkte heraus und in diesen wieder hinein allmählig munter wurde.

Nach einer löblichen Einrichtung, welche die wackeren jungen Theologen nach Lausitzer Schulsitte getroffen hatten, wurde von ihrer einem, wenn wir alle beisammen waren, ein Psalm, dann etwa ein Lied oder eine Hymne von verwandtem Inhalte gelesen. Jeder ging dann in sein Zimmer und an seine Arbeit; wir beiden Stubengenossen, Köthe und ich, lasen jedoch, ehe wir das Tagesgeschäft zur Hand nahmen, auch noch entweder gemeinsam, oder Jeder für sich, in Herder's Geist der hebräischen Poesie sowie ähnlichen Büchern. Die Ordnung des Frühaufstehens wurde von den meisten unserer Mitgenossen ziemlich lange, doch nicht ohne kleine Abänderungen für Einzelne beibehalten. Wir hatten zuerst ein Zimmer in der 6. Etage zu unserer Morgenversammlung gewählt, weil es in der Mitte der äußersten Gränzen unseres Gesammtgebietes der 3 Dachetagen lag, später wurde nur zur Zeit des Aufstehens an alle Zimmer geklopft, wer zeitig genug fertig war, der kam dann herunter in das 5. Stockwerk, wo die regelmäßig frühesten Aufsteher: Köthe und ich wohnten, in einem Zimmer, das durch seinen eisernen, von innen heizbaren Ofen leichter zu erwärmen war. Hier brachte wenigstens Wetzel mit uns die Frühstunden in gewohnter Weise und stiller Selbstbeschäftigung zu.

Auch im Festhalten an einem anderen Haupttheile der

beliebten Lebensordnung blieben wir drei zuletzt Genannten die beharrlichsten Vorgänger und Musterbilder für Alle. Namentlich hätten Köthe und ich uns gerne auf Brahminenkost gesetzt, alles Fleischgenusses uns enthalten und blos Früchte, so wie andere Pflanzenkost genossen. Hätten wir es nur dabei auch so bequem gehabt, wie die Brahminen in ihrem schönen Indien. Aber statt der Bananen gab es für uns nur Kartoffeln, mit denen mein Elternhaus durch den Landfuhrmann uns versorgte, statt der Datteln abgedorrte Zwetschgen, als Stellvertreter des Reises wählten wir die leichter zu habenden Erbsen, welche, wenn ich nicht irre, Köthe aus seiner Heimath in hinreichender Menge bezog. Nur in unserem Zimmer war ein Ofen zum Kochen bequem. Hier wurde am Morgen die Hauptspeise unserer sächsischen Brahminenkost, das Gericht der Erbsen, in einem großen Topfe zuweilen weich, zuweilen auch ungebührlich hart mit Wasser und Salz, rein von allem thierischen Zusatze eines Fettstoffes gekocht, dann in eine Schüssel geschüttet und in die Kammer gesetzt, wo sich dasselbe bis zum Mittage, wenn wir aus den Vorlesungen kamen, hinlänglich abkühlen konnte. Etliche Löffel lagen dabei, es konnte da Jeder nach Belieben ein reichliches Mittagsmahl halten, denn gewöhnlich reichte der Vorrath für mehrere Tage aus. Nun gab es allerdings oben, in dem 6. und 7. Stockwerke, Einige, welche an den Erbsen tadelten, daß sie, außer der ganz ungeschmalzenen Beschaffenheit auch kalt wären und meist sehr angebrannt schmeckten; diesen seinen undankbaren Landsleuten, davon noch dazu die Meisten die Wohlthat des Konviktes — warme Mittagskost und Abendsuppe — genossen, mithin nur beiläufige Gäste unserer Brahminenkost waren, führte

Zeßel in großem Eifer das Beispiel der Esquimaux auf
abrador zu Gemüthe, denen die gekochten Erbsen unter
llen Speisen als der größte Leckerbissen erschienen.

In der Kunst der Zubereitung war mit einem ande-
:n, sonst sehr beliebten Gerichte eine Aenderung vorgenom-
ıen worden, welche noch weniger den Beifall der Tisch-
äste finden wollte als die Form, in der das Erbsengericht
ır Tafel kam. Gerade um jene Zeit wurde auch unter
ns jungen Leuten das berühmte und wohlberüchtigte
Brownische System bekannt, in welchem, mitten unter
er phantastischen Hauptmasse dennoch ein Saame des Ge-
ialen verborgen lag. Wie ein General der Landwehr
n Zeiten der Noth das Volk aus den verschiedensten Stän-
ıen, Alt und Jung, Lange und Kurze, in seinen grauen,
ırünen, blauen oder braunen Röcken zusammenruft und
ie Leute dann etwa nach dem Maaßstabe der Leibeslänge
n zwei große Heerhaufen schaart, so hatte der Schottlän-
er Brown alle Krankheitsformen in zwei große Rotten
ıetheilt, und jede einzelne mußte sich bequemen, entweder
u der einen, oder zu der anderen sich zu halten. Nur
wei Fahnen gab es im ganzen Heere, die eine Rotte stand
ınter dem Panier des über seine Dämme getretenen Stro-
mes der Lebenskraft (der Hypersthenie), die andere unter
dem jammervollen der Versiechung dieses Stromes (Asthenie).
Wenn die Heilkunde diesen beiden Rotten mit gutem Er-
folge begegnen wollte, da mußte sie bei der ersteren das
Uebersteigen, bei der anderen das Herabsinken der Lebens-
kraft auf das gesunde Niveau zurückführen, denn der Fluß,
der Sthenie sollte zwar immer in vollem Bette gehen, nicht
aber aus diesem heraustreten, noch weniger aber schmach-
voll versiegen. Zu diesem Zwecke dienten die Heilmittel,
welche der General und Feldmarschall im Gebiete seiner

medizinischen Theorie ebenfalls in zwei große Heerhaufen angeordnet hatte, davon der eine die Macht besaß, das Ueberfluthen der Lebenskraft zu mäßigen und zu verhindern, der andere, ihn, wenn er zu schwach war, zu steigern.

Mir und meinem Freunde Wetzel erging es, indem wir das Brownische System ungefähr in der eben angedeuteten Weise auffaßten, so wie es mir in meiner Kindheit und seitdem gar oft ergangen ist, wenn ich (nach S. 143) blos die Worte „fuhr um's Morgenroth“ mit enthusiastischem Beifalle erfaßte und den eigentlichen sinngebenden Nachsatz „empor aus schweren Träumen“ überhörte. „Dem Prinzipe ihrer Wirksamkeit nach, in Krankheitsfällen der Hypersthenie, so schlossen wir, gehören die Vitriolsäure und die Essigsäure nahe zu einander, sie stimmen beide die zu hochgesteigerte Lebenskraft herab, wie auch durch beide der Weingeist zur Naphtha gemacht wird. Nur etwa so unterscheiden sie sich, wie ein und derselbe Ton, wenn ihn die Trompete hervorbringt oder die Schallmeie. Ein Kartoffelsalat, den man statt des Essigs mit verdünnter Vitriolsäure anmacht, wird auf den menschlichen Körper ganz dieselbe Wirkung thun als einer, dazu man Essig genommen hat, wenn auch der Geschmack etwas anders sein sollte.“

Der Schluß erschien durchaus folgerecht und einleuchtend. Vitriolsäure hatte ich zu meinen chemischen Privatbelustigungen in hinlänglicher Menge angeschafft, der Essig mußte zum Salat erst geholt werden. Man verdünnte eine kleine Portion der Säure mit einer ziemlich großen von Wasser, machte mit ihr und mit Oel, so wie etwas Salz, den Kartoffelsalat an und tischte ihn so auf.

Zum Gerichte des Kartoffelsallates fanden sich immer mehrere Gäste ein, denn unsere Kartoffeln aus meiner erzgebirgischen Heimath waren viel besser als die aus der

Umgegend von Leipzig. Wetzel und ich kosteten, fanden den Geschmack allerdings anders als beim Essigsalate, dennoch, unserem Prinzip getreu, aßen wir schweigend fort. Unser guter sanfter Köthe, der schon so oft ein geduldiger Märtyrer unserer Prinzipien gewesen war, kostete auch, lächelte uns an, legte aber still die Gabel nieder. Der Jurist aus Nr. 7 der Etagen kostete auch, lächelte aber nicht, legte auch die Gabel nicht sachte hin, sondern ließ sie ganz erschrocken aus der Hand fallen und rief: „Was der Tausend habt ihr da wieder einmal gemacht, ihr seid ja wahrhaftig dem Schreiner und Sattler über ihre Beizentöpfe gerathen; es fehlt nur noch, daß ihr statt der Kartoffeln einen alten Thurmknopf erwischt hättet, dann wäre euer Salat zum Vertreiben der Mäuse aus eurer Kammer vortrefflich zu gebrauchen". Die anderen Gäste ließen sich zwar nicht so ausführlich in ein Urtheil über unseren chemischen Salat ein, wie der aus Nr. 7, bezeugten jedoch, Jeder auf seine Weise, ihren Mangel an gastronomischer Sympathie mit so neuer Zubereitung des Salates. Ueber solches Benehmen seiner Landsleute ereiferte sich mein Freund Wetzel sehr. „Ihr Thoren", so rief er, „urtheilt wie die Affen, welche bekanntlich unter allen Thieren die feinst schmeckende Zunge haben, nur nach dem Geschmacke. Ist denn nicht der ganze Leib, mit seinem Gehirne, Nerven und Muskeln etwas viel Bedeutenderes als die Zungenspitze, und für wen esse ich denn eigentlich, für die Zungenspitze, oder für den Magen?"

Uebrigens mußte der Magen dieses lieben Freundes von schwächerem Gewebe sein als seine Zunge und auch als mein Magen, denn bald nach dem Schlusse dieser Strafrede an die Theologen verließ er in ganz eigenthümlicher Bewegung seinen Sitz und ging hinaus. Einer der

Theologen sagte: „dem ist es übel". Ich aber, der Letzte auf dem Schlachtfelde der Salatschüssel, hielt noch einige Zeit unter dem Panier der Theorie festen Stand, kann aber versichern, daß mich noch jetzt ein besonderes, gleichsam beizendes Gefühl in der Mundhöle anwandelt, wenn ich an unser theoretisch kunstgerechtes Kartoffelgericht denke. Auch hätte man wirklich meinen können, der Jurist hätte Recht gehabt, da er unseren Salat als ein Mittel zum Vertreiben der Mäuse empfahl, denn als man den reichlichen Ueberrest davon in die Kammer gestellt hatte, bis ihn erst nach mehreren Tagen die alte Aufwärterin hinwegschüttete, bemerkte Köthe, daß er jetzt auf einmal bei Nacht die Gesellschaft der Mäuse vermisse.

Wetzel hatte im Verlaufe des Winters auch das Konvikt erhalten, Köthe und ich blieben zur Abtödtung unseres Fleisches noch allein der Brahminenkost der Erbsen und gesottenen Kartoffeln treu, während die Andern an unserem Tische nur Gastrollen spielten. Das Fleisch muß aber doch in so jungen Leuten ein schwer abzutödtendes Ding sein; in unserer beiderseitigen fleischlichen Natur regte sich ein unwiderstehliches Gelüste nach einem Stück warmen Rindfleisch. Jeder schämte sich, dem Anderen seine Schwäche zu bekennen, vermöge einer seltsamen Sympathie fielen wir aber an einem und demselben Tage aus der geistigen Höhe in die fleischliche Tiefe herab. Ich hatte mich in das Haus eines Speisewirthes geschlichen, der billige und gute Kost gab, fing so eben an, mein Stück Rindfleisch zu zerschneiden, da trat Freund Köthe still herein, sah sich schüchtern im Zimmer um, und da er mich an einem Tischchen in der Ecke sitzen sah, kam er gar vergnügt zu mir hin, und wir hatten bei wie nach dem Essen gar viel, Einer über den Andern, zu lachen.

Eine Fußreise in wahrhaft übermäßig forcirten Tagmärschen, mit Wetzel nach Bautzen zu seiner todtkranken Mutter, die wir leider nicht mehr am Leben trafen, hätte zur Abtödtung des Fleisches auch einen guten Beitrag geben können. Sie fiel mitten in den Winter, und es war ein Glück für uns, daß das Ausruhen, am Weihnachtsfeste, im Hause meiner Eltern auf uns alle drei einen neu bekräftigenden Einfluß übte. Der junge Theolog, Freund Köthe, hatte meinem Vater ganz besonders wohl gefallen, Beide unterhielten sich viel mit einander über die ernstesten Angelegenheiten ihres Berufes. Mein Vater erlaubte auch unserem jungen Freunde, was er wohl einem anderen noch nicht absolvirten Theologen schwerlich verstattet haben würde, bei ihm seine erste Predigt zu halten. Es geschah dieses am dritten Weihnachtsfeiertage, der bei uns noch als ein halber Festtag gehalten wurde. Mein Vater hörte sehr aufmerksam zu, beobachtete jede Bewegung des jungen Redners auf der Kanzel. Von Effektmacherei und Koketterie der Redekunst, die dem alten Pfarrer Schubert am meisten zuwider war, fand sich in Köthe's erster Predigt keine Spur, dieser hat auch später nach Kräften niemals sein eignes Selbst und seine eigene Ehre, sondern seinen Herrn und dessen Ehre auf der Kanzel verkündet. Dagegen rückte mein Vater manchen Ausdruck der Rede, der durch eine zu große Wärme des Gefühles aus der geraden Linie der Einfalt herausgetrieben war, mit starker Hand zurecht und wieder in die Einfalt hinein, machte auch über Haltung des Tones der Stimme und des Körpers manche Bemerkung, wofür ihm mein Freund später fortwährend dankbar geblieben ist.

Wir beiden Mediziner erhielten auch von Papa Schubert manche tüchtige Zurechtweisung über unsere enthu-

klassische Benommenheit von der neuen Lehre des Brownischen Systemes. Der alte Herr, so wenig er Worte machte, wußte bei passender Gelegenheit in diese wenigen einen sarkastischen Humor zu legen, der seine augenblickliche Wirkung nicht verfehlte. Leider galt aber noch von uns Beiden der Spruch, den man damals auf einer Denkmünze an die Streitigkeiten über das eigentliche Anfangsjahr des neuen Jahrhunderts lesen konnte: „Wenn du den Narren in einem Mörser zerstückest wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm". Wir lachten über den trefflichen Witz des guten Papa's, dachten aber in unserem Herzen: die neuere Zeit steht doch nun einmal, nach dem viel größeren Kreise ihrer Forschungen und Erkenntnisse, auf den Schultern der alten, schaut deshalb weiter hinaus und umher als diese. Indeß hatte doch der Besuch in meinem Elternhause in das „Konzert der jugendlichen Phantasiestücke", welches wir zusammen im 5., 6. und 7. Mansardenstockwerke des Dr. Michaelis'schen Hauses aufführten, zwar nicht eine Pause, wohl aber ein Piano und zuletzt Pianissimo hineingebracht.

39. Die Zeit des Abschiedes aus Leipzig.

Ich war bei meiner, wie ich sie wohl nennen darf, fleißigen Benutzung der Zeit, ungeachtet aller unnöthigen Kreuz- und Quersprünge, auf dem Wege meiner akademischen Ausbildung so weit gekommen, als man nach Billigkeit fordern und erwarten konnte, ja wenn man blos die Quantität Dessen in Anschlag bringen wollte, was ich gelesen und gehört hatte, ohne Berücksichtigung Dessen, was davon wirklich verdaut war oder nicht, sogar noch etwas weiter. Mein Vater hatte seine Einwilligung dazu gege-

ben, daß ich von Leipzig aus noch an eine andere Universität gehen und da meine medizinischen Studien vollenden dürfe. Auch in der Wahl einer solchen, wenn sie nicht mit Anforderungen verbunden wäre, die seine Mittel überstiegen, hatte er mir vorläufig, bis zur weiteren Berathung mit ihm, die Freiheit gegeben. Wetzel, obgleich es sehr gegen seinen äußeren Vortheil war, Leipzig zu verlassen, wo er das Konvikt und überdies ein Stipendium aus seiner Vaterstadt genoß, dachte wie ich, auch er wollte noch an eine andere Universität gehen, und zwar, aus persönlicher Anhänglichkeit an mich, dahin, wo ich hingehen würde. Wir waren keinesweges blind gegen das viele Gute, was wir an Mitteln zu unserer wissenschaftlichen Ausbildung in Leipzig hatten, und lernten Manches erst nachher noch recht schätzen. Wir ehrten und bewunderten den trefflichen Hebenstreit, dessen klarer, gründlicher Vortrag nicht nur den Meister in der Kunst zu belehren, sondern den tiefen Denker, den scharfen Beobachter und vielseitig gebildeten Gelehrten kund gab. Wir hörten mit dankbarer Anerkennung bei dem alten, würdigen Hase die Vorlesungen über Anatomie, welche in einer oft komisch kontrastirenden Weise lateinisch, mit untermischten, deutschen Bemerkungen gehalten wurden. Ich bekenne es aufrichtig, daß ich bei Hase mehr gelernt habe als in Vorträgen über denselben Gegenstand, die ich später hörte, obgleich diese durch große Eleganz ihrer äußeren Form, durch einen fast blendenden Reichthum der Präparate und andere Hülfsmittel gar sehr vor Dem sich auszeichneten, was Hase uns darzubieten hatte. So hatte ich manchen Lehrer der Hochschule von Leipzig in verschiedenen Fakultäten sehr schätzen und ehren lernen, obgleich diese Männer keinesweges auf äußeren Effekt und auf den Gewinn allgemeinen Beifalles ausgingen, sondern

nur darum bemüht waren, daß Alle, welche fleißig sein wollten, bei ihnen etwas lernten.

Die Universität Halle oder Jena, eine von beiden, so schien es uns, sollten und mußten wir nach unserem Bedürfnisse und dem Maaße unserer Mittel zu unserer weiteren Ausbildung wählen. In Halle zog uns mancher mit Recht berühmter Name an; wir hatten noch jüngst mit Bewunderung und Freude Werke von Reil und Curt Sprengel gelesen. Unser Freund Struve war uns bereits dorthin seit dem Beginne des Wintersemesters vorausgegangen und sprach in seinen Briefen mit Entzücken von dem wissenschaftlichen Genusse den er „in dem Cos an der Saale, dem äskulapischen Heroënsitze unserer Zeit", gefunden. Eines Tages, als wir kurz vor Mittag aus der Vorlesung kamen, wurde plötzlich, ich weiß nicht mehr, ob ein Brief von Struve die Anregung gab, beschlossen, wir wollten so eben, ohne uns lange zu besinnen, eine Wanderung nach Halle machen. Wir waren unserer vier oder fünf; Keiner davon hatte zu Mittag gegessen, etliche von uns hatten auch vom vorigen Tage her wenig oder nichts in sich, was dem Magen Beschäftigung gab. Nach einigen Stunden der schnellen Wanderschaft versanken wir Alle in tiefes Nachsinnen. Ich schämte mich, als ich das ernste Gesicht meines lieben Freundes Köthe sah, ihn zu fragen, was ihn so tief im Gemüthe beschäftige, denn ich mußte mir gestehen, daß meine Gedanken recht tief auf's Irdische gerichtet waren. Endlich brach einer aus der Gesellschaft das Schweigen. Seit einer Stunde, so sprach er, kommt mir der Gedanke an einen guten Teller voll Sauerkraut und Bratwurst nicht aus dem Sinne. Da lachten die anderen Alle, denn der Eine hatte an Rindfleisch und Kartoffelgemüse, der Andere an Schöpsenfleisch und weiße Rü-

ben, noch Andere wenigstens an ein Stück Brod und Käse gedacht, an Dinge aber, die zu unserem ernsten Gesichte paßten, auch nicht ein Einziger. — Die fleischliche Natur in uns ist ein Schelm, der sich in allerhand theatralische Kleidung schickt, und auf dessen Mienen und äußeren Geberden man niemals allzuviel trauen darf.

Wenn ich sagen wollte, wir gefielen uns in Halle, so wäre das zwar auch sehr richtig, aber ich kann zugleich mit Recht sagen, uns gefiel alles Das, was wir in Halle sahen und fanden. Dennoch nahm unsere Wahl eine andere Wendung. Meine alte Vorliebe für das an Weimar nachbarlich gelegene Jena sollte siegen.

Das neunzehnte Jahrhundert hatte unter wahrhaft großartigen, glückbedeutenden Vorzeichen seinen Anfang genommen. In der ersten Nacht desselben hatte sich, durch Piazzi's Entdeckung der Ceres, des lange vergeblich gesuchten Mittelplaneten zwischen Mars und Jupiter, für den forschenden Geist des Menschen der Sternenhimmel aufgethan; durch den neugefundenen Weg der Aufschlüsse, welche der Galvanismus über die Elementarkräfte der Körperwelt gab, hatte sich ihm ein Blick in die metallischen Tiefen der Erde eröffnet. Alexander von Humboldt's gedankenvolles Werk über die gereizten Muskel- und Nervfasern, war mir vor anderen ein hellsehender Führer in dieses Gebiet der kosmischen Erscheinungen geworden; Ritter's merkwürdige Versuche und Beobachtungen über die Wirkungen des Galvanismus, nicht nur auf die abgetrennten thierischen Nerven, sondern auf die Nerven und Sinne eines lebenden menschlichen Körpers, waren in einer Zeitschrift mitgetheilt. Ich las sie an einem Nachmittage des Vorfrühlings. Als Wetzel etwas verspätet aus einer Vorlesung nach Hause kam, sagte ich ihm, wir müssen

hin nach Jena, den Mann sehen und sprechen. Es galt keine lange Ueberlegung, alsbald, um keine Zeit zu versäumen, machten wir uns auf den Weg. Die Sterne schienen hell; ich suchte den müden Freund durch allerhand Mittheilungen über die Größe des Weltgebäudes, nach Herschel und Bode, munter zu erhalten; seine gesunde Natur begehrte nicht des unendlich großen Raumes, sondern nur des kleinen in einem Bette oder auf einer Streu; mitten im Gehen, wie ich es noch bei keinem Menschen gesehen, schlief er ein, taumelte ein Mal um's andere in den Chausseegraben. In Weißenfels kamen wir spät zum Nachtlager, trafen am anderen Tage in Jena ein, sahen und sprachen Rittet, hörten vor Allen Schelling, und die Wahl war für Jena entschieden.

40. Die Reize des Burschenlebens.

Meinem Vater hatte ich von Leipzig aus den Wunsch meines Herzens mitgetheilt, nach Jena zu gehen, um dort meine medizinischen Studien zu vollenden. Er hörte, bei meinem Besuche im elterlichen Hause während der Osterferien, die Gründe ausführlicher an, die mich zu meiner Vorliebe für Jena bestimmten, gab seine Einwilligung und ich trat, in Begleitung meines Freundes Wetzel, in einer der ersten Wochen nach Ostern (1801) fröhlichen Muthes den Umzug nach dem geliebten Saalathen an.

Es war ein milder Frühlingsnachmittag, als wir auf dem Wege von Bürgel her die Saale und die alte, ehrenwerthe Musenstadt vor uns liegen sahen. Wir konnten es nicht lassen; wir wendeten uns noch hinüber nach dem Berge, auf dem die Burgruine mit dem Fuchsthurme weithin im Thale gesehen wird. Die Abhänge der kahlen Höhen erschienen jetzt wie in violblauen Sammet und

grünliches Seidengewebe gekleidet, denn es war die Zeit, in welcher die Pulsatillen (Küchenschellen) ihre großen, dunkelpurpurnen Blüthen aufthaten, deren zahllose Menge den felsigen Boden in einen Blumengarten verwandelte. Ein schöner, dabei aber vergänglicher Reiz der Frühlingstage, denn wenn man bald nachher das steinige Feld wieder besucht, auf dem die stattlichen Blumen prunkten, da sind die Zelte des purpurnen Sammets mit dem Schatze des Goldes (den Staubfäden) in ihrem Inneren verschrumpft und vom Winde verweht, nur die seidenartig glänzenden, feingetheilten Blätter mit dem dürren Saamengehäuse stehen noch, bis nach wenig Wochen nichts mehr bleibt als die Wurzel, in welcher die scharfen Säfte, mit denen sie noch während der Blüthenzeit erfüllt war, allmählig sich vermindern und vertrocknen. Da aber, wo die Pulsatillen prangten, sieht man dann die Bergkräuter, zwar mit kleiner, unscheinbarer Blüthe, aber mit heilsam gewürzreichen Säften, und nützliche Futterkräuter für die Heerden der Lämmer.

Ich habe von jeher eine besondere Vorliebe für die naturwüchsige Pflanzen- und Thierwelt der Wildniß gehabt. Während meines Aufenthaltes im herrlichen, reichen Nilthale hat mich das Verlangen nach dem Anblicke der selbstkräftigen, von der Menschenhand noch ungezähmten Natur oft hinausgetrieben aus der Fülle der kunstreich angelegten Baumgärten, Bohnen- und Saatfelder, so wie der Zuckerrohrpflanzungen, nach dem wüsten Mokkatamberge oder nach der sandigen, vom Wasser des Stromes nie besuchten, Einöde. Denn hier allein grünte und blühete noch die uranfänglich einheimische Natur von Aegypten, in deren Mitte das Heer der Kulturpflanzen mit den Geschlechtern der Menschen zugleich eingewandert ist. Und oben auf

den Hochalpen, da für die Hand des Menschen kein Säen noch Ernten ist, redete die Natur eine Ursprache mit mir, deren gedankenvoller Ausdruck mich mächtiger ergriff, als der gesellschaftliche Ton in der einförmigen Gestaltensprache des Kulturlandes.

Das Universitätsleben, in welches wir nicht mehr als Neulinge, sondern als schon ältere Genossen eintraten, erinnerte mich und meinen Freund hier in Jena, in seinem großen Kontraste mit dem in Leipzig, an eine solche Wohnstätte der naturwüchsigen Pflanzen; an einen Urwald, welcher von der menschlichen Axt und Säge selten oder niemals besucht wird und darin jeder Baum, jeder Strauch nach seiner Art und nach dem Maaße seiner natürlichen Kraft sich entwickeln kann. Jena war eine von jenen Universitäten in ausschließenderem Sinne, deren man namentlich damals mehrere nicht in bedeutenden Handelsstädten oder in Residenzen, sondern in solchen bürgerlich kleineren, ja selbst ärmeren Städten von Deutschland fand, darinnen die Professoren den Fürstenstand und seinen Hof, die Studenten den Adel und die höheren Stände vorstellten, von deren Anwesenheit die Stadt ihren Ruhm und ihren Wohlstand empfing. Der herrschende Ton war, ich kann dies bezeugen, ein ehrenwerth wissenschaftlicher, das Studentenleben, im Vergleiche mit anderen Universitäten, so weit es sich öffentlich kund gab, ein sittlich keusches, und — Dank der harmlosen Beschaffenheit des dortigen Bieres und Weines — ein nüchternes und mäßiges. An den Orten der öffentlichen Zusammenkünfte der Studenten machten sich vorzugsweise nur wissenschaftliche Gespräche geltend; Berichte über das, was heute der eine oder andere der Professoren vorgebracht, zuweilen mit kuriosen Bemerkungen, so wie allerhand eigene, sogenannte Ideen, welche

je wunderlicher sie waren, desto mehr Stoff zur guten Unterhaltung gaben. Um Zeitungsnachrichten und Kriege der Potentaten bekümmerte man sich nicht viel, desto mehr hatte man mit den kleinen Kriegen zu thun, welche unter dem freien Volke der Jenaischen Studenten, gleich wie anjetzt unter den freien Volksstämmen der Tscherkessen, zwischen den einzelnen Landsmannschaften und anderen Verbindungen, so wie auch zwischen den Einzelnen fast ohne Aufhören geführt wurden. Von Kleiderstaat und Zierlichkeit, wie etwa in Leipzig, sah und bemerkte man unter den Jenaischen Studenten nur wenig, vielmehr, hierin in völligem Gegensatze mit denen in dem eleganten Leipzig, gefiel man sich in einem der Burschenfreiheit erlaubten Negligée und in allerhand phantastischem Aufputze, damit irgend ein wohlansehnlicher oder hübscher Bursche, eben so wie eine ansehnlich herrschaftliche Person in Paris, eine neue Mode aufbrachte.

Die Entwickelung des eigentlich Tüchtigen und Guten ging, wie das Wachsthum der jungen Eichen eines Waldes, im Verborgenen und Stillen vor sich; desto augenfälliger gab sich das Treiben mancher anderer Schößlinge kund, welche, wie die vorhin erwähnten Pulsatillen (S. 351), zu den originellen Erscheinungen des freien akademischen Feldes gehörten. Von solchen könnte ich, wenn hier der Ort dazu wäre, Vieles berichten, was vielleicht für die Charakteristik des damaligen jungen Deutschlands nicht uninteressant wäre; ich deute nur im Vorübergehen auf einige hin, die sich, wie dies die Art solcher Originale ist, bald nach meiner Ankunft in Jena mir bemerklich machten.

So erinnere ich mich noch wohl eines jungen Rheinländers, welcher in seinen Gedanken mit nichts Geringerem umging, als mit der Stiftung einer neuen Religion, in welcher die

Lehren und Gebräuche aller Religionen auf Erden verschmolzen sein sollten. Wenn ich nicht irre, ist er später ein ehrbarer Mauthbeamter geworden. Ein Anderer, ein eifriger Anhänger von Fichte, den er jedoch nicht besonders tief verstanden, trug sich mit dem Entwurfe zum Systeme des ewigen Weltfriedens herum, zeigte bei jeder Gelegenheit, daß der Krieg ein vorsätzlicher Mord sei, und war dabei doch einer der ärgsten Raufer an der Universität, jeden Augenblick zum Blutvergießen im Kampfe der Ehre (Duell) bereit. Wieder ein Anderer, der sogenannte potenzirte Sonnenbaron, hatte sich ein System der Astronomie ausgesonnen, das gar wunderlich aus der Welt der Leiber in die der abgeschiedenen Seelen hinüberreichte. Er trug dieses mit einem solchen Gefühle des Wohlgeschmackes vor, wie ein Durstiger bei heißem Wetter und in einer Gegend, wo es für ihn nichts gibt als ein wenig Bachwasser, den Bericht über gute Weinsorten. Wie die Sonne, so ungefähr meinte er, als ungeheure Körpermasse die ganze Körperwelt der Erde anzieht, so als Licht- und Lebensgeber die Seelen, welche, wenn sie nach dem Tode dorthin gerückt werden, Alles in potenzirter Weise wieder finden, was sie auf Erden verließen, z. B. der verstorbene Student ein potenzirtes Jena, wo er die Rechte oder die Medizin in potenzirter Weise vollends ausstudieren kann. Wenn der verstorbene Wirth in Lichtenhayn oben im solarischen Lichtenhayn seine höher potenzirte Wirthschaft, oder ein verstorbener König seinen sonnenhaft verklärten Erdenthron wieder einnimmt, dann wird er dort freilich seinen Vater oder sonstigen Vorgänger noch vorfinden. Dieser aber wird dann alsbald promovirt in eine noch höher potenzirte Sonne. Solche Promotionen in's Unendliche bildeten einen Hauptzug im astralischen Systeme des Sonnenbarons, und

es war von ihm bekannt, wie sehr er überhaupt an Promotionen Theil nahm, indem er als alter Bursche (er hatte wohl schon 10 Jahre lang in Jena studirt), dabei als witziger gutgelaunter Gesellschafter fast bei allen Promotionsschmäußen ein eingeladener Gast war.

Der hagere, höchst phlegmatisch aussehende Student im grauen Rocke, ein Landsmann der Häringsfischer, den sie den Weltbrandstifter nannten, hätte es nicht nöthig gehabt, seinen weißen Hut mit hoher Spitze überall, als wenn er ihm angewachsen wäre, auf dem Kopfe zu tragen, denn er war schon ohne seinen Hut länger als wir Andere. Der Mensch blieb immer ernsthaft, lächelte niemals bei einem Scherze, den ein Mitstudirender, ja nicht einmal bei einem solchen, den ein Professor nach alter Art in seinen Vorlesungen machte. Einmal schon hatte er in Götling's chemischem Laboratorium mit seinem hohen Hute einen gläsernen Kolben, der hoch an der Wand seine Stelle hatte, heruntergestoßen und an den Famulus den Schaden ersetzt, ein anderes Mal, als uns der Lehrer die Bereitung des Phosphors aus thierischen Knochen in ziemlich großer Masse gezeigt und dabei vorläufig von der leichten Entzündlichkeit dieses Körpers gesprochen hatte, griff er unvermerkt nach einem der so eben aus dem Wasser genommenen länglichen Stücke, hielt es an eine im Hintergrunde des Herdes stehende brennende Lampe und ließ das plötzlich in Flammen gerathene Stück etwas überrascht auf den Haufen der anderen Stücke fallen. Augenblicklich schlug vom Herde die große Flamme auf; unter dem Getöse der zerplatzenden gläsernen Gefäße eilten Alle zur Thüre hinaus: der sogenannte Weltbrandstifter mit versengtem Rocke, ruhigen Schrittes zuletzt; fragte den Famulus, was seine Schuldigkeit für die verbrannten Sachen sei, und äußerte auf

Befragen, er habe sich nur selber von der leichten Entzündlichkeit des Phosphors überzeugen wollen.

Das alte Kasket, welches einem anderen Burschen an den Kopf, wie sein alter grauer Mantel (der sogenannte Schanzenlaufer) an den Leib gewachsen schien, weil man ihn niemals, weder im Winter, noch im Sommer, weder an Werktagen, noch an Feiertagen, ohne dasselbe sah, stieß freilich keine gläsernen Retorten herunter, sein Inhaber hätte sie auch nicht bezahlen können, denn dieser lebte mehrere Jahre lang zu Jena in einer selbst erwählten oder selbst verschuldeten Bettelarmuth, weil er, aus einer in der That krankhaft erscheinenden Scheu vor dem Briefschreiben, bei seinem vergeblich auf Antwort wartenden Pflegvater oder Vormund in Ungnade gerathen und von diesem ohne Geldsendungen gelassen worden war. Der Mensch war übrigens fleißig; der Wirth im Ballhause reichte ihm in Hoffnung künftiger Bezahlung seine tägliche, höchst frugale Kost, und als er am Schlusse seiner medizinischen Studien gerne die Prüfung bestanden und promovirt hätte, da kam ein Verwandter, der in Leipzig die Messe besucht hatte, ließ den Briefscheukranken in den Gasthof zur Sonne kommen, schalt denselben verdientermaßen aus, bezahlte aber auch seine Schulden und Promotionskosten, besorgte für ihn anständige Kleidung und nahm ihn mit in die Heimath. Der Mensch hatte in seiner Narrheit viel Ausgaben erspart, denn er war im Anfange, so lange das Geld vom Hause währte, ein flotter Bursch gewesen und wäre dieses wohl auch bei dem Zuschusse aus der Heimath, der ihm bei ordentlicher Führung seiner Korrespondenz zugesichert war, geblieben.

Allerdings konnte man diese, so wie viele andere, ihnen ähnliche Erscheinungen des Burschenstandes nur als

entstellende Auswüchse der jugendlichen Naturkraft betrachten; als tolle Luftsprünge der jungen Rosse, die auf einer Gemeinweide noch ohne Zaum und ohne Scheu vor der Gerte sich ergehen, wetteifernd jetzt und scherzend im Laufe, dann wohl auch heftig ausschlagend eines gegen das andere. Nicht aber nur der Gedanke, daß ja dieser jungen, unbändigen Heerde, die nur zu bald die drückende oder ziehende Last an Rücken und Brust, Zaum und Sporn wird fühlen müssen, der kurze, freie Genuß der Jugend zu gönnen sei, läßt selbst auf die tollen Luftsprünge ein milderndes Licht fallen, sondern vor Allem die Erfahrung, daß durch den freien Gebrauch die Kraft gestärkt wird und eine Sicherheit des Bewegens empfängt. Eine solche selbstständig in sich abgeschlossene Universität ist eine Welt für sich, welche der übrigen äußeren Welt so wenig bedarf, daß der zu ihr gehörige akademische Bürger seinen Stand mit keiner Stellung des äußeren Alltagslebens vertauschen möchte, und daß er, im überschwenglich freudigen Selbstgefühle mit den goldenen Träumen seine Zukunft sich in Luftschlösser hineinbettet, die auf dem festen Grunde der irdischen Wirklichkeit kaum zu finden sind.

Ich fand in Jena viele meiner früheren Schulgenossen aus Weimar wieder. De Wette war unverändert in der stillen Zucht seines ernsten wissenschaftlichen Strebens geblieben; Hase bereitete sich, ohne dieses zu wissen, durch den Umgang mit einigen jungen, wackeren Griechen auf seinen künftigen Beruf und Stand in Paris vor. Die Mediziner, die ich auf der Schule gekannt, waren mir, weil ich ein Jahr bei der Theologie gewesen, um eine Stufe voraus, ihr Umgang mir desto lehrreicher. Ueberhaupt waren all' diese früheren, näheren Bekannten keine Fremdlinge, sondern schon eingewohnte Bürger in dem anmuthigen

akademischen Freistaate, in den ich nun eintrat. Es hatten sich auch zu den älteren viele angenehme neue Bekanntschaften gefunden; lag doch selbst die Wohnung, die wir Beide, Wetzel und ich, bezogen hatten, an einem Mittelpunkte des geselligen Verkehrs: neben dem großen Wacher'schen Hause, welches Kleinaltorf hieß, weil in ihm, in die Räume der einzelnen kleinen Zimmer vertheilt, so viel Studenten wohnten, als an der kleinen guten Universität Altorf zusammen lebten.

Für uns Beide, ich läugne es nicht, hatte dieses fröhliche Universitätsleben, mit seiner bunten Mannigfaltigkeit und dennoch zugleich seiner lebenskräftigen Gemeinsinnigkeit, im Vergleiche mit dem zu unserer Zeit in Leipzig herrschenden, etwas überaus Anziehendes, ja Hinreißendes. Wie hätte ich es vor noch nicht zwei Jahren für möglich gehalten, daß ich aus meiner Anachoreten-Abgeschiedenheit und Stille in dieses bunte, lustige Burschenleben gerathen könne. Mein Verbleiben bei diesem Extreme dauerte indeß nicht gar lange; es erreichte seinen Gipfelpunkt schon bei einer Reise in den Thüringerwald, die ich während der Pfingstfeiertage in Wetzel's Gesellschaft nach Dreißigacker und Zillbach machte, um den berühmten Forstmann und Ornithologen **Bechstein**, so wie einen jungen, lieben Freund aus Weimar aufzusuchen, welcher in diesem klassischen Waldreviere die Forstwissenschaft studirte. Ich schäme mich noch jetzt des abenteuerlich burschenhaften Aufzuges und des erkünstelt ungeschliffenen Benehmens, mit welchem wir am Abende in Arnstadt einwanderten; dort in dem vornehmsten Gasthofe des Ortes (im Rathhause?) mit den Hüten auf dem Kopfe, ohne Jemand zu grüßen, in den Billardsaal hineintraten, darin eine Gesellschaft der Honoratioren versammelt war, dann um die Billardtafel herum und, ohne

nur mit dem Kopfe zu nicken, zur Thüre wieder hinausgingen. Wir hatten uns nur nach Leuten „unserer Art“ — nach Jenaischen Burschen — umsehen wollen; wir aber waren hier die Einzigen in unserer Art, und die wackeren Gäste im Saale würden uns wohl unsere Grobheit in anderer Weise als durch Blicke und halblaute Worte des Unwillens verwiesen haben, wenn sich nicht in ihnen die Erinnerung an ihre eigene Jenaische Burschenzeit geregt hätte. Der Kellner, sowie die Wirthsleute, mochten unser Benehmen für das Zeichen eines sehr vornehmen Standes halten; man wies uns das vornehmste Zimmer im Hause an und suchte uns bei dem etwas verspäteten Abendessen zu zeigen, was Küche und Keller vermöchten, wofür wir freilich am anderen Tage auch, wie dies ganz billig und recht war, als sehr vornehme und reiche Herren bezahlen mußten.

Ich war am nächsten Morgen — am schönen Pfingsttage — sehr frühe auf. Ein Choral, der bald nach dem Läuten der Morgenglocke vom Thurme geblasen wurde, erinnerte mich an einen mir theuren Mann, der in den Zeiten eines früheren Geschlechtes nicht nur Arnstadt's höchster Ruhm, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes Ehre und Freude gewesen war: an den großen Johann Sebastian Bach. Hier in Arnstadt, als Organist, hatte dieser gewaltige Geist zuerst mit den Tönen der gottgeweihten Gesänge Cäcilien's Geist wieder erweckt; von hier aus begann er den Weg seines Ruhms und Wirkens, der ihn im Verlaufe von wenig Jahren von einer Stufe der ehrenden Anerkennung zur anderen über Mühlhausen, Weimar, Anhalt Köthen an die Thomasschule zu Leipzig führte, wo er, als der größte Kantor der ganzen neueren Zeit, sein fruchtbarstes Arbeitsfeld fand, das noch fortwährend kräftige Aehren aus seiner Aussaat treibt. Denn mit

dankbarer Freude denke ich noch jetzt an die Gesänge, die ich während meines Aufenthaltes in Leipzig vom Chor der Thomaskirche hörte, in denen der kräftige Nachklang von Sebastian Bach's gewaltigen Harmonieen unverkennbar war. Wie hier Arnstadt an die erste Blüthenzeit der hohen Palme erinnert, die eine Zierde der Kirchen ward, so erweckt in uns das benachbarte Ohrdruff das Andenken an die Jahre des harten Druckes, unter welchem der edle Keim, wie der Kern einer Dattel, damit sein Aufschießen desto kräftiger werde, im Hause seines eifersüchtigen Bruders fast erlegen wäre, wenn nicht äußerlich ein reicher Mann aus Arnstadt des innerlich reich begabten Jünglings sich erbarmt und ihm freigebig den Weg zur Schule nach Lüneburg eröffnet hätte. Von hier aus geschah es, daß Bach Gelegenheit fand, das „rechte und ächte" Orgelspiel bei dem alten, ehrwürdigen Reinke in Hamburg zu vernehmen.

Der Pfingstmorgen hatte festlich genug begonnen, oben aber auf dem Berge, bei den Waldhütten, gerieth ich schon mit meinem Reisegefährten in Hader und Streit, weil dieser aus dem vermeintlich schnelleren Wuchse seines Haares, das mit dem meinigen zu gleicher Zeit in Leipzig abgeschnitten war, den Schluß ziehen wollte, daß seine Natur sthenischer (kräftiger) sei als die meinige, was für einen eifrigen Brownianer, dergleichen wir Beide waren, als eine freche, unverzeihliche Beleidigung erscheinen mußte. Wetzel gab am Ende zu, daß ich keinesweges asthenisch, sondern wohl eben so sthenisch sei als er, und die Versöhnung erfolgte. —

Ein des Weges kundiger Führer brachte uns bald bergauf bald bergab, zum Theile durch herrliche Waldgegenden, am Nachmittage an Schmalkalden vorüber, am Abende

nach Zillbach. Leider war der liebe Freund, den ich hier suchte, zu seinem ziemlich weit entfernten Bruder verreist, und der freundliche junge Forstmann, der uns am anderen Morgen diese unliebe Nachricht mittheilte, fügte auch die andere von ähnlicher Wirkung hinzu, daß Bechstein verreist sei. Wir machten uns, unter der Leitung unseres neuen Bekannten, mit der Umgegend und ihren Hülfsmitteln zur Bildung künftiger Forstleute bekannt, machten am Nachmittage noch einen anmuthigen Weg am Inselsberge vorüber, der uns einige der schönsten Stellen des herrlichen Waldgebirges überblicken ließ; wir übernachteten in Friedrichsroda. Unser Reisegeld hatte durch die vornehme Bewirthung in Arnstadt, so wie durch einige Ehrenausgaben auf dem weiteren Wege eine unerwartete Verminderung erlitten; dennoch konnte es am Abend in Friedrichsroda mein lieber Freund Wetzel nicht lassen, einer armen, wandernden, kinderreichen Familie, die unter einem Holzschuppen im Hofe des Wirthshauses übernachtete, mitleidigen Herzens einen Laubthaler *) zu schenken, den ich ihm als Reservesumme für die Heimreise zum Aufbewahren gegeben. Da wir aber außer diesem größeren Geldstücke nur noch gar wenige kleinere bei uns trugen, blieb uns am nächsten Morgen, nach Bezahlung der billigen Wirthsrechnung, vielleicht nicht mehr übrig, als die wandernde Familie gestern vor Empfang unseres Geschenkes besessen haben mochte. Wir konnten, nach Verlust des Laubthalers, nicht mehr auf einen laubgrünen Zweig, sondern nur auf zwei ansehnliche Stücke Schwarzbrod und einige Stücklein Kuhkäse von unansehnlicher Größe kommen, die wir zwischen

*) Eine damals noch kursirende französische Münze, die im Werthe eines Kronenthalers stand.

Gotha und Erfurt in einer kleinen Schenke am Fahrwege um weniges Kupfergeld erkauften. Dennoch ließ sich auf dem ganzen, tüchtigen Tagmarsche von Friedrichsroda über Gotha, Erfurt, Weimar bis Jena Keiner von uns, um nicht für asthenisch zu gelten, weder den Hunger, noch die Ermüdung merken, und für mich war es, nach der vorgestern von ihm erlittenen Beschimpfung ein heimlicher Triumph, daß ich auf dem letzten Theile des Weges, den wir nach Einbruch der Nacht machten, immer rüstig voraus war und von Zeit zu Zeit auf den armen, müde einherstolpernden Gefährten warten mußte. In Jena hatten die Leute schon mehrere Stunden geschlafen, als wir spät in der Nacht an unsere Hausthür klopften und nun auch zur Ruhe kamen.

Es sind, wenn wir den Erinnerungen unseres vergangenen Lebens nachgehen, öfters, so wie für mich die kleine Geschichte unserer burschikosen Reise, ganz gleichgültig scheinende Züge, an denen wir, bei aufrichtiger Prüfung, einen Grund der Gesinnung wiedererkennen, der keineswegs von gleichgültiger Art war. Das, was bei mir unter der angenommenen Geberde, ich möchte sagen Grimasse der Burschenschaftlichkeit versteckt lag, wurde mir erst recht klar, als ich bald nach der Reise in den Thüringer Wald nach Weimar, in das Haus des ehrwürdigen Herder kam. Ich fing an, mich meines burschikosen Bezeigens zu schämen, es war mir verleidet. Wenn aber auch nicht mehr in dieser Form, trat es später dennoch in einer anderen wieder an mir hervor, und was sich nicht äußerlich kund gab, das blieb doch innerlich sitzen.

41. Der Fortgang in gewohnterem Schritt.

Die Extreme der inneren Richtung wie des äußeren Bewegens, wenn kein starker Halt auf dem Grunde da ist,

wechseln in unglaublicher Schnelle mit einander ab. So wurde auch ich, schon im Verlaufe des ersten Sommersemesters in Jena, aus einem flotten Burschen wieder ein vielbeschäftigter und wenig begehrender Derwisch. Als flotter Bursch hatte ich Anfangs nach allen Seiten einen Aufwand gemacht, der von der Summe, die mir aus väterlicher Hand für das ganze Halbjahr zugewiesen war, schon in den ersten Monaten so viel hinwegnahm, daß für die letzten nur ein kleiner Rest übrig blieb. Wenigstens nach einigen Seiten hin durfte ich, der Ehre halber, das flotte Bezeigen nicht aufgeben, wohl aber nach einigen anderen, welche die Befriedigung meiner leiblichen Bedürfnisse angingen. Diese äußerliche Nothwendigkeit, zugleich mit dem Arbeitsdrange, der mich nicht verlassen hatte, brachte mich auf den Gedanken, täglich nur einmal zu essen. Und zwar nur am Abend. So wurde der Vormittag den Vorlesungen gelassen, der Nachmittag blieb ganz zu eigenen Arbeiten mein.

Als eifriger Brownianer durfte ich mir jetzt das Fleischessen nicht ganz versagen, und nach eigenem Einfalle stellte ich mir meine Lebensordnung in solcher Weise fest, daß ich früh, wenigstens während der längeren Sommertage, um 4 Uhr zur Arbeit mich erhob, um 6 Uhr einen Thee von isländischem Moose mit etwas Milch (ohne Zucker) genoß, dann von 7 bis 11 oder 12 die Vorlesungen besuchte und mit ihrer Wiederholung mich beschäftigte. Vom Mittag an begab ich mich an's Lesen und Exzerpiren, öfters von mühleserlich dickleibigen und vielbändigen Werken, und ich habe oft in späterer Zeit, wenn ich die Massen der mit Exzerpten beschriebenen Papiere betrachtete, das vergebliche Bemühen beklagt, welches ich angewendet, um Das mit Feder und Tinte fest zu halten, was an meinem Gedächt-

nisse als eine seiner Natur nicht aneigenbare Nahrung spurlos vorbeifloß.

Bis etwa 4 Uhr am Nachmittag fühlte ich mich noch kräftig genug zu solcher Arbeit, dann setzte mir das selbst auferlegte Nüchternbleiben öfters so zu, daß ich nur liegend auf dem Sofa noch lesen konnte, und wenn mir am Abend um 7 Uhr oder später die Aufwärterin aus einem benachbarten Kosthause die sparsam zugemessene und ziemlich kraftlos zubereitete Portion gebratenes Kalbfleisch, nebst abgekochten Zwetschgen und einem Stückchen Brod einhändigte, da regte mich der eilige Genuß der Speise, neben welcher mir das Wasser zum Getränke diente, in so unnatürlicher Weise auf, daß ich wie ein fröhlich Berauschter aufsprang und auf den benachbarten Bergen oder im Mühlthale mich erging. Mein Freund Wetzel, der durch Fürsprache eines Freundes einen gemeinsamen Freitisch der ärmeren Studirenden empfangen hatte, führte, zu seinem Glücke, diese Lebensweise nicht mit, welche mir nach wenig Monaten schlechter bekam, als bei meinen früheren Selbstplackereien ähnlicher Art der blose Genuß von Brod und Milch oder Kartoffeln und Erbsen. Es war übrigens auch die letzte Gewaltthätigkeit, die ich durch Abbruch an der Zeit des Schlafes und an dem nöthigen Maaße der Speise, so wie durch Maaßlosigkeit in aufregenden und dennoch zum Theile nicht ganz zusagenden Arbeiten an meinem von Natur gesunden Körper übte. Später bin ich nicht selten, wo die Gelegenheit sich darbot, in das andere Extrem gerathen, zu welchem Anfangs schon die Konsequenz des Brownianismus mich hinführte. Bei meinen früheren Versuchen dieser Art träumte ich wohl von einer Uebung des Geistes im Darniederhalten der rohen Thierheit und in der Selbstbeherrschung. Aber diese Selbstbeherrschung bestand die

Probe nicht, weil mir jenes Etwas im Inneren fehlte, das allein die Kraft zum Herrschen besitzt und ertheilt.

Mit meiner äußeren Lebensordnung war auch in mein geselliges Verhältniß für einige Zeit eine Aenderung eingetreten. Ich hatte vorher beim gemeinsamen Mittagsessen und in den nachmittägigen Freistunden die Bekanntschaft mehrerer Mitstudierender aus sehr verschiedenen Gegenden gemacht und ihren Umgang genossen, jetzt gab es für mich kein Mittagsessen mehr, den Nachmittag hielt ich mir frei zum Arbeiten, und wenn Abend um 7 Uhr die Freuden meiner Tafel schon nach wenig Minuten vorbeigegangen waren, dann erging ich mich meist allein bei gutem Wetter und während der langen Sommertage im Freien, oder machte bei schlechtem Wetter am Abende so wie an manchen Tagen vor Mittag Besuche. Am öftersten ging ich in solcher Zeit zu dem Physiker Wilhelm Ritter oder zu einem schon ziemlich bejahrten Kandidaten Graumüller, der ein trefflicher Botaniker und immer bereit war, mich in dieses sein wissenschaftliches Lieblingsgebiet tiefer einzuführen.

Ritter lebte um diese Zeit noch ganz in der ersten Freude seiner Entdeckungen und Forschungen im Gebiete der physiologischen Wirkungen des Galvanismus. Die Frage über die innere, wesentliche Verwandtschaft der Lebenskräfte des Thieres, so wie selbst der Pflanze mit dem Galvanismus beschäftigte ihn und durch ihn auch mich sehr lebhaft. Er wohnte während des Sommers außer der Stadt in einem Gartenhause, und bei ihm in demselben Hause ein Freund von Steffens: Dr. Möller aus Norwegen. Dieser war mir gerade in jener Zeit eine sehr werthe, bedeutungsvolle Bekanntschaft. Es lag in seinem ganzen Wesen ein Ernst und dabei dennoch eine so kind-

liche Theilnahme an dem Thun und Treiben anderer, ihm näher stehender Menschen; sein Urtheil war so unbefangen und klar, so wenig zu Uebereilungen geneigt, daß ich mich immer freute, wenn er, was sehr oft geschah, bei unseren Gesprächen zugegen war. Möller hatte zugleich mit Steffens in Freiberg den Unterricht und näheren Umgang des großen Meisters Gotthold Abraham Werner genossen, und er vornämlich war es, der in mir den Wunsch weckte, welcher mehrere Jahre nachher in Erfüllung ging: nach Freiberg zu gehen und Werner zu hören. Ich bin jenem edlen, werthen Norweger später noch einige Male in meinem Leben begegnet und werde im weiteren Verlaufe dieser Berichte aus meinem Leben noch mehr von ihm sprechen.

Im Kreise einiger Freunde hieß Möller Monsieur Jena, und er konnte allerdings scherzhaft von sich sagen, daß er schon um dieser Namensverwandtschaft willen, zur Reise nach Jena bestimmt gewesen sei, um so mehr, da er solchen neuen Namen bereits in Paris bekommen habe. Der gute junge Mann hatte nämlich schon vor seinem Abgange aus Paris — dahin er von Freiberg aus gekommen war — seinen Koffer mit den besten Kleidern, Wäsche, handschriftlichen Arbeiten einem Spediteur zur Beförderung nach Jena übergeben. Er hoffte hier seine Sachen schon vorzufinden, wartete jedoch lange vergebens; sah sich genöthigt, in seinen Reisekleidern zu bleiben, bis er eines Abends in den geselligen Kreis eingeladen war, der sich im Hause des trefflichen Buchhändler Frommann öfter versammelte. Hier traf er Bertuch aus Weimar, welcher erzählte, daß an ihn schon seit längerer Zeit ein Koffer aus Paris gekommen sei, unter der Addresse A Monsieur Jena a Saxe Weimar. Möller fragte genauer und er-

kannte alsbald in dem fraglichen Frachtstücke sein schon längst erwartetes Eigenthum. So wenig wußte man damals noch in Paris von dem Dasein einer Stadt, welche im ganzen deutschen Vaterlande als eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Notabilitäten galt, und welche auch später in der Geschichte des gewaltigen Herrschers von Frankreich eine gleiche Celebrität erlangte mit Elba *).

Schelling, der mich vor allen Anderen nach Jena gezogen hatte, las in jenem Sommersemester nicht Naturphilosophie. Unter den Vorlesungen, die ich hörte, beschäftigten mich am meisten die über Mineralogie bei Lenz, Chemie bei Göttling, wozu noch eine anatomische und die Wiederholungen des botanischen Unterrichtes bei Graumüller kamen.

Göttling, war ein ehrenwerther, lieber Lehrer, dessen Unterricht mir in lebhaft dankbarer Erinnerung geblieben ist. Er ließ in seinen Vorträgen über Chemie zunächst die Natur selber in ihren bedeutungsvollen Thatsachen und Erscheinungen sprechen, deren elementaren Grund, Entwickelungsgang und gegenseitige Verhältnisse er in einfach klarer Weise beschrieb. Er schien zu fühlen, daß der große Gegenstand, zu dessen Anschauen und Erkennen er uns hinführte, in seiner eigenen majestätischen Schönheit keines Schmuckes der Menschenerde, keines erborgten Glanzes der Menschenkunst bedürfe, weil er in eigenem Lichte strahlt.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch sogleich eines anderen damaligen Lehrers der Hochschule, dessen persön-

*) Es erscheint als ein Witz des Zufalls, daß zwei berühmte Mineralogen, der Eine in Frankreich, der Andere in Deutschland ein damals neuentdecktes Mineral, Jener als Jenait Dieser als Elbait benannten.

liche Bekanntschaft ich in dem ersten Halbjahre meines Aufenthaltes in Jena machte, ohne leider die Zeit zu finden, seine Vorträge zu hören. Dieses war Dr. A. Georg Batsch, der verdienstvolle, gründlich forschende Botaniker. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, deren Persönlichkeit auf mich gleich bei dem ersten Begegnen so anziehend gewirkt hätte, als die von Batsch. Es ruhte auf dem bescheidenen, demüthigen Wesen dieses Mannes eine Weihe, welche der Umgang, nicht mit der sichtbaren Natur allein, sondern mit dem schaffenden, erhaltenden, allbedenkenden Geiste, der in der Welt des sichtbar Erscheinenden waltet, dem Menschengeiste ertheilt. Batsch war von Allen, die ihn kannten, so geachtet und geliebt, daß, als er kurze Zeit nach meiner Bekanntschaft mit ihm starb, eine allgemeine Trauer die Stadt und ihre Bewohner erfüllte. Er wurde, es war im angehenden Herbst, bei Nacht begraben; einige weiße Tauben, durch das Licht der Fackeln wach geworden, flogen bei dem Hinaustragen nach dem Kirchhofe mehrere Male über den Sarg hin. Sehet, so sagten, die dies sahen und hörten, sanft und rein, ohne Tücke und Arg war die fromme Seele dieses Mannes, der schon auf Erden in der Nachbarschaft des Burgfriedens eines seligen Seins verweilt hat, darin er nun für immer wohnt.

Neben diesen und manchen anderen Lehrern der Hochschule, denen der Ernst der Wissenschaft und des eigenen Charakters eine würdevoll abgemessene Haltung gab, fanden sich auch einzelne Originale jener alten Form und Art, welche an den Universitäten des vorigen Jahrhunderts nicht selten waren. Einer dieser alten Herren pflegte, wenn an Ostern und im Herbste die Zeit kam, wo die neuen Ankömmlinge, zum Theile aus weiter Ferne her, zu der Universitätsstadt zogen, diesen entgegen zu reiten. Vorzugs-

weise den Ungarn und Siebenbürgern, die damals noch häufig Jena besuchten, war diese Ehre zugedacht. In jenen Gasthöfen auf der Straße nach Süden, wo die Kutscher der Reisewägen auf ihrem Herwege zuletzt zu füttern pflegten, kehrte er ein. Er nahm, im strengsten Incognito, an der Wirthstafel seinen Platz, ließ da neben den neuen jungen Ankömmlingen sein Essen mit einer halben Flasche Wein sich auftragen und fand bald Gelegenheit zum Anknüpfen seines belehrenden Gespräches. „Ich bemerke", so etwa sprach er, „daß Sie, meine Herren, im Begriffe stehen, die Universität Jena als Studirende zu beziehen. Sie betreten da eine Bahn, welche für Ihr ganzes Leben von großer Wichtigkeit ist, und auf welcher Ihnen eine kleine Zurechtweisung wohl sehr erwünscht sein könnte. Ich kenne die Universität und ihre Lehrer. Sie werden zum Beginne Ihrer akademischen Studien wahrscheinlich mehrere philosophische Vorlesungen hören. Lassen Sie da vor Allem sich die Vorträge über Logik empfohlen sein. Sie bedürfen von jetzt an mehr als bisher des eigenen Denkens und des sicheren Urtheils. Diese Gaben gewährt Ihnen die Logik. Wo könnten Sie aber diese besser hören als in Jena, bei dem berühmten ***, dessen klarer, gründlicher Vortrag aus weiter Ferne her die Zuhörer an sich zieht?" — Er fügte dann noch mehrere empfehlende Worte über jenen berühmten, „ausgezeichneten Lehrer der Logik" bei, nannte und empfahl auch noch einige andere Lehrer, und ehe die jungen Gäste ihren Reisewagen bestiegen, saß er zu Pferde und eilte nach Jena voraus. Wenn es nun, wie dies öfters der Fall war, geschah, daß die neuen Ankömmlinge die Vorträge über Logik bei dem ihnen angerühmten *** besuchten, da gedachten sie wohl: wie sehr gleicht doch dieser Herr Professor dem alten

Herrn, den wir im Gasthof zu Kahla sprachen. Und sie hatten Recht zu diesem Vergleiche, denn er war es selber.

Auch unser Professor Lenz, der Mineralog, gehörte in vieler Hinsicht zu den lustigen Originalen seiner Standesgenossen aus alter Zeit. Die Beschreibung der Steine, so sollte man meinen, kann doch wenig Gelegenheit zum Anbringen von Schwänken und lustigen Historchen darbieten, und dennoch verging selten eine mineralogische Vorlesung, die nicht mit Zusätzen dieser Art, sie mochten nun, in mehr als einem Sinne des Wortes, schicklich oder unschicklich sein, gewürzt war. Schon in einer der ersten Stunden beschrieb uns der seltsame Mann, mit lebhaften Worten und Geberden, wie er, schon als junger Lehrer am Pädagogium zu Halle, zum Studium der Mineralogie gekommen sei. Nahe bei den Fenstern seines Wohnzimmers, so berichtete er, im Hofe des Gebäudes standen große, alte Linden, in deren Zweigen die Sperlinge am Morgen ein so unausstehlich barbarisches Geschrei verübten, daß der fleißige junge Lehrer in seinem Studium sehr gestört wurde. Da nahm er am Abend, wenn er in der Saale gebadet hatte, eine gute Ladung Steine in seine Taschen, um sie am Morgen mit gerechtem Zorne unter die belästigenden Musikanten hineinzuschleudern und sie zu verscheuchen. Bei dieser Gelegenheit, so schloß er, betrachtete ich die Steine, sah, wie der eine schwarz, der andere roth, der dritte grau sei, der eine beim Zerschlagen glatte Flächen, der andere körnige zeige, der eine Funken am Stahle gab, der andere nicht, „und so bin ich unversehener Weise Mineralog geworden."

Lenz war ein so eifriger Neptunist und Anhänger des berühmten Werner in Freiberg, daß ihn jeder Einwurf der Vulkanisten zum heftigen Zorne reizen konnte. Dieses

veranlaßte, wie man mir erzählte, den berühmten Protektor der Universität, Göthe, zu einem Scherze, den er sich mit dem merkwürdigen Manne machte, dessen Verdienste, namentlich um die reiche mineralogische Sammlung der Hochschule, er sehr zu schätzen wußte. Lenz feierte das 50jährige Jubiläum seiner Doktorwürde; ihm zu Ehren wurde ein Festmahl im Schlosse zu Jena veranstaltet, bei welchem auch Göthe als vornehmster unter den Gästen erschien. Nach vielen anderen Gerichten ward ein Gebackenes von kunstreicher Form aufgetragen. Es schien, als solle dasselbe zur Verherrlichung der Theorie der Neptunisten dienen, denn es stellte, im kleinen Umrisse, ein Gebirge dar, an dessen Ablagerungen, vom Grunde des Urgebirges an bis zu den aus Zucker bereiteten oberen Kreidehügeln und Sandflächen die Aufeinanderfolge des ruhigen Niederschlages aus dem Gewässer unverkennbar war. Auch Gangspalten durchsetzten die gähen Wände des gebackenen Urgebirges, und in wohlthuenden Worten erhob Göthe die einleuchtende Wahrheit der neptunistischen Theorie und die hohen Verdienste des Jubilarius um die allgemeine Anerkennung und Verbreitung derselben durch seine vielen, dankbaren Schüler. Da naht sich Einer, wie es scheint, um das kleine Kunstwerk besser zu beleuchten, mit dem brennenden Wachsstocke einer Gangspalte der Urgebirgsgrundlage. Und was wurde da plötzlich aus dem theoretisch wohlgeordneten neptunischen Gebilde! Von innen und unten her hob es sich und wallte auf; die Zuckerdecke der kleinen Kreidehügel und sandigen Ebenen borst und zerriß; aus der geöffneten Tiefe loderte ein Vulkan, schäumte eine Bergmasse hervor, alle Gäste sahen die Flamme, rochen den Dampf, zwar nicht von Schwefel, wohl aber von brennendem Arak)

ja zuletzt ergoß sich aus dem Schlunde des Vulkans mit dem weißlichen Schlamme zugleich eine gelbe, derbe Masse von Goldstücken.

Ein wahrhaft hochfürstliches Geschenk von baaren Goldmünzen aus der edlen, freigebigen Hand des Großherzogs Carl August lag der sinnvollen Schelmerei zu Grunde. Der alte Lenz hatte eine solche Anerkennung seines hochsinnigen Landesherren wohl verdient; er hatte mit treuem Fleiße, als Stifter der mineralogischen Gesellschaft von Jena, eine Mineraliensammlung, die an Menge der Prachtstücke und innerem Werthe vor anderen hoch stand, nicht für sich, sondern für die Landesuniversität gesammelt und erbeutet. Zuweilen gingen an einem Tage 10, ja 20 Briefe mit Ehrendiplomen von ihm nach Norden, Süden, Osten und Westen, bis an den Ural und nach Spanien oder Sizilien, so wie über das atlantische Meer hinüber nach Amerika ab: den neuerwählten Mitgliedern wurde für die empfangene Ehre die freundschaftliche Pflicht auferlegt, aus ihren Bergrevieren oder ihren eigenen Sammlungen ein schönes, deutliches Exemplar von irgend einer, ihnen nahe zur Hand liegenden Mineralienart für die Muttersammlung in Jena durch gute „Gelegenheit“ einzusenden, und der Briefschreiber hatte eine so glückliche Gabe, seinen Wünschen ein geneigtes Gehör zu eröffnen, daß dieselben, da wo es am vortheilhaftesten war, nur selten unerfüllt blieben.

In mir selber lebte ja noch, von der Kindheit her, die Freude an den Steinen, ich hörte die Mineralogie bei Lenz mehr als einmal, und nach der Stunde der Vorlesung benutzte ich noch eine oder mehrere, um von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, den Inhalt der im Hör-

säale für den Selbstunterricht aufgestellten Schränke Stück vor Stück genau zu betrachten und mit den Beschreibungen des Lehrbuches zu vergleichen.

42. Ein Kundschafter-Streifzug.

Das Sommerhalbjahr ging zu Ende; jene Vorlesungen, deren fleißige Benutzung mir am meisten anlag, waren geschlossen, ich fühlte, es sei Zeit, mir ein Ausruhen zu gönnen, das ich mir in der letzten Zeit etwas zu sehr versagt hatte. Ausschlafen hätte ich mögen, etliche Wochen lang wie ein Siebenschläfer, irgendwo in einem Walde, — so kam mir der Wunsch manchmal an, — oder wenigstens auf ein Weilchen hinwegkommen aus den Unbequemlichkeiten meiner seitherigen Lebensweise. Da bekam ich von einem kleinen Familienstipendium, das einer der Vorfahren meiner Großmutter mütterlicher Seite für fleißige Studirende aus seiner Nachkommenschaft gestiftet hatte, und für dessen Genuß ich die Prüfung schon mehrere Jahre vorher bestanden, eine in meinen Augen überaus große Summe von 20 Thalern in die Hände. Freilich war hiervon manche Abzahlung in Jena noch aus der Zeit des ersten Aufschwunges meiner Burschenschaftlichkeit zu berichtigen, dennoch blieb mir noch so viel übrig, daß, wie ich meinte, mir das ganze deutsche Vaterland zu eine Fußreise offen stand. Und was konnte mir besser zusagen als eine Reise, eine Wanderung, so weit als möglich hinaus in die weite Welt. Ich bedachte mich einige Tage bei genauer Beachtung der Landkarte, bis zu welchem schönen Ziele ich wohl mit solchen Hülfsmitteln, als ich jetzt besaß, gelangen könnte; der Zug aber, den ich von Kindheit an gegen den Süden hin gefühlt hatte, überwog. Mein Freund, schon von der Schulzeit in

Weimar her, De Wette, war in Begleitung einer Familie, in deren Haus er, als Lehrer des einen Sohnes, einige Zeit gelebt hatte, nach Nürnberg gekommen; er sprach von dieser altehrwürdigen deutschen Stadt und von Dem, was er da gesehen, mit solcher Liebe und Freude, daß ich zunächst nach Nürnberg und von da durch Würtemberg an den herrlichen Rhein zu wandern beschloß. Denn der Rhein, das hatte ich mir fest vorgenommen, sollte das Ziel dieses ersten Ausfluges durch den Süden und Westen des deutschen Vaterlandes sein.

Ich habe in meinen späteren Jahren viele und größere Reisen gemacht, als diese erste an den Rhein war, habe auch noch ganz andere höhere Freuden auf ihnen genossen, dennoch ist mir diese einsame Wanderung so warm und nahe in der Erinnerung geblieben, wie ein anmuthiger Morgentraum, aus dem man so eben erwacht. Man sagt, die Morgenträume hätten eine ganz besondere Bedeutung, sie stünden vorzugsweise in einer näheren Beziehung auf die Begebenheiten der nächsten Zukunft. Auch in dieser Hinsicht hatte jene Reise Aehnlichkeit mit einem Morgentraume, denn sie führte mich in das Land, das mir für die längste Zeit meines Lebens zur Heimath bestimmt war und ließ es mir gleich beim Eintreten in dasselbe so heimathlich wohl darin zu Muthe werden, wie mir es nach den Zeiten meiner Kindheit außerhalb dem Elternhause noch nirgends geworden war. Darum möchte ich sie wohl mit der Wanderung eines Kundschafters vergleichen, dessen Aufgabe es ist, den künftigen Wohnort anzusehen, dahin er ziehen will.

Wie ein phantastisches Traumbild erschien mir schon am ersten Abende meiner Reise, als ich so eben in einem Walde vor Schleiz unter einer alten Eiche gegen den

schnell anbrechenden Regenschauer ein Obdach gefunden hatte, eine Bande von Zigeunern, die sich tief im Gebüsche um ein Feuer gelagert hatten. Die Leute schienen in einer mir fremden Sprache zu reden, und vielleicht war es dieselbe Truppe, die nahe um jene Zeit wegen Diebereien in Eisenberg gefänglich eingeführt wurde, wobei die Kinder, welche noch niemals in den Gassen einer Stadt gewesen waren, erbärmlich aufschrieen, aus Furcht, daß die nahe gestellten Häuser über ihnen zusammenstürzen möchten. All' die Erinnerungen an die Reisen unter den Beduinen und anderen Wüstenbewohnern, die ich jemals gelesen, wachten in mir auf, und mir war es, als sagte mir Jemand, dein Sehnen nach dem Mitgenusse einer solchen Wüstenwirthschaft wird auch noch einmal erfüllt werden.

Mehr noch als bei diesem abenteuerlichen Zusammentreffen mit Wandersleuten von Geburt und Profession, wandelte mich ein heimathliches Gefühl an, das ich mit einer Vorahndung vergleichen möchte, als ich am anderen Tage bei Regenwetter durch Hof hinauswanderte und nach Schwarzenbach kam. Ein ziemlich bejahrter Pfarrer, den ich auf dem Wege eingeholt hatte, und mit dem ich längere Zeit zusammengesellt blieb, fragte mich zutraulich nach meinem Vaterlande und nach der Universität, von der ich käme. Denn meinen Stand als Student hatte er alsbald von selber errathen. Da er vernahm, daß ich von Geburt ein Schönburger sei, sagte er mir „dann kommen Sie hier in Schwarzenbach in ein ganz vaterländisches Gebiet, denn Schwarzenbach ist ein Besitzthum des Fürsten von Schönburg-Waldenburg, dem auch ich, als väterlichem Landesherrn, meine Anstellung im Lande verdanke.“ Bei dieser Gelegenheit erinnerte ich mich wohl, daß auch mein Vater, als ich noch Theologe war, zu mir

gesagt hatte: „einem guten und tüchtigen Kandidaten der Theologie steht durch die Begünstigung unserer Herrschaften der Weg zu einer Versorgung in Franken offen; denn dort, am Fichtelgebirge, hat der Fürst von Waldenburg Besitzungen, die so schön gelegen sein sollen, als unsere anmuthigsten Gegenden im Erzgebirge.“ Schon damals hatte mich im Geheimen der Wunsch angewandelt: dorthin möchte ich einmal versetzt werden.

Ich hatte meinem freundlichen Begleiter den Namen und Wohnort meines Vaters genannt, und es fand sich, daß er diesen kannte. Seiner herzlichen Einladung aber, in sein Haus zu kommen und daselbst auf etliche Tage oder wenigstens für die nächste Nacht die gastliche Pflege anzunehmen, konnte ich nicht folgen, ich sehnte mich in meinen, seit heute Morgen gründlich durchnäßten Kleidern zu sehr nach den Bequemlichkeiten des Alleinseins.

Da war ich nun weit über die Grenzen meines Vaterlandes hinaus dennoch wieder in's Vaterland gekommen: unter dem Obdache und dem Kreise seiner treuherzigen Bewohner, darin ich mich so behäglich wohl fühlte, sagte ich zu mir selber, hier außen in Franken und Bayern wäre mir es schon recht; da möchte ich zu Hause sein und bleiben. Und wenige Jahre nachher ging mir dieser Wunsch in Erfüllung.

So schöne Granitfelsen als bei Weißenstadt hatte ich noch nie gesehen. Diese, zusammen mit dem Regenwetter und dem Wunsche, einen Brief zu schreiben, bestimmten mich zu einem Rasttage. Am darauf folgenden Morgen war wieder heiteres Wetter. Auf dem Wege in einem schönen Thale hinauf kam ich zu einer guten alten Frau, die einen schweren Handkorb am Arme trug. Sie fragte mich gleich nach der Begrüßung, ob ich nicht ein Doktor sei;

und ich, verwundert über ihre Gabe, meinen Stand zu errathen, sagte ihr, daß ich zwar noch kein ganz fertiger Doktor sei, bald aber einer werden wollte. Da vertraute sie mir ihren Kummer. Ihr Mann, der Arbeiter an einem Eisenhammer, lag krank daheim; sie bat mich, ihn zu besuchen und zu besehen. Es war das erste Mal, daß Jemand meine ärztliche Hülfe begehrte; ich durfte die Bitte nicht abweisen. In einem engen Waldthale, an einem Bache hin, führte mich die gute Alte zu ihrer Hütte, welche freilich von meinem Wege nach Bischoffsgrün ziemlich weit ablag. Ihr Mann lag hinter dem Ofen an einem Fieber darnieder. Ich fühlte mit sehr bedächtiger Miene seinen Puls, betrachtete seine Zunge, fragte ihn über Veranlassung seines Erkrankens und alle Umstände desselben aus. Nun hatte ich zwar um diese Zeit schon alle die Vorlesungen gehört, deren Inhalt dem künftigen Mediziner als Vorhof und Eingang in das eigentliche Innere seiner Berufswissenschaft dienen soll, hatte auch Sprengel's Pathologie mit großem Fleiße gelesen und exzerpirt, war aber noch niemals zur ärztlichen Beobachtung an ein Krankenbett geführt worden. Ich wiederholte mir in Gedanken die treffliche Beschreibung so mancher Krankheit, die ich bei Sprengel gelesen; die Krankheit des alten Eisenhammerschmiedes hatte Züge der Aehnlichkeit mit den ersten Anfängen wenigstens von zehn derselben. Was war da zu sagen und zu thun? — Laß, so dachte ich, die Krankheit heißen, wie sie wolle, zuletzt kann sie doch nur sthenischer oder asthenischer Art sein. Ich forderte ein Stücklein Papier; es war keines in der Hütte zu finden. Meine Brieftasche half aus der Verlegenheit; mit Bleistift schrieb ich zweierlei Mittel: ein kühlendes und ein kräftig anregendes auf. Dieses Papier, so sagte ich zur Alten, tragt

nach Weißenstadt in die Apotheke; man wird Euch zwei Fläschchen dagegen geben, ihr laßt den Mann alle 2 Stunden zuerst aus dem einen, aus welchem ihr eben wollt, einen Löffel voll, oder wenn ihr keinen Löffel habt, einen Schluck nehmen, thut ihm das gut, so bleibt dabei, bis die Flasche aus ist, thut es nicht gut, so versucht's mit der anderen, denn eine von beiden wird und muß helfen. Die Frau hörte mich sehr andächtig an, um so dankbarer, da ich ihr nicht nur Geld für die Apotheke, sondern auch zu einem Pfunde Rindfleisch und 2 Maaß Bier für den Kranken — „sobald der Appetit sich einstelle", zurück ließ. Ich aber, ganz befriedigt über meine, ohne allen Zweifel sehr zweckmäßige Anordnung kehrte zu meiner Straße zurück.

Ich kam schon zeitig am Vormittage nach Bischofsgrün, beschäftigte mich oben auf der Höhe des Ochsenkopf mit dem Lesen in Steffens' Beiträgen zur Geschichte des festen Erdkörpers, einem Buche, welches mich auf der ganzen Reise begleitete, stieg mit großem Vergnügen auf und zwischen den herrlichen Granitfelsen umher und ließ mich von meinem Führer zu den Quellen der drei Flüsse geleiten, welche dort nachbarlich aus dem Gebirge entspringen: den Quellen der Saale, des Main und der Eger. Auch das angebliche Grabmal einer alten, hochberühmten Zigeunerin, welche in der Sage des Volkes in feenartiger Würde erscheint, zeigte mir mein Führer. Als angehend eifriger Mineralog fand ich in dieser Gebirgsgegend Neues genug für mein Auge, und konnte es nicht lassen, ein und das andere Stück zu sammeln, obgleich das Mitnehmen dieser Schätze auf dem ganzen Wege der Reise nicht ohne Beschwerde abging.

Das Herbstwetter war unvergleichlich schön, als ich

am Tage vor Michaelis herab vom Fichtelgebirge gegen Bayreuth wanderte. Aufwärts, den steilen Berg hinan, kam mir, keuchend unter schwerer Last, ein alter Mann entgegen. „Was tragt Ihr da so schwer? alter Vater", fragte ich ihn. „Es ist das Almosen, das ich gestern und heute bekommen habe", antwortete der Alte. Ich war nicht wenig erstaunt über diese Last der erbettelten Kreuzer oder Pfennige, bei genauerer Erkundigung erfuhr ich aber, daß es nicht Pfennige und noch weniger Kreuzer waren, die der gute Mann bei sich trug, sondern Stücke Eisen, welche nach damaliger Sitte jeder alte, oder zur Arbeit unfähige Hammerschmied, wenn er an einen Eisenhammer kam, als Almosen empfing.

Beim Hinaufgehen nach dem Bindlocher Berge ließ ich mich, um doch auch einmal Extra zu fahren, durch einen Felleisen-Postillon bewegen, auf seinem leichten Fuhrwerke gegen ein leichtes Trinkgeld bis Bayreuth Sitz zu nehmen. Als wir aber oben auf der Höhe des Berges den schön gelegenen Lustort Eremitage im Glanze der Sonne vor uns sahen, da bezahlte ich zwar gerne mein ausbedungenes Extrageld, eilte aber zu Fuße nach der prächtigen Anlage, dann am Nachmittage durch Bayreuth über Fantaisie nach dem herrlich gelegenen, vormals schön verzierten, damals aber verlassen und verödet aussehenden markgräflichen Lustsitze Sanspareil. Unter dem Geläute der Glocken, die den Festtag verkündeten, wanderte ich am Michaelistage bei heiterem Sonnenscheine und fröhlichem Gemüthe die Straße nach Bamberg zu, wo ich noch zeitig am Nachmittage und zwar, weil ich erst gestern Extrapost gefahren, in einem extraguten Gasthofe einzog. Hier traf ich eine fröhliche Gesellschaft von Studirenden an der damals unter Röschlaub's Namen und Leitung

berühmten medizinischen Hochschule von Bamberg. Bekanntschaften, ja Freundschaften für heute und morgen werden in diesem Lebensalter bald geschlossen, eine derselben aber, die ich in Bamberg als Student schloß, ist nicht nur für heute und morgen, sondern für das ganze Leben geblieben, das war die mit dem geistvollen, trefflichen Doktor Pfeufer, der nachmals mit Recht seine ehrenvolle Anerkennung, nicht nur unter den Aerzten seiner Vaterstadt, sondern seines ganzen Vaterlandes gefunden hat. Röschlaub war für die Zeit der Herbstferien verreist; seine Bekanntschaft machte ich erst mehrere Jahre später in Landshut und noch näher in München. Sein Geist aber war nicht mit ihm fortgereist; dieser sprudelte wie Champagner in den jungen Köpfen und Herzen seiner Zuhörer. Sie Alle, so wie ich, schwärmten für Schelling und seine Naturphilosophie, nächst diesem aber für ihren Lehrer Röschlaub und seine John Brownische Erregungstheorie. Mir, als dem Gaste aus dem hochberühmten Jena, wo Schelling als geistiger Herrscher waltete, widerfuhr hohe Ehre und Beachtung; ich mußte öfter, als ich bis dahin jemals gethan hatte, bei dem jubelnden Ausbringen der Gesundheit, in Bamberger Bier Bescheid thun, ließ mich sogar, so gerne ich lieber daheim geblieben wäre, zum Besuche einer musikalisch-theatralischen Unterhaltung bewegen, wo in der sehr gemischten Gesellschaft meine Zunge und mein Benehmen burschikoser und muthwilliger sich anstellte, als die innere That der Gesinnung es war.

Die alte, herrliche Babenburg bei Bamberg hat im Gewande ihrer Naturreize und in der Mannigfaltigkeit des Gesichtskreises, den ihre Aussicht beherrscht, unter allen Burgen Deutschlands nur wenige ihres Gleichen. Zwei Flüsse, mit dem Verlaufe ihrer Thäler, gehen hier zusam-

men: von Süden her kommt die Pegnitz aus der weiten Ebene, welche der Fleiß und die Kunst der Menschenhand zu einem Fürstenthum des deutschen Geistes erhoben hat, von Nordosten her dringt der Main mit seinen Nebenflüssen, gleich einer siegreichen Heeresmacht, in das reich von der Natur gesegnete Land ein und nimmt es von nun an als sein Herrscherreich in Besitz. Nach Norden erheben sich wie Mauerzinnen die Berge des uralt vormaligen Gebietes der Thüringer, nach Süden hin hat ein Stamm, aus oberpfälzischem Boden, seine Zweige über das ebene Land verbreitet.

Oben auf der Babenburg sieht man in weiter Ferne Nürnberg mit seiner alten Kaiserveste, die so ehrwürdige Mutter unter den Städten des vormaligen deutschen Reiches. Dorthin zog es mich mächtig; Nürnberg sollte, nach meinem anfänglichen Reiseplan, von Bamberg aus mein nächster Zielpunkt sein. Da drängte sich mir, gleich einem Regenbache, über den keine Brücke führt, mehr als eine Hemmung in den Weg zwischen Bamberg und Nürnberg. Daß mein Reisegeld schon in Bamberg mehr als zur Hälfte aufgegangen, mein Weg aber nach der ursprünglichen Marschroute noch mehr denn dreimal so lang gewesen wäre, das hätte mich wohl am wenigsten angefochten. Denn ich wußte aus Erfahrung, daß ich im Nothfalle, ohne fremde Hülfe zu bedürfen, so genügsam wie ein Fackhir reisen könne. Aber ein anderer Grund dafür, daß ich für dieses Mal den Besuch von Nürnberg aufgäbe, erschien mir gewichtiger. „Du bist Mediziner," sagte mein verständiger Freund Pfeufer zu mir, „du mußt zunächst und vor Allem deinem Handwerke nachgehen. Auf dem ganzen Wege über Nürnberg durch Würtemberg nach dem Rheine hin fändest du Nichts, das für dich, als Mediziner, lehr-

reicher sein könnte als der Besuch des Juliushospitals zu Würzburg.“ Ich mußte dem Freunde Recht geben; es galt da, entweder dem mächtigen und dabei doch dunklen Zuge nach Nürnberg hin zu entsagen, oder dem als gegenwärtig klar mir vor Augen liegenden Interesse des Mediziners. Nun wohl, so sagte ich, Nürnberg liegt, wie ich sehe, nicht aus der Welt; dahin komme ich doch gewiß noch einmal, ich will vor der Hand unter dem Stecken und Stabe des Galenus bleiben.

Wenn ich jetzt, in meinen alten Tagen, an meine damals getäuschte und später doch so gut und reich in Erfüllung gegangene Hoffnung, nach Nürnberg zu kommen denke, dann kann ich, — man möge mir dies verzeihen, — darin nur ein vorbildliches Ereigniß erblicken. Jenes Mal war es nur ein dunkler Zug, später ward es ein klarer, deutlicher Ruf, der mich nach meinem lieben Nürnberg führte. Es galt auch da wieder die Wahl, entweder auf der Bahn der medizinischen Geschäftigkeit zu bleiben, oder der Weisung nach Nürnberg zu folgen. Diese aber war jetzt kein bloses Wandergelüste mehr, sie war ein Zielpunkt meines Lebens geworden, und die Wahl wäre auch unter anderen Verhältnissen, als meine damaligen, leicht und bald entschieden gewesen.

In Würzburg trat ich, durch die Empfehlungen aus Bamberg, alsbald, wie ein alter Bekannter in einen Kreis der jungen künftigen Mediziner ein. Auch in diesem Kreise, wie in Röschlaub's Schule zu Bamberg, galt schon der Name der Universität, von welcher ich kam, als eine Empfehlung; denn Schelling lebte und lehrte ja in Jena. Mit großer Bereitwilligkeit geleitete mich ein junger Doktor und Assistent am Krankenhause durch die bewundernswerthen Stiftungen des Juliushospitales. Wie klein erschienen

mir später das damalige Krankenhaus und die mit ihm verbundenen Anstalten in Jena gegen die großartigen Heilanstalten Würzburg's! — Die Bekannten, die ich hier gefunden, empfahlen mir, nicht nur wegen der besonders guten und dabei unentgeltlichen Verpflegung, sondern auch zu meiner besonderen Unterhaltung, weil mir, als einem Norddeutschen, so etwas ganz neu sei, einen Ferienbesuch in den Klöstern. Denn, so sagten sie, die Klöster werden jetzt aufgehoben, es kann bald eine Zeit kommen, in welcher ihr Norddeutschen die Bekanntschaft der Klöster nur noch aus alten Reisebeschreibungen machen könnt. Ich ließ mir diese Empfehlungen gefallen, fand in den Klöstern zu Triefenstein, Bronnbach und Amorbach nicht nur gastfreie Aufnahme, sondern auch an jedem dieser Orte Studirende, namentlich aus Würzburg, welche hier ihre Ferienumgänge hielten, in Amorbach aber auch eine vortreffliche Bibliothek und einen gelehrten Bibliothekar (wenn ich nicht irre, hieß er Ildefons), dessen Bekanntschaft und vaterländisch historische Belehrungen mir von großem Werthe waren. Auch treffliche Kupferwerke, deren Inhalt für mich ein besonderes Interesse hatte, fanden sich in jener Klosterbibliothek und ich hätte hier wohl, wie dies der berühmte Schrank in den Klöstern seiner vaterländischen Gebirge öfters that, für einige Zeit die Freuden eines Stilllebens genießen mögen, welches mehr der geistigen als der leiblichen Nahrung und Ruhe begehrt.

Im Odenwald hatte ich mich, auf dem Umwege nach einer verödeten Burgruine, verirrt, fand aber zuletzt an einem Bache einen alten, zu seiner Hütte heimkehrenden Fischer, der mir spät am Abend den Weg nach Hirschhorn am Neckar zeigte. Bei Heidelberg warf mich eine Gesellschaft von munteren Buben, aus einem ummauerten Wein-

berge, mit Steinen, weil sie mich für einen Franzosen
hielten und als solchen, im patriotischen Eifer, mit aller-
hand Schimpfnamen begrüßten. Allerdings — denn dieses
vorgesetzte Ziel meiner Reise hätte ich mir nicht verrücken
lassen, sah ich den ehrwürdigen Rheinstrom; für dieses
Mal jedoch nur von der Brücke bei Mannheim, auf der
ich lange sinnend stand und in das (damalig französische)
westliche Nachbarland hinüberblickte. „Ich werde ihn noch
wieder sehen, den herrlichen Rhein, und zwar in besserer
Zeit," so dachte ich, indem ich mich traurig umwendete,
und meine Hoffnung ist nicht getäuscht worden, ich habe
ihn von seinen Quellen bis zu seinen Ausgüssen in's Meer
gesehen. Damit ich den Fluß so lange als möglich we-
nigstens im Auge behielt, schlug ich die nächsten Wege an
seinem rechten Ufer hinab ein; übernachtete in einem Dorfe,
in dessen Gasthaus ich lieber die Unterhaltung eines alten
Wandersmannes hinter dem Ofen hätte anhören mögen als
die eines jungen hier einquartirten Offiziers, über die ich
noch jetzt erröthe. Meine Reisebaarschaft war jetzt auf das
Niveau eines halben Kronenthalers herabgesunken; ich hob
meine Füße so eilig auf, als ich konnte, kam über Darm-
stadt und Aschaffenburg in den Spessart. Hier, in einem
am Eingange des Waldes gelegenen Wirthshause, wo ich
etwas zu Mittag aß, hörte ich, daß erst vor wenig Tagen
auf dem Wege, den mir meine Karte als den nächsten in
der Richtung nach Meiningen bezeichnete, ein Handwerks-
bursche ausgeraubt und ermordet worden sei, man rieth
mir, die Weiterreise zu Pferde mit einem Führer zu machen,
was nur einen halben Kronenthaler kosten werde. Ich
dankte aus mehreren Gründen für die gute Meinung, zog
ohne einen Führer, nach der Richtung der Himmelsgegend,
meinen einsamen Weg, würde aber am Abend mich schwer

aus dem Walde herausgefunden haben, wenn mich nicht das Geläute der Abendglocke an einer kleinen Kirche, die weit außerhalb eines Dorfes lag, zu einem bequemeren Obdache hingewiesen hätte, als das unter den alten Eichen gewesen wäre. Ein freundlicher Jägersmann, den ich im Wirthshause fand, nahm mich am anderen Morgen, schon beim Grauen des Tages, mit sich auf den Weg nach einem abgelegenen Theile seines Reviers, der zugleich für mich der nächste Weg nach meinem Ziele war.

Wenn ich später die Strecke des Raumes, die ich damals in wenig Tagen durchschritten, auf der Landkarte betrachtete und maß, schien sie mir immer, auch für den besten Fußgänger als keine geringe, denn ich hatte im Mittel täglich gegen $8^1/_2$ geogr. Meilen zurückgelegt, wobei freilich das Auge am Anblicke des Rhöngebirges bei Brückenau und der Umgegend von Meiningen sehr reichlich, der Magen aber nicht sehr reichlich gesättigt wurde.

Oben im Thüringer Walde im Wirthshause bei den Waldhütten wollte ich schon (außen im Freien war mir es zu kalt), um die Unkosten für die Streu zu sparen, sitzend auf der Bank der großen Wirthsstube, übernachten; denn, so dachte ich, der große Leibnitz hat ja auch oft viele Nächte hinter einander auf seinem Stuhle, darauf er am Tage gearbeitet, sitzend geschlafen, warum sollte ich das nicht auch für die eine Nacht können, nachdem ich soeben mit Käse und Brod mich so wohl gesättigt habe. Müde wie ich war, würde ich wohl auch bald, eben so gut wie Leibnitz auf seinem Lehnstuhle, auf meiner Bank eingeschlafen sein, da kam die Frau Wirthin und lud mich ein, mit ihr und ihrem Manne, so wie mit einem fremden Herrn, drüben, im Herrnzimmer, ein Stück Hasenbraten zu speisen. Ich entschuldigte mich zwar damit, daß ich

schon zu Abend gespeist habe; sie aber sagte lächelnd, ich solle nur kommen; der alte Herr Amtmann drüben wünsche sich eine Unterhaltung, und sie habe aus meinem Gespräche mit den Fuhrleuten und den anderen Reisenden gemerkt, daß ich gut diskuriren könne. Ich folgte denn der Einladung, die auf keine solche Täuschung hinauslief, wie jenes Mal die bei dem Hasenmagister in Leipzig (nach S. 298).

An dem alten Herrn, der in Geschäften seines Amtes schon seit mehreren Tagen hier im Wirthshause verweilte, machte ich eine wahrhaft interessante und gute Bekanntschaft. In seinem Wesen war Etwas, das alsbald Zutrauen erweckt und Zutrauen verdient. Auch er hatte in Jena studirt, wurde durch meine Erzählungen vom Universitätsleben ganz jugendlich munter, hörte mit großer Theilnahme auch Das, was ich von meiner Heimath, von meinem Elternhause und von meiner Mutter sprach. Selbst die Abenteuer meiner Reise beschrieb ich ihm ziemlich lebendig, erwähnte unter anderen der Mordgeschichte, die sich vor etwa 8 Tagen im Spessart zugetragen, und wie ich, weil die Forderung eines halben Kronenthalers für den Führer, meine Baarschaft überstiegen, ganz allein und unangefochten durch die unsichere Waldgegend gekommen sei. Der Wirth, ein kluger Kopf, doch nicht von so gutem freundlichen Aussehen, als seine Frau und als der alte Herr Amtmann, mochte aus meinem Berichte den allerdings richtigen Schluß ziehen, daß, da ich in der Nähe von Aschaffenburg nicht einmal eines halben Kronenthalers Herr gewesen sei, mein baares Vermögen hier bei der Waldhütte weniger ein herrenartiges als ein bettelmannsartiges sein müsse. Er flocht, ganz unaufgefordert, in meine Reisebeschreibung, als Episode, die Erzählung von drei leichtsinnigen Studenten ein, die sich's bei ihm gut schmecken

ließen, beim Fortgehen aber, statt der Bezahlung, eine alte Uhr als Versatz dagelassen hätten. Mich schlug mein Gewissen. Denn auch ich, mit meinem, seit fast vier Tagen groß und stark herangewachsenen Appetit, hatte mir die reichlichen Portionen, welche die Frau Wirthin vorlegte, vortrefflich schmecken lassen; auch ich ging mit dem Gedanken um, statt der Bezahlung, meine Uhr in Versatz bei dem Wirthe zu geben. Der alte Herr Amtmann lächelte mich aber freundlich an, und als ich, nach beendigtem Abendessen, wieder auf meine Bank zurückkehren wollte, sagte er zur Wirthin: „Lassen Sie doch den Herrn in dem Bette schlafen, das ohnehin in meinem Zimmer leer steht.“ Und als wir oben im Zimmer allein waren, sprach er zu mir: „Auch ich, so gut als der Wirth, habe es mir denken können, daß Ihre, schon außen vor dem Spessarterwalde so geringe Baarschaft hier im Thüringerwalde in keinem glänzenden Zustande sein könnte. Wer mit solcher Liebe von seiner Mutter sprechen kann, wie Sie es heute Abend thaten, der ist mir kein Fremder mehr; ich bitte Sie, hier dieses kleine Darlehen von mir anzunehmen.“ Ich weigerte mich der freundlichen Zumuthung, denn, so sagte ich, der Wirth muß eine bessere Meinung von den Studenten bekommen, als er hat. Ich werde ihm meine Uhr, meine Reisetasche mit ihrem ganzen Inhalte zum Unterpfande dalassen und dann ihm sogleich von Jena aus doppelt so viel senden, als seine Rechnung beträgt. Der Amtmann fand meine Großmuth hier am unrechten Orte und nöthigte mich, daß ich am anderen Morgen wenigstens einen bescheidenen Theil von seinem Darlehen annahm, den ich von Jena aus, bald zurückerstattete und mit dem lieben Manne einige Zeit in brieflichem Verkehre blieb.

Einmal in wandernder Bewegung, wie ich jetzt war,

lief, ich auch noch, ohne in Jena länger als einen halben Tag zu rasten, für etliche Tage nach Hause zu den Eltern. Ich denke noch mit Vergnügen an die schöne, mondhelle Nacht im Walde von Köstritz; noch mehr aber an den Genuß, den mir selber, so wie den Meinigen, meine lebhafte Beschreibung der Reise nach dem herrlichen Frankenlande machte, von der ich so eben zurückkam. Bei dieser Reise war es mir ergangen wie Einem, der als ein Vorzeichen seines baldigen, persönlichen Eintreffens ein kostbares Kleinod in die Ferne vorausgesendet hat. Ich hatte einen Theil meines Herzens in dem lieben Bayernlande zurückgelassen, hatte mich mit meinen Wünschen, mit meinem Verlangen dort bereits eingemiethet, mehrere Jahre vorher, ehe ich dahin einziehen konnte.

Vor der Hand war ich wieder in meinem lieben Jena, wo mir noch Vieles zu thun oblag.

43. Wissenschaftlicher Gemeinsinn und Gemeingeist.

Wer zu meiner Zeit in Jena in einer späteren Stunde des Nachmittags über den Marktplatz ging, der konnte da einem Zusammenlaufe der Studirenden begegnen, der so zahlreich, als zu keiner anderen Stunde des Tages war. Nicht das Festgelage irgend einer Landsmannschaft, nicht die Versammlung der Angehörigen einer einzelnen Fakultät konnte der Grund solches Zusammendranges sein, denn man sah da Jünglinge aus den verschiedensten Landschaften beisammen, mit den Theologen zugleich Juristen und Mediziner, unter ihnen auch gereiftere Männer, welche den Lauf der akademischen Studien längst zurückgelegt hatten, oder von anderem Stande waren als dem der Gelehrten.

Nur die Fremdlinge konnten fragen: was gibt es

hier? Jeder, der nur seit wenigen Tagen an der Universität gelebt hatte, der wußte es: jetzt ist die Stunde, in welcher Schelling seine Naturphilosophie liest.

Was war es, das Jünglinge wie gereifte Männer von ferne und nahe so mächtig zu Schelling's Vorlesungen hinzog? War es nur die Persönlichkeit des Mannes, oder der eigenthümliche Reiz seines mündlichen Vortrages, darin diese anziehende Macht lag? Allerdings, wenn ich aus eigener Erfahrung sprechen darf, war der Eindruck, den diese Persönlichkeit machte, von so ungemeiner Art, wie ich ihn bei keinem anderen Universitätslehrer meiner Zeit gefunden. Schelling war, als ich ihn hörte, seinen Jahren nach ein Jüngling unter uns Jünglingen; die Ehrerbietung, mit welcher wir Alle ihn beachteten, galt einer anderen, in seinem ganzen Wesen liegenden Würde, als jene ist, die das höhere gereifte Alter und die vieljährige Erfahrung einem ergrauten Haupte verleihen. In seinem lebendigen Worte lag eine hinnehmende Kraft, welcher, wo sie nur einige Empfänglichkeit traf, keine der jungen Seelen sich erwehren konnte. Es möchte schwer sein, einem Leser unserer Zeit, der nicht, wie ich, jugendlich theilnehmender Hörer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns sprach, öfters so zu Muthe wurde, als ob ich Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte. Der mächtige Inhalt, der in seiner, wie mit mathematischer Schärfe in Lapidarstil abgemessenen Rede lag, erschien mir wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist.

Aber weder die Persönlichkeit, noch die belebende Kraft der mündlichen Mittheilung konnten es allein sein, welche

für die Schelling'sche Philosophie, alsbald nach ihrem öffentlichen Kundwerden durch Schriften, eine Theilnahme und eine Aufregung für oder wider ihre Richtung hervorriefen, wie dies vor und nachher, in langer Zeit keine andere literarische Erscheinung ähnlicher Art vermocht hat. Hier mußte dies einzig der Inhalt für sich selber thun.

Man wird es da, wo sich's um sinnlich wahrnehmbare Dinge oder natürliche Erscheinungen handelt, einem Lehrer oder Schriftsteller sogleich anmerken, ob er aus eigener Anschauung und Erfahrung spricht, oder blos von Dem redet, was er von Anderen gehört, ja nach eigener selbstgemachter Vorstellung sich ausgedacht hat. Nur was ich selbst gesehen und erfahren, das hat für mich Gewißheit; ich kann davon mit einer Ueberzeugung reden, die sich auch Anderen in siegreicher Weise mittheilt. Auf die gleiche Weise, wie mit der äußeren Erfahrung, verhält es sich mit der inneren. Es gibt eine Wirklichkeit von höherer Art, deren Sein der erkennende Geist in uns mit derselben Sicherheit und Gewißheit erfahren kann, als unser Leib durch seine Sinne das Sein der äußeren, sichtbaren Natur erfährt. Diese, die Wirklichkeit der leiblichen Dinge, stellt sich unseren wahrnehmenden Sinnen als eine That eben derselben schaffenden Kraft dar, durch welche auch unsere leibliche Natur zum Werden gekommen. Das Sein der Sichtbarkeit ist in gleicher Weise eine wirkliche Thatsache, als das Sein des wahrnehmenden Sinnes. Auch dem erkennenden Geiste in uns hat sich die Wirklichkeit der höheren Art als geistig-leibliche Thatsache genaht; er wird ihrer inne werden, wenn sich sein eigenes Erkennen zu einem Anerkennen Dessen erhebt, von welchem er erkannt und aus welchem nach gleichmäßiger Ordnung die Wirklichkeit des leiblichen wie des geistigen

Werdens hervorgeht. Und jenes Innewerden einer geistigen, göttlichen Wirklichkeit, in der wir selber leben, weben und sind, ist der höchste Gewinn des Erdenlebens und des Forschens nach Weisheit. — Daß Schelling thatsächlichgläubiger Christ war und ist, das hat er bei jeder Gelegenheit, wo es galt, öffentlich bekannt. Schon zu meiner Zeit gab es unter den Jünglingen, die ihn hörten, Solche, welche es ahnten, was er unter der intellektuellen Anschauung meinte, durch welche unser Geist den unendlichen Urgrund alles Seins und Werdens erfassen muß. Sie hatten dafür das Wort Glauben gehört. Mehr denn 40 Jahre nachher sprach eine Gesellschaft von Männern, die an geistiger Erkenntniß und Erfahrung gereifter waren, an ihrer Spitze August Neander und Twesten, als Schelling's Zuhörer in Berlin, in ihrem Danksagungsschreiben an den verehrten Lehrer es aus, daß seine Vorlesungen ihnen den Weg zu einer „positiven, Begriff und Leben, Glauben und Wissen in Einklang bringenden Philosophie gezeigt haben." Ja, wie ich dies vorhin andeutete, nicht in der Persönlichkeit, nicht in der Gabe der Rede lag die Macht, durch welche Schelling mit seiner Philosophie so allgemeines Aufmerken weckte, sondern in ihrer inneren Wahrheit. Schelling sprach mit Ueberzeugung aus, was er selber geistig geschaut, erfahren hatte, und diese Ueberzeugung von einem Etwas, das wirklich so ist, theilte sich Anderen in siegreicher Kraft mit.

Doch, mir scheint es, ich habe vergessen, daß Schelling noch unter den Lebenden ist. Möge er mir dieses schülerhafte Geschwätz über ihn und seine Vorlesungen in Jena vergeben. Ich habe ihn noch auf andere Weise, denn aus seinen Vorlesungen und Schriften, kennen ge-

lernt. Er ist mir noch mehr als Lehrer, er ist mir väterlicher Freund, ein Retter aus der Noth, ein Begründer meines Erdenglückes geworden, und als eines solchen werde ich seiner noch öfter in diesen Berichten über die Ereignisse meines äußeren wie inneren Lebens gedenken.

Schelling's Vorlesungen bildeten den Mittelpunkt eines geistigen Verkehrs der Studirenden, der für Alle, welche an ihm Theil nahmen, ein höchst wohlthätiger und förderlicher wurde. Man fühlte das Bedürfniß, wie bei der glücklichen Lösung eines tiefsinnigen Räthsels, sich den Fund des Verständnisses, den man bei dem weiteren Eingehen in die Gedanken des Lehrers gemacht hatte, gegenseitig mitzutheilen und Das zu vernehmen, was Andere daraus erfaßt hatten. Bei dieser Gelegenheit kamen sich Solche inniglich nahe, die bei der Verschiedenheit ihres äußeren, künftigen Berufes und ihrer sogenannten Brodstudien, sich nur im Vorübergehen würden begegnet sein. Der wissenschaftliche Gemeinsinn, welcher alle besseren Zuhörer Schelling's ergriff, ward zu einem Bunde der Seelen, der bei dem Hinausgehen seiner Mitglieder in die verschiedensten Richtungen des bürgerlichen Lebens nichts von seiner anfänglichen Festigkeit verlor, sondern durch das Fortwirken in gleicher Gesinnung, mit den Jahren immer nur kräftiger wurde. In diesen Bund trat ich, durch das Zusammenfinden mit ihm in Schelling's Vorlesungen, mit meinem vielthätigen, reichbegabten Freunde Gottlieb Friedrich Mohnike, dem nachmaligen Konsistorial- und Schulrathe bei der Provinz von Neuvorpommern und Rügen in Stralsund. Ich kannte ihn Anfangs nur vom Sehen als fleißigen Nachbar im Hörsaale, bis ich ihn eines Tages mit großer Wärme einen Satz, den Schelling ausgesprochen, gegen die flachen Einwürfe vertheidigen

hörte, die ein anderer, ältlich aussehender Zuhörer beim Hinweggehen aus dem Hörsaale vorbrachte. Der Gegner war bald zum Schweigen gebracht und verließ uns; wir aber gingen noch lange miteinander, und ich gewann seitdem den edlen Eiferer für die Wahrheit so lieb, daß ich seinen näheren Umgang — wie er den meinen — suchte. Ich habe wenig Menschen von solcher geistiger Triebkraft und Beweglichkeit kennen gelernt, als Mohnike sie besaß. Bei der ungemeinen Schnelle und Sicherheit, damit er sich durch die verschiedensten Gebiete des Erkennens bewegte, kam er mir oft, im Vergleiche mit mir, wie ein mit kräftigen Schwingen begabter Vogel vor, der bald da, bald dort sich niederläßt und von obenher Alles scharf in's Auge faßt, während das ungeflügelte Thier gar langsam von einem Orte zum anderen kommt und in seinem Fernblicke durch die Mauern, über die der Vogel hinübersieht, überall gehemmt ist. Mohnike war in den Gebieten der klassischen Literatur und Alterthumskunde, der Geschichte und Theologie schon frühe einheimischer Bürger, er wurde dieses später auch in den Reichen der skandinavischen Sprachforschung und Literatur. Er war ein hochverdienter Lehrer in Kirche und Schule, seiner Muttersprache, als Dichter wie in Prosa, ungewöhnlich mächtig, ein treuer, liebender Freund seiner Freunde, vor Allem aber ein Freund und treuer Diener seines Gottes. Die große Zahl seiner schriftlichen Werke ist noch fortwährend ein Zeugniß Dessen, was er als Gelehrter, als Mann der öffentlichen Wirksamkeit war *). Ich sah diesen theuern Freund, nach unserer Trennung in Jena, noch zweimal vor seinem Abschiede aus

*) M. v. Zober, zur Erinnerung an Dr. Gottlieb Mohnike. Strals. 1842.

des Lebens Last und Lust, unter Verhältnissen, von denen ich später reden werde.

Bei Mohnike fanden sich immer mehrere Genossen, namentlich aus dem Kreise der Schelling'schen Zuhörer, zusammen. Sie waren zum Theil Landsleute meines Freundes, aus den Küstengegenden der Ostsee. Rosenthal, der nachmalige berühmte Anatom und Professor der Anatomie, so wie Schlegel aus Greifswalde, der als Arzt und Staatsrath in russischen Diensten zu großartiger Wirksamkeit gelangte, waren mir auch durch die gemeinsamen Studien näher befreundet, Natorp, ein talentvoller edler Jurist, nahm an Allem, was des wissenschaftlichen Forschens höchster Lohn ist, einen warmen, lebendigen Antheil; an den Theologen aus Mohnike's näherer Bekanntschaft war es, wie an ihm selbst, recht bemerkbar, daß sie durch Schelling's Einfluß von der Ueberschätzung, ja Abgötterei, welche viele andere junge Theologen mit des Dr. Paulus armseliger Schriftauslegung und geistloser Theologie trieben, nicht blos bewahrt blieben, sondern mit Widerwillen derselben entgegentraten. Es waren die Vorboten einer wiedererwachenden gläubigen Auffassung des geoffenbarten Wortes und einer ächten Theologie, deren Grund auf innerer, lebendiger Erfahrung der Kräfte des Göttlichen an Geist und Herzen ruhte. Diese jungen Seelen hatten vernommen, was Schelling mit der „intellektuellen Anschauung als dem unveränderlichen Organe der Philosophie" ihnen andeuten wollte; die Ehrfurcht, mit welcher er bei jeder Gelegenheit von göttlichen Dingen sprach, hatte auch in ihnen den Ernst geweckt und gestärkt, der keine „Sache der Reflexion", des vernünftigen Denkens, noch weniger aber der seichten Grübelei oder jener eitlen Selbstüberhebung ist, die, wie der Hund, den

Mond anbellt, der in unerreichbarer Höhe darüber steht. Die jungen Theologen aus dem mir bekannten Kreise der sogenannten Schellingianer, hingen mit besonderer Liebe dem ehrwürdigen Vater Griesbach an. Auch Niethammer genoß bei Denen, die ihn kannten, eine Liebe und Achtung, welche sich auch mir schon damals mittheilte und bei dem späteren Zusammenleben mit ihm in München zur treuen Anhänglichkeit wurde.

Von ganz anderem Naturell als mein Freund Mohnike, an Gaben und Kenntnissen aber, so wie an ernster Gesinnung, gleich tüchtig und ehrenwerth mit diesem war der treffliche Wilh. Ferd. Solger aus der Uckermark, der berühmte Uebersetzer des Sophokles und nachmalige Professor der Philosophie in Berlin. Wenn Mohnike's lebendiger Geist im Eifer des Gespräches oder des wissenschaftlichen Streites, dazu er leicht geneigt war, die Gedanken zu stürmischen Wogen aufthürmte, dann that es dem Zuhörer ganz besonders wohl, wenn sich in Solger's ruhiger Erwiderung ein stiller, sicherer Hafen aufthat, an dessen festen Schutzwänden die Macht der Wogen sich brach. Beide waren sich in herzlicher Liebe zugethan, suchten sich, Einer in dem Anderen Das findend, was er zu seiner Ergänzung bedurfte, öfters auf.

Den trefflichen Heinrich Lichtenstein, den nachmaligen berühmten Reisenden im südlichen Afrika und geheimen Obermedizinalrath in Berlin, sah ich nur wenige Male in Jena, das er in derselben Zeit verließ, in welcher ich daselbst eintrat.

In dankbarer Liebe freue ich mich der Erinnerung an zwei edle Brüderpaare, welche in besonders naher Weise zu dem Kreise gehörten, welchen ich als den der Schellingianer bezeichnen möchte. An den beiden Schlosser

aus Frankfurt a. M., Christian und Friedrich, erwies sich die Verwandtschaft mit Göthe und Jacobi nicht nur als eine leibliche, sondern als eine geistige. In Christian's Gemüthe lag eine so siegreiche Kraft der Liebe zu Dem, was er als wahr, als gut erkannte, daß man sich in seiner Nähe immer freudig bewegt und gehoben fühlte. Durch ihn kam ich in die vertraute Bekanntschaft mit den Schriften der deutschen Romantiker, unter denen die von Novalis am meisten mich anzogen. Mit ihm zugleich trat ich auch in das Gebiet der psychisch-somatischen Erscheinungen, zunächst durch gelegentliche Versuche mit der Heilkraft des animalischen Magnetismus, ein. Das andere der mir werthen Brüderpaare, die beiden Voß aus Heidelberg: Heinrich und Abraham, hatten schon eine reiche Mitgabe der klassischen Bildung aus dem Hause ihres Vaters empfangen und dieses Erbgut ist durch Das, was sie selbst erwarben, zu einem Vermögen geworden, von welchem sie als Lehrer und Schriftsteller Vielen der jüngeren Zeitgenossen reiche Gaben mittheilten. Heinrich, der in Halle studirt hatte, sah ich nur wenige Male; zu ihm fühlte ich mich wie durch eine besondere, innere Verwandtschaft sehr hingezogen.

An Schelling's jüngeren Bruder, den nachmaligen Medizinalrath in Stuttgart, kann ich nicht ohne das tiefe Sehnen nach einem Wiedersehen denken, dem keine Unterbrechung droht. Er war mir, so möchte ich sagen, ein Kommentar zu seines Bruders Wesen. Dasselbe höchste Gut, das dieser Bruder, der Philosoph, mit gewaffneter Hand gegen die Feinde vertheidigen und erkämpfen mußte, das genoß seine fromme, demüthige, liebevolle Seele in stillem Frieden.

Später als die eben genannten Jugendgenossen, erst

in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Jena, lernte ich den naturkräftigen, redlich strebenden J. Paul Troxler, den ehrenhaften Schweizer, kennen. Er war ein Vorbild des treuen Fleißes und des sittlichen Ernstes; Schelling's Philosophie hatten nur wenige seiner Zuhörer so tief und mit solcher Begeisterung erfaßt, als er. Er ist einer von den wenigen noch lebenden Mitgenossen jener schönen Zeit, den ich in warmer Jugendfreundschaft begrüßen kann.

Aber wie vieler dieser Mitgenossen, wie Benkiser, Finner, Schmidt, möchte ich noch gerne in Liebe gedenken, wenn mir hier Raum und Zeit es verstatteten. Mit Pöing aus Limburg an der Lahn habe ich nicht nur manchen unvergeßlichen Spaziergang über Berg und Thal im schönen Saalthale hinauf, sondern auch manchen Weg des gemeinsamen wissenschaftlichen Forschens gemacht. Er führte mich auch in den Kreis der Westphalen, zu deren Landsmannschaft er sich hielt, und hier fand ich namentlich meinen lieben Gerhard Arens aus Ovelgönne, von dem ich später, weil unsere Lebenswege in mannigfacher Weise in sich verschlungen blieben, noch öfter erzählen werde.

Die kräftige Anregung, welche mir Schelling durch seine Vorlesungen und Schriften gab, wirkte auch in weiterem Kreise auf mein Studium ein. Sömmering's Werke und die Vorlesungen über Anatomie, die ich mit munterem Fleiße hörte, führten mich tiefer in das Erkennen der leiblichen Natur des Menschen ein; mir war es, als sei mein Aufmerken und mein Blick für dieses Gebiet des sinnlich Erscheinenden kräftiger und schärfer geworden als vorher. An Rosenthal's fleißigen Arbeiten für vergleichende Anatomie nahm ich den wärmsten An=

theil; die pathologischen Vorlesungen bei Himly, so wie die Anleitungen einiger anderer Lehrer der praktischen Heilkunde, benutzte ich eifrig.

Eine tüchtige Zurechtweisung über meine blinde Anhänglichkeit an das Brown'sche System und seine Erregungstheorie kam mir schon um diese Zeit in unerwarteter Weise zu. Gegen die Anwandlung eines Uebels, welches nur äußerlich (Hautkrankheit) war, hatte ich Hülfe bei einem erst seit Kurzem nach Jena gekommenen Arzte gesucht, der ein Mann von vielem Talente, dabei aber ausschließender Brownianer war. Dieser, statt der äußeren Mittel, denen mein leichtes Uebel in wenigen Tagen gewichen wäre, setzte mir innerlich durch so große Gaben von Opium zu, daß mich, bei länger fortgesetzter Kur, der Zug zum Schlafe, aus dem das Erwachen möglich ist, zu einem anderen Schlafe hätte führen können, aus welchem keine Tageshelle und kein Nachtwächterruf den Schläfer erweckt.

44. Die Hauptstationen des Lebenslaufes.

Wie es auf einer weiten Reise über Land und Meere viele Anhaltspunkte gibt, von denen die meisten nur zum Ausruhen für kurze Zeit, etliche aber als Hauptstationen zum längeren Verweilen und zur Vollführung eines Verkehrs bestimmt sind, welcher der Hauptzweck der Reise war, so wird auch der Erdenpilger auf dem Wege seines Lebens zu vielen innerlichen und äußerlichen Anhaltspunkten geführt, die ihm zur Weiterförderung in seinem Laufe bestimmt sind. An den meisten derselben geschieht uns etwas Aehnliches als an den gewöhnlichen Raststationen durch die Erquickung des Leibes und den Wechsel der Pferde; eine neue geistige Anregung, ein neues Gedränge der

Sorgen und der Freuden wechselt mit dem alten. Zwischen diesen Wechselpunkten finden sich aber auch solche, welche für längere Zeit oder wenigstens für die bedeutendsten Momente des Lebens, zur Verwendung des bisher gemachten Erwerbes und zur Vermehrung dieses Erwerbes bestimmt sind. Eine dieser Hauptstationen unseres Pilgerlaufes liegt an der Grenze zwischen den Lehrjahren der Jugend und dem Beginne unserer bürgerlichen Wirksamkeit, so wie des häuslichen Lebens. Bei mir fand zwischen diesen beiden Perioden einer inneren und äußeren Entwickelungsgeschichte kein allmähliger, vermittelnder Uebergang Statt, sondern wie mit einem Sprunge kam ich aus dem freien Burschenleben in den gebundenen Stand der bürgerlichen Thätigkeit und der Pflichten, so wie der Sorgen des häuslichen Lebens. Und dennoch war ich in derselben Zeit, darin dieses geschah, im Begriffe gewesen, nicht nur durch einen Sprung, sondern durch einen kühnen Aufschwung diesen vermeintlichen Banden auf immer mich zu entziehen und die im engeren Spielraume gekostete Freiheit des Forschens und geistigen Bewegens in unbegrenzt weiterem Felde zu genießen.

Die Kunde von der Reise unseres großen Landsmanns Alexander von Humboldt im tropischen Amerika, mit ihren Ereignissen und folgenreichen Entdeckungen, regte damals bei Alt und Jung in dem Kreise darin ich lebte, eine ähnliche Theilnahme auf, wie zu den Zeiten Galilei's die Kunde von den Entdeckungen, welche das menschliche Auge mit Hülfe des neu erfundenen Fernrohrs in den Räumen des Sternenhimmels machte. Unser gelehrter Orientalist C. D. Ilgen rühmte sich nicht nur, wenn ich nicht irre, einen Schreibtisch, den er uns mit herzlichem Vergnügen zeigte, als freundliche Nachge-

lassenschaft von dem verehrten Reisenden zu besitzen, sondern bei ihm erfuhr man auch immer alle die neuesten Nachrichten, welche durch Privatbriefe und auswärtige Zeitschriften über Humboldt's Reise nach Deutschland kamen. Die Kleinen ahmen so gerne die Thaten der Großen nach, in uns jungen Leuten, namentlich in mir, entzündete sich ein heißes Sehnen, von der Jenaischen Hochschule hinweg in die noch höhere Schule der Weltanschauungen einzugehen: eine Reise weit über das Meer in ferne Erdtheile zu machen. Von Dr. Jlgen, dem mir freundlich gesinnten Manne, erfuhr ich, daß er selber sehr gute Gelegenheit habe, mir zur Erfüllung meines Wunsches behülflich zu sein. Jn diesem Augenblicke suche ein ansehnlicher Herr in Capstadt einen Lehrer für seine Söhne, der neben allgemeiner gelehrter Bildung auch medizinische Kenntnisse besitzen solle. Und in dem Falle, daß auch diese Stelle ein Anderer erhielte, getraue er sich, mir durch seine Empfehlungen eine ähnliche, meinem Verlangen entsprechende, vielleicht ebenfalls in Capstadt oder in einer ostindisch-holländischen Kolonie zu verschaffen.

Was konnte mir erfreulicher sein als eine solche, mir ganz sicher scheinende Aussicht, welche mir überdies die Freiheit ließ, meine medizinischen Studien vorher noch zu beendigen. Es galt jetzt nur vor Allem, die Einwilligung meines guten Vaters und meiner zärtlichen Mutter zu dem Schritte zu erhalten, der mir so ganz auf dem Wege der eigentlichen Bestimmung, des wahren Berufes meines inneren und äußeren Lebens zu liegen schien. War es doch, so dachte ich, keine Trennung für die ganze Lebenszeit, sondern nur für mehrere Jahre, welche selbst mein Vater, der damals wieder so kräftige Greis, wohl noch durchleben konnte. Und er wollte ja immer nur das

Wohl seines Sohnes. Ich zweifelte nicht an seiner Einwilligung und seinem Segen zu diesem Gange der Ehre und des wissenschaftlichen Berufes.

In Gesellschaft von Rosenthal und Natorp, (m. vgl. S. 394) welche mit mir das böhmisch-sächsische Erzgebirge besuchen wollten, trat ich in der Zeit der Osterferien die Reise nach der Heimath an. Meine Schwester Wirth wohnte um diese Zeit, wie ich vorhin (S. 224) erwähnte, nicht mehr in unserer kleinen Vaterstadt, sondern in dem etliche Stunden davon entfernten Chemnitz. Als hätten wir es so bestellt, ja ganz genau nach der Uhr abgemessen, trafen wir in demselben Augenblicke, ich mit meinen beiden Freunden von Westen, sie mit ihrem Manne und einer mir unbekannten jungen Freundin von Osten her, vor der Thüre des Elternhauses zusammen. Wir alle waren willkommene Gäste; die Eltern, Kinder und Geschwister hatten sich viel zu sagen. Meine beiden Freunde wurden alsbald in der Familie einheimisch, nur die fremde Jungfrau, welche von meiner Schwester als eine Verwandtin unserer oberlausitzischen Freunde aus dem Erzgebirge eingeführt wurde, nahm, als sei sie von einer Sorge gedrückt, an den Gesprächen wenig Theil. Doch was hatte ich mit dieser Fremden zu schaffen, mir lag nur meine eigene Sorge an: wie ich den Eltern meine „glänzenden Pläne" für die Zukunft mittheilen und ihre beifällige Theilnahme dafür gewinnen solle. Meiner Schwester wollte ich zuerst mein Anliegen vertrauen; ich suchte am Nachmittag und am Abend, ich suchte am anderen Tage sie allein zu sprechen, immer aber war die fremde Freundin bei ihr. Daß diese schön sei, das sah ich, daß sie klug und gut sei, das hörte ich aus ihren Gesprächen mit meiner Schwester und mit einem meiner Freunde, der

sich gerne mit ihr zu unterhalten schien, ich aber, der schweigende Zuhörer, hätte lieber mit meiner Schwester als mit ihr gesprochen. Am anderen Nachmittage waren Mutter und Schwester zu Besuch einer Nachbarin, der Schwager zu einem seiner Bekannten, die beiden Freunde zu einem Billardspiele ausgegangen, ich allein und mein Vater waren bei der Fremden. Der Vater war mit eifrigem Lesen beschäftigt; er liebte hierbei die Stille; ich bot es der fremden Jungfrau an, ihr in unserem Garten die Aussicht nach ihrer Heimath zu zeigen. Auch dort, unter den blühenden Bäumen, war die Unterhaltung Anfangs einsilbig genug. Da auf einmal, ich weiß nicht, wie mir es geschah, ging mir das Herz auf gegen diese erst seit gestern gesehene Fremde. Als hätte ich sie seit Jahren gekannt, so unverholen, als sei es meine Schwester, zu der ich spräche, vertraute ich ihr das Anliegen, das mich bekümmerte: den inneren Widerstreit eines Verlangens, das mich vielleicht auf Lebenszeit hinausführte in weite Ferne mit der Liebe und Kindespflicht gegen die alten, treuen Eltern. Und wie kam es doch, daß auch die vorhin so stille Jungfrau nun so beredt wurde? Ernst und sanft, in tief eindringender Weise, erinnerte sie mich an die Pflichten und Verheißungen des vierten Gebotes. Ich hörte und sahe nur sie. Die Jungfrau wußte nicht, was ihre Worte und sie selber in mir wirkten und weckten, denn ihr Herz gedachte weithin anders. Mir aber war es wie Einem, der, von heftigem Durste gepeinigt, im schweren, nächtlichen Traume sich abmüht, einen steilen Felsen zu erklimmen, um dort in der Höhle von dem Wasser, das der Regen zurückließ, zu trinken, und der jetzt beim Erwachen das wohlbekannte Rauschen des Brunnens hört, der ganz nahe bei seiner Hausthüre sein klares Wasser gibt. Aber das Saat-

korn einer folgenreichen, nahen Zukunft, das in dieser Stunde eines Frühlingsnachmittages zum Keimen kam, lag noch tief unter dem Boden verborgen; wie es aus diesem hervortrat und im Sonnenscheine wie Regen aufwuchs, das will ich in der Geschichte meines häuslichen Lebens beschreiben.

Wie die vorhin im 42. Kap. erwähnte Reise mich einen Blick hatte thun lassen in das gute Land, das mir für die längste Zeit meines Lebens zur geistigen wie leiblichen Heimath bestimmt war, so hatte ich auf dem kurzen Wege aus dem Hause meines Vaters in seinen Garten das — wenigstens in meiner Hoffnung — schon gefunden, was mir auch die Wüste würde zur lieben Heimath gemacht haben.

Wie ein zündender Funke, der durch ein dunkles Zimmer blitzt, schnell, wie er kam, verschwindet, das Licht aber auf dem Tische, das er entflammt hat, brennt fort, so war die geliebte Fremde schon am folgenden Tage nach unserem Gespräche im Garten wieder von uns gegangen. Die Reise, die ich mit meinen beiden Freunden in das böhmisch-sächsische Erzgebirge machte, war für uns lehrreich und schön; wir kehrten reich an neuen Anschauungen mit einer schweren Last der erkauften und selbst gefundenen Mineralien von ihr zurück. Meine Freude an dem näheren, wissenschaftlichen Verkehre mit der Natur, vor Allem meine Vorliebe zur Mineralogie hatte auf dieser Reise eine kräftige Nahrung empfangen; so viel ich auch in dem letzten Jahre meines Universitätslebens noch Anderes zu thun hatte, konnte ich dennoch dem Verlangen nicht widerstehen, noch einmal mit großem Fleiße Mineralogie zu hören. Hierbei aber, mit verdoppeltem Fleiße, wendete ich mich den Studien meines nächsten künftigen Berufes: der Arzneikunde

zu. Hufeland war schon, ehe ich nach Jena kam, einem ehrenvollen Rufe nach Berlin gefolgt. Männer aber, wie die beiden Stark, Loder, Himly, Suckow, Froriep, Bernstein u. A., standen als würdige Vorbilder und Lehrer der künftigen Mediziner da. Unter ihrer Leitung lernte ich an den Krankenbetten selber die Krankheiten und ihre ärztliche Behandlung kennen. In die Reihe der anderen, durch alte Erfahrung geprüften Heilmittel war damals auch der Galvanismus eingetreten. Mit diesem vorzugsweise, zum Theil mit glücklichem Erfolge, beschäftigte ich mich zur Heilung von Lähmungen, Schwerhörigkeit und Taubheit.

Es war ein vielbewegtes Jahr für mich, dieses letzte in Jena. Ich denke daran wie an einen Sturm auf dem Meere, bei welchem man, mitten unter den anstrengenden Bemühungen, das Schiff in den Hafen zu retten, kaum zur Besinnung kommt. Manche liebe Stunde des Ausruhens genoß ich, mit Ritter und einigen Freunden, in dem gastfreien Hause und gebildeten Familienkreise Wesselhöft's, des Geschäftsführers der ansehnlichen Buchdruckerei seines Schwagers, des berühmten Buchhändlers, Frommann. Meine anderen Bekanntschaften aber mit den Studirenden aus allen Landsmannschaften und Fakultäten waren in der letzten Zeit so zahlreich geworden, daß sie mir fast mehr zur Last als zur Lust gereichten. Wohin war doch so auf einmal meine Neigung zur Einsamkeit und Stille, meine Nüchternheit und gewohnte Mäßigkeit gekommen, wie konnte ein und dieselbe Menschennatur so ganz von der einen Richtung in die entgegengesetzte andere umschlagen. Sah es doch selbst in meinem Inneren so aus, wie in einer, seit langer Zeit nicht mehr aufgeräumten Studentenstube, wo Alles in Unordnung

neben wie unter einander herumliegt, daß man Mühe hat, Das zu finden, was man sucht.

In den letzten Monaten meines Universitätslebens beschäftigte ich mich sehr fleißig mit einer Arbeit, die ich zur Grundlage der lateinischen Probeschrift für meine Doktorpromotion bestimmt hatte. Die Anregung dazu war mir in Schelling's Vorlesungen und seinem geistreichen Buche „Bruno, oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge" gekommen. Dieselben Gesetze des Bewegens, dieselben Harmonieen der Raum- und Zeitverhältnisse, welche Keppler an den Weltkörpern des Planetensystems aufgefunden, müßten sich, so meinte ich, auch in den inneren Lebensbewegungen des Organismus, z. B. im Blutumlaufe, nachweisen lassen. Obgleich die Eitelkeit, welche mich zu dieser Arbeit trieb, unverhältnißmäßig viel größer war als meine Erkenntnisse und Kräfte, so daß ich nach langem Abmühen mit dem Gegenstande diesen verließ und eine leichtere Aufgabe für meine Dissertation wählte, sind mir dennoch die Grundgedanken zu meinem verunglückten Probestücke in manche meiner späteren schriftstellerischen Arbeiten nachgegangen. Die Prüfung für den Doktorgrad war glücklich bestanden, auch die formelle Feierlichkeit der Promotion war überstanden, welche für mich, wie (nach S. 113) alle die öffentlichen Akte, bei denen ich eine Hauptrolle zu spielen hatte, eine peinliche Aufgabe war; ich sah mich am Abschlusse meiner Lehrzeit, von deren Erwerbe ich nun bald Rechenschaft geben sollte durch die That des Lebens. Wie ernst hätte der Gedanke an die Bedeutung dieses Abschlusses für mich sein müssen, wäre in mir der rechte Ernst gewesen, ihn zu verstehen.

Einige Freunde, mit ihnen Wesselhöft und Ritter, begleiteten mich nach Roda. Wie ein Träumender zog ich

meinen Weg durch das Voigtland an der Stätte mancher alten Erinnerung vorüber. Der Traum war lieblich und süß, seine Bilder waren nicht aus jener alten, sondern aus einer neuen Erinnerung genommen, die mir seit der Nachmittagsstunde im Garten meines Vaters (nach S. 402) warm und hell in der Seele geblieben war. Ein Traum war es im Traume, denn auch dort, wo ich die Augen wieder sah, in welche ich im Garten so tief geblickt hatte, die Stimme wieder vernahm, die mir dort zu Herzen sprach, hörte der Traum nicht auf, ein Traum zu sein; er war nur tiefer, inniger, wahrer geworden.


MAR 0 7 1993
BOOK DUE

